D. II. 9

1787

8'

13

Coburger
Landes-
Bücherei

Familiengeſchichten.

Von

August Lafontaine.

Fünfter Theil.

Herrmann Lange.

Zweiter Band.

Mit einem Kupfer und einer Vignette.

Berlin,
bei Johann Daniel Sander.
1799.

Coburger Landes-Bücherei

S. 99.

W. Jury del. & sc.

Herrmann Lange.

Von
August Lafontaine.

Zweiter Band.

Berlin,
bei Johann Daniel Sander.
1799.

Baſe Eliſabeth quälte die gute Emilie unaufhörlich mit ihren wohlgemeinten Anmerkungen. Alſo die Verlobung mit dem Fräulein von Roslau iſt geweſen? Armes Kind! Aber du wirſt nicht übrig bleiben, Milchen. Gewiß nicht, wenn du fromm biſt und Gott vertraueſt. Freilich, freilich! du biſt nun in den Jahren, Milchen, da einen nach dem Brautkranze verlangt. Aber ſo geht es! Da wurde Herr von Rolfs abgewieſen, weil dir Herr von Lange ſo viel Süßes vorgeſchwatzt hatte. Doch jetzt? Ja, wenn der Herr von Rolfs nur wieder käme!

„O, liebſte Baſe,“ ſagte Emilie, vor Scham erröthend; „wie können Sie ſo reden!“

Warum nicht, Milchen? warum nicht? So kann man wohl reden, wenn man ſich unter den Menſchen umgeſehen hat. Und glaub nur, Milchen, ich könnte dir wohl einen guten Rath geben. Schlag dir Langen aus dem Sinne, und nimm dir einen Andern.

„O, mein Gott! haben Sie doch Geduld mit mir! Ich thue ja alles Mögliche, um wieder ſo heiter zu werden, als ich war."

Das thuſt du nicht, Milchen. Aus dem Sinne ſchlügeſt du dir den Herrn von Lange? Ja, das weiß mein Gott! Kommt die Rede auf ihn, ſo lobſt du ihn noch mehr, als dein Vater. Aber wer den Stein in die Höhe wirft, dem fällt er auf den Kopf; wer heimlich ſticht, der verwundet ſich ſelbſt. Und das thuſt du, das thuſt du aus leidigem Hochmuth. Da war dir kein Menſch gut genug. Wer lange wählt und mäkelt, kauft endlich gar nichts, oder ſchlechte Waare. Sieh, ſo wird es auch dir gehen. Was? du thäteſt alles Mögliche, dir Langen aus dem Sinne zu ſchlagen? Das iſt nicht wahr. Sirach ſagt: „Bläſeſt du ins Fünklein, ſo wird ein groß Feuer daraus; ſpeieſt du aber ins Fünklein, ſo verlöſchet es,

und Beides kann aus deinem Munde kommen.“ Sirach, am 28ſten. Drum folge, ſo wird es dir wohl gehen; ſpeie auf das Fünklein deiner Liebe, damit es verlöſche. Aber das thuſt du nicht; du bläſeſt hinein Tag und Nacht, mit Seufzern, Thränen, Gedanken, Worten und Werken. Wer gern tanzt, muß einen Dudelſack nicht verachten, und wer gern freien will, muß nicht lange wählen. Der Herr von Rolfs . . .

Hier wurde die geduldige Emilie doch empfindlich, und ſprang auf. „Der Himmel vergebe mir,“ ſagte ſie laut; „aber vergeſſen Sie die Stelle nicht, Baſe, die Sie mir heute aus der Bibel vorlaſen: „wenn man mich fragen wird, was ſind das für Wunden in deinem Herzen? werd ich ſagen: ſo bin ich geſchlagen im Hauſe derer, die mich lieben.“ Das laſen Sie heute; es hat mich unausſprechlich gerührt.“

Sacharja am 13ten, ſagte Eliſabeth ganz kalt. Aber es heißt: in deinen Händen; und nicht: in deinem Herzen. Du mußt die Bibel nicht verdrehen, Milchen. Hörſt du das von mir? Indeß ſchweigen will ich,

o ja, und den Mund nicht mehr aufthun. Denn ich bin verachtet; ich kann ſagen: Herr, wer hört unſre Stimme? — Sie ſchwieg eine Minute; dann aber hob ſie noch ſchärfer wieder an, als vorher. Die gute Eliſabeth wollte ja das troſtloſe Herz Emiliens, deren Thränen ihr nahe gingen, beruhigen. Sie ahnete nicht, daß es andere Herzen geben könne, als das ihrige.

Jetzt kam das Gerücht, der junge Herr von Lange habe den Prinzen bei ſeiner Braut angetroffen u. ſ. w., auch zu der Baſe. Iſt es möglich? rief ſie, und glühete vor Verlangen, der armen, trauernden Emilie die Nachricht mitzutheilen. Sie ging ſogar in den Garten, ohne die Gefahr einer Erkältung zu achten. Als ſie Emilien erblickte, ſang ſie aus vollen Kräften:

So kommt doch alles beſſer,
Als du dir vorgeſtellt! —

Emilie ſah an der Eil, an den ſtarren Blikken, an den ſchon redenden Händen der Baſe, daß dieſe ihr eine große Nachricht zu bringen hatte. Allein Eliſabeth wollte ihre Nachricht dieſes Mal nicht ſo wohlfeil geben. Sie ſtand im Eingange der Laube erſt mit dem

gleichgültigſten Geſichte von der Welt da. Als Emilie nicht fragte, nickte ſie mit dem Kopfe; als noch immer keine Frage kam, lächelte ſie geheimnißvoll, drohete dann mit dem Finger, und, als auch das nicht verfing, rief ſie zornig: o, du bringſt mich noch unter die Erde, Emilie! Ich habe dir etwas zu ſagen, ich laufe mir das Herz aus der Bruſt, in die Zugluft, in den Tod.

„Nun, liebe Baſe? was iſt es denn? Sie wiſſen, ich frage nicht gern.“

Ja, und ſprichſt nicht gern. Eben das iſt ja mein Tod, und dein Unglück. Denn erzähle ich dir nicht Alles, was ich erfahre, was ich denke? Sag, du undankbares Kind! Biſt du nicht immer ſtumm gegen mich, als ob ich dein Feind wäre? Aber ich bin geboren zu Leiden. Vergeltet nicht Böſes mit Böſem! So höre denn, Milchen. Mit Langen und der Roslau iſt es glatt vorbei. (Emilie verbarg die ſtarke Erſchütterung ihres Herzens.) Vorbei, wie ich dir ſage. Lange hat den Prinzen bei der Roslau angetroffen. Wo, das weiß Gott. Durch einen Hund iſt es verrathen worden. Und da haben ſie die Mut-

ter, die Frau von Roslau, und den Kammerrath vom Balle geholt, und es hat einen entſetzlichen Lärmen gegeben. Die ganze Stadt iſt voll davon. Nun, Milchen? Was ſagſt du nun? Siehſt du wohl, daß Gott mein Gebet erhört? Denn — ſetzte die gutherzige Eliſabeth weinend, und mit dem Schluchzen der Rührung hinzu —: ob ich gleich dem jungen Menſchen gerade nicht grün bin, noch von dem Weinberge her, ſo weiß doch Gott, ich wollte ihn lieb haben, wie meinen Augapfel, wenn er dich, armes Kind, wieder vergnügt machte.

Emilie fiel ihrer Baſe um den Hals, und ſagte: „o, wie gut ſind Sie, Eliſabeth! Aber laſſen Sie uns davon ſchweigen!"

Sieh, das ärgert mich eben, Milchen. Ich weiß, es freuet dich in der Seele, daß Lange den Prinzen da gefunden hat . . .

„Nein, liebſte beſte Eliſabeth, nein, nein. O Gott, da Sie ſo gut ſind . . . Ich bitte Sie, lernen Sie mich doch endlich einmal kennen! Ja, Eliſabeth, was ich mir ſelbſt verſchweigen möchte, will ich Ihnen geſtehen: ich würde ſehr glücklich ſeyn, wenn . . . wenn . . ." — Sie vollendete nicht.

— wenn du in vier Wochen mit Langen getraut würdeſt, Milchen? Nun, dazu kann Rath werden. Aber, Milchen, du mußt auch recht artig ſeyn. Nun gehen wir alle Morgen auf den Weinberg. Da . . . Laß du mich nur machen! Er ſoll wohl kommen.

„Baſe Eliſabeth,“ ſagte Emilie ſehr ernſt; „ich gebe Ihnen mein Wort: wenn Sie an ſo etwas nur denken, ſo nehme ich an, was mir mein Vater vorgeſchlagen hat, eine Stelle im Benedikten-Stifte. Sie wünſchen, daß ich heirathen ſoll, Baſe; aber ſobald Sie einen Schritt thun, auch nur den kleinſten, den allerunſchuldigſten, ſo heirathe ich nie.“

Lieber Gott, rief die Baſe mit gefaltenen Händen; habe du doch ein Einſehen! . . . Kind, wir wollen ihm ja nicht ſagen: Milchen liebt Sie, Milchen will Sie heirathen —

„Wir wollen es auch nicht einmal denken. O, liebe Baſe, werden Sie denn nie aufhören, dieſes Herz zu verwunden?“

Nun, ſo mag es gehen, wie es will! Ich werde gar nichts mehr ſagen. Macht, was ihr wollt! Aber habe ich jemals wunderliche Leute geſehen, ſo ſeyd Ihr es, du und Lange.

Ihr habt euch lieb, und lauft vor einander, wie vor Feuer. Da ſind andre Mädchen klüger! Aber die bekommen auch Männer, wenn du ſitzen bleibſt.

„Liebe Baſe Eliſabeth, an Ihnen ſehe ich, daß Sitzenbleiben eine Ehre iſt. Ich will nicht mehr als Sie.“

Die Baſe küßte Emilien für dieſe Artigkeit, und ſchwieg, doch ohne ihre Abſicht aufzugeben. Sie wußte, daß Herrmann täglich auf den Weinberg ging, wo er Emilien zweimal geſehen hatte. Hier, in dem Gange, der ihm durch Emilien heilig geworden war, brachte er ſeine angenehmſten Stunden zu. Jetzt hoffte er auf Emiliens Hand; aber dennoch ſah er ſie nicht, und vermied die Geſellſchaften, in denen er ſie antreffen konnte. Er fürchtete das geliebte Mädchen, und zitterte jetzt, da er frei war, mehr vor ihrem Anblicke, als ſonſt. Warum ſein Herz ihm ſagte, er dürfe ſie jetzt nicht ſehen, wußte er nicht. Er zankte mit ſich ſelbſt darüber; aber dennoch blieb er bei ſeiner Zurückgezogenheit. Seinem Vater hingegen, der jetzt Luſt hatte, eine andre Verbindung für ihn anzuknüpfen, erklärte er ohne

Scheu, daß er liebe, und endlich glücklich ſeyn wolle. Der Vater glaubte jetzt langſamer gehen zu müſſen, und drang nur in ihn, den Nahmen ſeiner Geliebten zu nennen. Herrmann konnte ſich aber nicht überwinden, ihn zu ſagen; er fürchtete, durch den Bruch mit dem Fräulein von Roslau auch Emiliens Liebe verwirkt zu haben. Sein einziger Spaziergang war der Weinberg, den Emilie nicht mehr beſuchte, und ſein einziger Umgang Hochfeld, der aber jetzt von Tage zu Tage kälter gegen ihn wurde —: kälter oder furchtſamer; denn Hochfeld war mit dem Bewußtſeyn einer ſchlechten Handlung belaſtet, und wagte es nicht mehr, ſeinem edlen Freunde ins Geſicht zu ſehen: er hatte Luiſen verlaſſen.

Hochfeld lernte eine Verwandte kennen, die mit Jugend und Schönheit auch alle Vorzüge des Geiſtes vereinigte. Sein Vater wünſchte eine Verbindung zwiſchen ihm und dieſem Mädchen. Ohne ihn zu zwingen oder zu überreden, gab er den jungen Leuten nur Gelegenheit, oft bei einander zu ſeyn, und das konnte er leicht, da Beide in ſeinem Hauſe wohnten. Hochfeld empfand erſt Achtung für

das Fräulein Dornau, und bald auch heiße Liebe. Nun wurden ſeine Beſuche bei Luiſen ſehr ſparſam. Sein ſeltneres Kommen konnte er durch manchen Vorwand bei ihr entſchuldigen, aber nicht ſeine augenſcheinliche Kälte. Luiſe hatte nie etwas von ſeiner Betriegerei gemerkt, weil ſie ſo arglos war; aber von ſeiner Kälte ſah ſie ſchon die erſte Spur, weil ſie ihn liebte. Sie verdoppelte ihre Liebkoſungen, und nur dieſe; ihre Liebe zu ihm konnte ſie nicht verdoppeln. Darin fand der undankbare Hochfeld ſeine Entſchuldigung. Ihrer heißeren, heftigern Liebe, die er ſelbſt in ihr entflammt hatte, die er in den Tagen ſeiner eignen Liebe als das höchſte Glück ſeines Lebens wünſchte, ſchrieb er jezt ſeine Kälte zu. Was nur Gefälligkeit des liebenden Weibes war, nannte er: Sinnlichkeit, Wolluſt; er ſah nur die Schwäche Luiſens, die ſich ihm ergeben, nicht die Verführung, durch die er ſie ſchwach gemacht, nicht die Stärke, womit ſie ihm ſo lange widerſtanden hatte. Ihr Glaube an ihn, an ſeine Treue wurde die Veranlaſſung und der Vorwand ſeiner Untreue. „Denn," ſagte er zu ſich ſelbſt, „hätte ſie nicht ſchon längſt auf den

Beſitz meiner Hand gedrungen, wenn nicht Befriedigung ihrer Sinnlichkeit alles wäre, was ſie von mir wünſchte? Wohl! ich will ſie nicht verlaſſen; ſie ſoll in Ueberfluß leben! Aber zu meiner Gemahlin kann ich ſie nicht machen; nein, beim Himmel nicht! Ich thue ihr kein Unrecht. Warum fiel ſie?"

Der Unmenſch! Sie fiel, weil ſie ihn liebte! — Er erinnerte ſich nicht, wie er ſonſt mit heißem, ſehnlichem Verlangen daran dachte, daß ihr Herz, nicht erſt der Segen vor dem Altare, ihm die entzückende Stunde ihres Hingebens verſchaffen würde; wie er ſonſt das den ſchönen Lohn ſeiner Liebe nannte, was er jetzt eine niedrige Schwäche ſchalt, die ſie ſeiner unwerth mache. Jene Stunde, da ſie von ſeiner unreinen Liebe, nicht von der ihrigen, hingeriſſen, in ſeine Arme ſank, jene Stunde, die er ſonſt den edelſten Triumph der Menſchheit nannte, hielt er jetzt für den Beweis ihrer Sinnlichkeit. Er haßte an ihr ſein Verbrechen, und tadelte an ihr eine Wolluſt, die ſie nicht kannte, da ſie nur Liebe für ihn fühlte. So grauſam betrog er ſie damals; ſo grauſam betrog er ſie jetzt wieder. — Arme

weiche Geſchöpfe! wenn ihr weniger liebtet — die Männer würden euch mehr ehren. Eure Güte, eure Liebe iſt es, die dem Manne ſo oft den Muth giebt, euch zu verlaſſen.

Luiſe hätte ſein Herz mit ihrer Schande erkauft; aber ſie konnte ſeine Liebe nicht um Gold und Ueberfluß weggeben. Sie bemerkte ſeine immer zunehmende Kälte, und brach in Vorwürfe aus. Jetzt ſah ſie den Abgrund, in den ſie ſich mit ihm gern geſtürzt hatte, ſchaudernd, weil ſie allein davor ſtand. Durch gerechte Vorwürfe entfernte ſie den geliebten Hochfeld immer mehr von ſich; und er erklärte ihr endlich, daß er gezwungen ſey, zu heirathen. Oft hatte ſie geſagt: „und wenn auch, Wilhelm, und wenn du heirathen müßteſt. Ja, ich könnte deiner Ruhe auch dieſes Opfer bringen.“ Sie hätte es ihm (obgleich mit Thränen) gebracht, ſo lange er ſie liebte; aber jetzt? Es entging ihr nicht, wie gern er das Opfer ſah, das ſie ihm nur wider Willen bringen wollte. Sie überhäufte ihn mit Vorwürfen, und war außer ſich vor Zorn und Eiferſucht. Aus Furcht vor wilden, verzweiflungsvollen Ausbrüchen ihrer Leidenſchaft, verſchob

er das Verbrechen, und glaubte, es unterlaſſen zu haben; allein die neue Liebe, ſeine Schwäche, Rolfs Rathſchläge warfen ihn bald mit größerer Gewalt dem Verbrechen zu. Er ſchrieb Luiſen, daß er ſie nicht wieder ſehen könne, trug ihr eine beträchtliche Summe als Erſatz an, und bat ſie, ihn zu vergeſſen. Als er keine Antwort erhielt, brachte ein Ueberreſt von Tugend ihn zu dem Entſchluſſe, ſie noch einmal zu beſuchen. Er hörte mit Schrekken, daß Luiſe an eben dem Tage, da ſie ſeinen Brief erhalten habe, abgereiſt ſey, und daß niemand wiſſe, wohin. Jetzt zitterte er vor den Folgen ſeiner Unbedachtſamkeit, wie er das Verbrechen an der Unſchuld eines liebenden Weibes nannte. Er dachte an Herrmanns Brief, und fand zu ſeinem großen Verdruſſe, daß ſein Freund auch diesmal wieder Recht gehabt hatte.

Die unglückliche Frau ſah aus dem Briefe des Ungetreuen, daß Alles für ſie verloren war. Seine Vorſchläge erbitterten ſie. Sie packte in tödtlich kalter Ruhe ihre Sachen zuſammen, und reiſ'te ab — mit dem ſchrecklichen Bewußtſeyn, wodurch ihre Gefühle noch hef-

tiger wurden, daß ſie ein Kind unter ihrem Herzen trage. Sie wollte wieder nach ihrem Geburtsorte; aber ſie ſcheute die Schande, blieb unterweges, und reiſ'te bald vor-, bald rückwärts. Ach, ſie fühlte nach und nach ihre Liebe und ihre Hoffnung wieder aufleben. Konnte Hochfeld, den ſie ſo innig liebte, ſo treulos ſeyn? Ihr Schritt, das Städtchen, worin ſie gewohnt hatte, zu verlaſſen, ſchien jetzt ihr ſelbſt zu raſch. — Es iſt der ſchönſte Beweis unſrer ſittlichen Natur, daß es uns ſo ſchwer wird, einen Menſchen, den wir lieben, für ſchlecht zu halten. Nein, er kann nur tugendhaft, nur edel ſeyn.

Luiſe kehrte wieder in die Gegend zurück, wo Hochfeld lebte, und blieb in einem Dorfe nahe bei der Reſidenz, von wo ſie ihm ſchreiben wollte. Sie fing zehn Briefe an, und vollendete nicht Einen. Eine kalte Verzweiflung ergriff ihr Herz, wenn ſie dachte, daß ihr Brief ohne Wirkung bleiben könnte; und ſie wagte es nicht, ihr Leben auf dieſes Spiel zu ſetzen. Endlich fiel ihr Lange ein. Zwar zweifelte ſie nicht, daß er für Hochfelds Verheirathung ſeyn würde; aber ſie wollte ihrem Her-

zen den kleinen Troſt geben, daß nur der Freund, nicht der Geliebte, ſie unglücklich mache.

Sie hatte von Hochfeld gehört, daß Lange geheimer Legationsrath ſey, und ſchrieb ihm unter dieſer Adreſſe, daß er ſie beſuchen möchte. Herrmann hatte den Brief kaum, ſo ritt er nach dem Dorfe, wo Luiſe ſich aufhielt. Sie empfing ihn mit einer ſtillen, entſchloſſenen Kälte. Er wollte ſie freudig in ſeine Arme faſſen; ſie ſagte aber in einem andern als dem gewöhnlichen Tone: Herr Lange, ich will nur eine Bitte an Sie thun. Sie haben einen Freund, Herrn Hochfeld. — „Herrn von Hochfeld,“ verbeſſerte Herrmann.

Luiſe wurde bleich, und fing an zu zittern; die ganze kalte, ſtarke Entſchloſſenheit war auf einmal weg. Wie? fragte ſie ſtammelnd: Herr von Hochfeld? Herr von? O, barmherziger Gott! wäre es möglich? Wie? ein Edelmann? — Herrmann ergriff ihre zitternde Hand: „Was iſt Ihnen, Luiſe?“

Das verbarg er mir! erwiederte Luiſe. O Gott! ſo iſt es denn vorbei! Alſo Herr von Hochfeld? Ach, jetzt ſeh' ich . . . O, der

abſcheuliche Unmenſch! — Sie legte die Hand an die Stirn; dann ſchrie ſie plötzlich und furchtbar auf. O Gott, er betrog mich vom Anfang an! Abſcheulich! Der Böſewicht!

Herrmann fing ſie auf, als ſie ohnmächtig in ſeine Arme ſank. Er begriff nichts von ihren Klagen, drang in ſie zu reden, und gab ihr die Verſicherung, daß Hochfeld ein redlicher Mann ſey. Sie ſah ihm ſtarr ins Geſicht. Und doch ein Edelmann? fragte ſie mit finſter gerunzelter Stirn. Sein Oheim alſo . . . —

Herrmann ſchwieg. — Sein Oheim alſo? Iſt auch das eine Lüge? fragte Luiſe kalt.

„Lieber Gott! Hochfeld hat keinen Oheim.“

Sie, rief Luiſe, und warf ſich an Herrmanns Bruſt — Sie ſollt' ich nicht ſehen, weil Sie ſeine Betriegerei verrathen hätten. Alſo keinen Oheim, von dem er erben ſoll? der ihn zu einer Heirath zwingen will? Das alles nicht? O, ich bin verrathen, betrogen!

„Luiſe, um Gottes willen! was iſt Ihnen?“

Nichts! erwiederte die Unglückliche, ſich erholend. Sagen Sie doch dem Herrn von Hochfeld bei Gelegenheit: Sie hätten mich geſehen; ich ließe ihm auf ewig [illegible]bewohl ſagen. (Sie wen-

wendete ſich kalt von Herrmann ab.) Sagen Sie ihm, hob ſie weinend wieder an, daß ich . . . daß ich . . . unter meinem Herzen . . . Schnell und heftig fuhr ſie fort: daß ich ſchwanger von ihm bin; daß ich . . . O, der Böſewicht ermordet mich! Sie ſank ohnmächtig in einen Stuhl; ihre Empfindung war ein verwirrtes Gemiſch von kalter Verzweiflung und heißer Begierde nach Rache.

Auf vielen Umwegen brachte Herrmann die Erzählung ihres Unglücks von ihr heraus, und zugleich ſah er mit Schrecken die ſtarre Kälte, die in ihrem weichen Herzen immer ſtärker überhand nahm. Dieſe tödtliche Kälte entſtand aus dem Gedanken, daß ihre Verführung, ihr Unglück, von Anfang an Hochfelds Plan geweſen ſey. Eine ſolche teufeliſche Bosheit des Menſchen, den ſie ſo innig geliebt hatte, verekelte ihr das Leben, und dieſe Empfindung brach deutlich aus ihrer argloſen Seele hervor.

Herrmann wagte es nicht, ſie zu verlaſſen, da der ſanfteſte Troſt keine Thräne mehr in ihre ſtarren Augen lockte. Um ſie zu retten, ſah er ſich endlich gezwungen, ihre Hoffnung

auf Hochfelds Liebe und Hand wieder zu beleben. Die Heftigkeit, womit ſie dieſe Hoffnung ergriff, die Erweichung, worin ihr erſtarrtes Herz ſogleich zerfloß, die heiße Liebe, die nun in rührende Klagen ausbrach, erregte bei Herrmann noch größere Furcht; denn er ſah voraus, was aus dieſem betrogenen Herzen werden mußte, ſobald alle Hoffnung dahin war. Er ſchlug Luiſen vor, ſie möchte ihn nach der Stadt begleiten, damit ſie Hochfelden näher wäre. (Es war ſein Plan, ſie zu dem alten Martin zu bringen.) Sie willigte nach einigen unſtäten, unruhigen Entſchlüſſen ein, und fuhr mit ihm ab.

Schweigend, in ſtarres Nachſinnen verloren, ſaß Luiſe neben Herrmann, der ſich vergebens bemühete, Thränen aus ihrem Herzen zu preſſen. Nahe vor der Stadt, die ſie mit Schauder erblickte, fuhr ſie auf, und fragte dann vor ſich hin: ein Edelmann alſo? Ich will nicht in die Stadt; nein! Soll ich der Spott des Böſewichts werden? — Sie ließ halten. Herrmann bemühete ſich vergebens, ſie zu bereden. Sie ſah endlich ihn ſelbſt mit mißtrauiſchen Blicken an, und ſagte feſt: ich

will nicht; der Böſewicht ſoll mich nicht wieder ſehen. Ich weiß, was ich will, was ich muß. O, der Mörder! Jetzt war ſie mit einem Sprunge aus dem Wagen. Herrmann weinte Thränen der tröſtenden Freundſchaft; aber er konnte nichts von ihr erhalten, als das Verſprechen, in der Nähe unter ſeinem Schutze zu bleiben. Er kannte hier herum weiter niemanden, als die Wirthin auf dem Weinberge, den er oft beſucht hatte. Da Luiſe nothwendig irgendwo untergebracht werden mußte, ſo führte er ſie zu dieſer ſtillen, ehrlichen Frau, und ließ den Wagen langſam nachkommen.

Luiſe ſetzte ſich in die Laube, wo Emilie geſeſſen hatte, und Herrmann ging zu der Wirthin. Dieſe war bereit, die Fremde gern aufzunehmen, und verſprach Herrmannen, ſie nicht oft allein zu laſſen. Bei dem Anblicke des bleichen, von Gram entſtellten Geſichtes, wurden ihre Augen naß, und ſie bot mit großer Artigkeit Luiſen den Aufenthalt und die tiefſte Einſamkeit in ihrem Hauſe an. Luiſe dankte nicht einmal; ſie ging mit niedergeſenkten Blicken auf das kleine Zimmer, das ihr angewieſen wurde.

Herrmann bat ſie, hier fürs erſte zu bleiben. Er verſprach ihr, ſie alle Tage zu beſuchen und ihr Nachricht von Hochfeld zu bringen; dann verließ er ſie. Je näher er der Stadt kam, deſto mehr entbrannte ſein Zorn gegen Hochfeld. Ihm ſelbſt ſchien das beinahe wahr, was Luiſe glaubte: daß Hochfeld von Anfang an den Plan gehabt habe, ſie zu verführen. Er mußte ſich mit Gewalt von dieſem Gedanken losreißen, um den Freund ſeiner Jugend, den er ſelbſt in dieſer ſchrecklichen Stunde noch liebte, nicht verächtlich und haſſenswerth zu finden. Ohne zu zögern, ging er zu Hochfeld, öffnete ſein Zimmer, und fand ihn in Entzücken vor dem Bildniſſe ſeiner Geliebten, das ſie ihm ſo eben geſchenkt hatte.

Als Hochfeld einen Blick auf Herrmann warf, erſchrak er, und ſuchte das Portrait zu verbergen; denn die Rache hing auf ſeines Freundes Stirn. „Ich habe dir nur wenige Worte zu ſagen, Hochfeld," fing Herrmann mit furchtbarem Ernſt an: „wenige Worte! Gott gebe ihnen Kraft, bis in das Innerſte deiner Seele zu dringen! . . . Ich habe Luiſen geſprochen." Hochfeld ſtand bleich da.

Herrmann wendete ſich einen Augenblick ab, weil ihn das Erbleichen des Menſchen, den er ſo innig geliebt hatte, erſchütterte. Nach einer langen Pauſe wendete er ſich wieder um, und ſagte ſanfter: „Luiſe kämpſt mit der Verzweiflung. Hochfeld! wenn dieſe Frau, die du unglücklich machteſt, wenn ſie dich vergebens geliebt, vergebens gebeten hat, ſo laß die Thränen deines Freundes nicht vergebens fließen! Zerbrich ihr Herz nicht! . . . Werde nicht ſo fürchterlich blaß! du ängſteſt mich. Noch iſt nicht alles verloren; noch kannſt du die Unglückliche retten, die du ſo unbarmherzig dem Elende hingabſt.“

Hochfeld wurde immer bleicher, und bebte immer ſtärker, ohne eine Sylbe zu antworten. Herrmann faßte ſeine Hand, und ſchüttelte ſie. Nun hob Hochfeld den Blick, ſchlug ihn aber ſogleich wieder zu Boden. Ach! . . . es iſt zu ſpät! brachte er endlich in Abſätzen hervor.

„Zu ſpät?“ fragte Herrmann. „Zu ſpät? Du wollteſt ſie nicht retten?“

Ich kann nicht. Mein Vater . . . Ich habe gehorchen müſſen. Ich bin verlobt. Beruhige ſie, Lange; biete ihr, was du willſt, ſo viel du willſt! Nur . . .

„Nur nicht das, was allein ſie retten kann? . . . Doch vielleicht weißt du nicht, was du thuſt. Luiſe iſt ſchwanger; deine Untreue, deine unwürdige Betriegerei . . .“

Betriegerei? fuhr Hochfeld mit erkünſtelter Hitze auf.

„O, guter Gott, laß mich nur nicht die Geduld verlieren!“ rief Herrmann. „Wohl denn, Hochfeld,“ fuhr er ſanfter fort; „wie ſoll ich das nennen, was du thateſt? Du biſt Luiſen untreu, der Luiſe, die nichts in der Welt liebte, als dich. Sie ſieht ſich verlaſſen von dem Menſchen, deſſen Geliebte, deſſen Gattin ſie zu ſeyn glaubte; verlaſſen in dem Zeitpunkte, wo nur die treuſte Liebe ihre Blicke in die Zukunft erheitern könnte. Du haſt ſie verführt, haſt ihr tauſend Unwahrheiten geſagt: wie ſoll ich das nennen? . . . Luiſe, mit dieſem troſtloſen Schmerz in der Bruſt, mit dieſem fürchterlichen Unglauben an Treue der Menſchen, weil der ſie verrieth, der ſie lieben mußte; Luiſe, erſt jetzt mit Schande beladen, da der Geliebte ihres Herzens ſie verläßt; Luiſe, die du aufgeopfert, der Verzweiflung hingegeben haſt . . . Hochfeld, ich bebe! Was

wirſt du, wenn du hörſt, daß man dein Weib, dein Kind in den Wellen gefunden hat?"

Nein, das wird ſie nicht; nein, Lange, das wird ſie nicht.

„Schrecklicher Menſch! Ich habe ſie geſehen, und ſage dir: du wirſt ihr Mörder! . . . . Doch das bei Seite. Denn welch ein Menſch müßteſt du ſeyn, wenn du nur deshalb gerecht wäreſt, weil du zitterſt! . . . Hochfeld! iſt die Tugend denn nichts mehr als ein glücklicher Erfolg? und das Laſter nichts als ein Schmerz? — Hochfeld, du haſt Luiſen betrogen, verführt. Mit deiner Hand giebſt du ihr nur Genugthuung, und deinem Gewiſſen nur den Anfang der Reue."

Lange, haſt du ſelbſt nicht den gebietenden Umſtänden nachgegeben? Haſt du nicht ſelbſt deinem Vater gehorcht?

„Hatte ich Emilien verführt? hatte ich ſie betrogen? Ja, ich brachte dem häuslichen Frieden, dem Wunſche meiner Verwandten das große Opfer. Ich war ein ehrlicher Mann, als ich es brachte; du biſt ein Böſewicht, wenn du es bringſt."

Ein Böſewicht? ſagte Hochfeld finſter, und

in Ungewißheit, ob er ſich erhitzen ſollte. Lange, du trotzeſt auf meine Freundſchaft!

„Trotzen? auf deine Freundſchaft? Nein, bei Gott! ich fange an mich ihrer zu ſchämen. Du willſt, ſehe ich wohl, dich erhitzen, um mich weg zu ſchaffen. Aber wag es, Hochfeld! Und wenn du es wagſt, mich zum Schweigen zu bringen, ſo betäube auch dein eigenes Herz! . . . Du haſt Luiſen geliebt, du liebſt jetzt deine Braut: das iſt es. Nicht dein Vater, nicht gebietende Umſtände; deine Sinnlichkeit, dein Herz ohne Tugend ſtürzen Luiſen ins Grab. Hochfeld! und wenn nun das Grab Luiſen bedeckt, wenn nun die Rache jenſeits des Lebens ewig unverſöhnt vor dir da ſteht — ſprich! welche Macht ſoll dein Herz gegen das Bild der ermordeten Luiſe bedecken?"

Hochfeld war erſchüttert. Er ſagte langſam: du weißt nicht, daß Luiſe ſelbſt mir tauſendmal ihre Einwilligung zu dem, was ich thun will, gegeben hat. Ich wollte, ſie hätte dir das nicht verſchwiegen.

Herrmann ſah ihn verachtend an. „Luiſe würde mit Freude deine Hand küſſen, wenn

du ihr ein Meſſer in das troſtloſe Herz ſtie=
ßeſt. Aber wäre das eine Entſchuldigung für
dich, wenn du es thäteſt? . . . Ich frage dich,
Hochfeld: wirſt du gegen Luiſen gerecht ſeyn?
Daß du ſie dieſen Augenblick heirathen ſollſt,
verlange ich nicht. Dein Vater — ſieh, Hoch=
feld, ſo weit haſt du dich gebracht, daß ich dich
daran erinnern muß! — Dein Vater hat nur
noch Tage zu leben: das weiß ich von dem
Arzte. Was hindert dich dann?"

Meine Verlobung mit . . .

„Schweig! Führe mich zu deiner Braut;
ich will ihr deine Geſchichte erzählen. Du ſollſt
nur beſtätigen, daß du Luiſen liebſt; und wenn
du dann nicht frei biſt, ſo will ich dich un=
glücklich nennen, nicht einen Böſewicht.
Komm!"

Lange, du biſt grauſam! Ja, ich liebe die
Dornau, liebe ſie mit unſäglicher Gewalt.
Luiſe ſoll glücklich werden; ich will mein Ver=
mögen mit ihr theilen. Aber meine Braut
kann ich nicht aufopfern; dieſes treue Herz
voll Liebe nicht.

„Aber jenes voll Liebe und voll Verzweif=
lung! . . . Hochfeld, das iſt dein feſter Ent=
ſchluß, es komme, wie es komme?"

Ja, das iſt er! O, rette mich, lieber Lange; rette Luiſen! Ja, das iſt mein feſter Entſchluß. Ich kann nicht anders.

Herrmann ſah ihn ſtarr an. „Elender, verächtlicher, armſeliger Böſewicht!“ ſagte er mit kaltem, furchtbarem Ernſt. — Hochfeld trat mit blitzenden Augen einen Schritt näher, und ſagte drohend: Lange! — „Droheſt du?“ fragte Herrmann kalt. „Aber ſey ruhig. Meine Hand erhebe ich nicht gegen dich; denn das Grab muß dir von jetzt an furchtbar ſeyn, nicht mir. Es iſt vorbei. Unſre Freundſchaft iſt zerriſſen. Ich kenne dich nicht mehr; von dieſem Augenblicke an nicht mehr. . . . Zittre! noch Einmal ſollſt du mich hier wiederſehen. Wenn Reue zu ſpät iſt, wenn der Genius der Rache das Land der Reue, die Erde, verlaſſen hat, wenn Luiſe nicht mehr lebt: dann, Böſewicht, ſiehſt du mich noch einmal hier wieder. Dann weißt du, was ich nicht ſagen will; aber mein Blick ſoll ſiebenfältige Rache auf dein Leben herabſtürzen, elender Mörder!“

Herrmann ging ſogleich wieder zu Luiſen, und fand ſie in finſterem, kaltem, verzehrendem Gram auf ihrem Bette ſitzen. Er zwang

ſich zu einer heitern Miene. Aber ſie ſagte, mit der Hand verneinend: machen Sie mir keine Hoffnung; ich bin von ihm betrogen, und will ihn nicht wieder ſehen.

Herrmann nahm ihr nicht alle Hoffnung; doch er beſtärkte ſie in ihrem Entſchluſſe, fürs erſte von ihm getrennt zu bleiben. Mit dem zärtlichſten Vertrauen bot er ihr jetzt ſeine Freundſchaft zum Erſatz der getäuſchten Liebe, und es gelang ihm, einen Theil ihres Vertrauens zu gewinnen. Er lenkte ihre Gedanken von der dunkeln Seite ihres Schickſals ab, und löſ'te ihr Herz wieder in Thränen auf. Jetzt nahm er ſie mitleidig an ſeine Bruſt, und vermiſchte ſeine Thränen mit den ihrigen. Dabei zog er ihre Gedanken von dem Verführer auf das Kind, das ſie unter ihrem Herzen trug. Durch umſtändliche Beſchreibungen, wie er das Kind erziehen, wie er deſſen Vater ſeyn wollte, brachte er die Muttergefühle ſchon jetzt in Bewegung, um der Verzweiflung des gekränkten Herzens ein Gegengewicht zu geben. So hatte er ſie etwas mehr beruhigt, als er ſie ſpät am Abend verließ.

Kaum war er auf ſeinem Zimmer, ſo fand

ſich ſein Vater bei ihm ein, und hob mit bedaurendem Achſelzucken an: mein Sohn, es herrſcht ein ganz eigner Unſtern über dich. Ich bedauerte dich ſchon bei der unglücklichen Verbindung mit dem Fräulein von Roslau. Gewiß, das that ich; denn ich war gar nicht unempfindlich gegen deine Wünſche, und machte jetzt ſchon Einleitungen, deine Mutter und deine Tante nach und nach zu der Idee hinzuführen, daß nun dir ſelbſt die Wahl einer künftigen Gemahlin überlaſſen bleiben müßte. Das that ich, ob ich gleich dir nichts davon ſagte; du weißt ja, ich rede nicht gern früher, als bis ich meiner Sache gewiß bin. Aber meine Bemühungen ſind vereitelt, lieber Sohn; du mußt zum zweiten Male das Opfer bringen, das dir ſchon einmal ſo ſchwer wurde. Ich bedaure dich von ganzem Herzen.

Herrmann wurde bleich. „Nein, mein Vater,“ ſagte er; „nichts in der Welt wird mich bewegen, mein ganzes Weſen wieder auf ein ſo gefährliches Spiel zu ſetzen. Ich habe heute ein zu ſchreckliches Beiſpiel geſehen, wie ſehr . . .“

Wie geſagt, ich bedaure dich, Herrmann;

allein, es iſt nicht zu ändern. Ich habe mich gewehrt, ſo ſehr, daß ich fürchte, ich bin ſchon über die Gränzlinie der Decenz hinausgegangen. Du wirſt mir das, hoffe ich, anrechnen. Zuletzt konnte ich nicht anders; ich mußte mein Wort geben, und die Verbindung iſt geſchloſſen.

„Mein Vater!“

Du wirſt ſelbſt einſehen, wie ganz unmöglich jede Ausrede iſt . . . Der Erbprinz, bei dem ich heute war, um wegen gewiſſer Kapitalien etwas mit ihm zu reguliren, weiß den unglücklichen Zufall mit dem Fräulein von Roslau. Er machte mir einige ſehr angenehme Komplimente über dein Betragen gegen ſeinen Bruder. Ich möchte wohl genau wiſſen, wie du dich denn eigentlich benommen haſt.

„Nun, mein Vater? der Erbprinz?“

Ja, er ſagte ganz unerwartet: ich wünſchte, lieber Kammerrath, Sie träten mir einmal das Vaterrecht über Ihren Sohn ab; dann wollte ich ihn nach meinem Sinne verheirathen. Ich erſtaunte. In meiner großen Verlegenheit ſtellte ich mich, als hielt' ich das für einen gnädigen Scherz, und ſuchte auszuweichen. Allein er ließ mich nicht los. Wenn Sie

etwa, ſagte er, ſchon entſchloſſen ſind, ſo kom- me ich bloß mit meinem Vorſchlage zu ſpät.

„Und ſein Vorſchlag, mein Vater?"

Ich wollte entkomemn, mein Sohn; ich ant- wortete mit Feinheit. Sieh, ich ſagte ...

„Der Vorſchlag, mein Vater!"

Nun, er iſt ſehr ehrenvoll. (Herrmann er- blaßte wieder.) Zwar nicht von Familie.

„Der Nahme, Vater; der Nahme!"

Das Mädchen ... Wie geſagt, er hielt mich feſt, ſo oft ich ihm auch entſchlüpfen woll- te — Das Mädchen, das er vorſchlug ... In der That ſind die Ausſichten gar nicht zu verwerfen.

„O, das Mädchen, das Mädchen! mein Vater, nur den Nahmen."

Es iſt die Mamſell Lebrecht.

„O Gott!" ſagte Herrmann, und legte die Hand auf das heftig ſchlagende Herz. Er erblaßte, und mußte ſich an einem Stuhle hal- ten. —

Mein Sohn, Herrmann, begreife dich doch! Lieber Gott! Du ſiehſt ja, daß ich nicht Nein ſagen konnte. Ich bedaure deinen Un- ſtern. Aber, was will man thun? Du mußt

fallen, mein Sohn; ſo falle wenigſtens mit Anſtand, und mache dir aus dem Opfer bei dem Prinzen ein Verdienſt.

Herrmann hörte von dem Allen nicht ein Wort. Aber auf einmal ſprang er auf, und rief: „iſt es wahr? O ich Glücklicher! iſt es kein Traum? O Emilie! geliebtes, theures Mädchen! ſo biſt du mein! ſo biſt du endlich mein! endlich!" — Sein Vater hatte ſich während dieſer Ausrufungen weggeſchlichen, und jetzt ſtürzten auf einmal Mutter, Tante, Geſchwiſter, von dem Vater angeführt, in ſein Zimmer. Alle flogen in die Arme des glücklichen Herrmanns. Jetzt gaben ihm ſeine Eltern die Segnungen des zufriednen Herzens, und er fühlte in der ſchönſten Rührung, daß er dieſe Segnungen verdiente. Er freuete ſich des Opfers, das er ſeinen Eltern gebracht hatte; denn nun lag er ſchuldlos und glücklich an ihrem zufriedenen Herzen. Alles vergaß er in dieſem Augenblick: die unglückliche Vergangenheit, die dunkle Zukunft; ſein entzücktes Herz wollte ihm die Bruſt zerſprengen. Er mußte allein ſeyn, um ſich in Ruhe zu freuen; dann ſuchte er ſeine Eltern wieder auf, um noch ru-

higer zu werden. Doch bald fühlte er, daß ſein Herz erſt an Emiliens Bruſt, in dem ſtillen Genuſſe der Seligkeit, ſich beruhigen würde. Die ganze Nacht hindurch ſchrieb er an Emilien, und zerriß jedes Blatt, auf das er geſchrieben hatte.

Am folgenden Morgen befreiete ihn ſein Vater von einer ſchmerzlichen Angſt. Emilie mußte wiſſen, was vorging, und Herrmann konnte die Worte nicht finden, in denen er ihr davon Nachricht geben ſollte. Er glaubte freilich mit Zuverſicht, daß ſie ihn liebe, und daß ſie die Gefühle der Seligkeit mit ihm theilen werde; aber dennoch — ſo groß war in ſeinen Augen das Glück, die theure Emilie zu beſitzen — dennoch hatte er nicht den Muth, ihr zu ſagen, daß er hoffe, ſie liebe ihn, und werde ihm ihre Hand nicht verweigern. Als er noch in dieſer Unentſchloſſenheit war, kam ſein Vater, und bat ihn, dem Erbprinzen, der Theil an ſeiner Zufriedenheit zu nehmen ſcheine, nun auch die Anwerbung um Emilien zu überlaſſen. Ich habe ihm, ſagte der Kammerrath, ſchon deshalb geſchrieben, und bitte dich, mein Sohn, deiner Geliebten nicht vor der Zeit etwas zu entdecken.

Der Erbprinz ſprach Herrmanns Vater auf der Kammer, und ſagte ihm: er möchte mit ſeiner Familie, beſonders mit ſeinem älteſten Sohne, Nachmittags auf der Faſanerie ſeyn, ohne ihr die Verabredung anzuvertrauen. Eben ſo ſagte er zu Herrn Lebrecht: er ſolle ſeine Tochter nach der Faſanerie bringen, und ſie nicht wiſſen laſſen, daß es auf ſeinen Befehl geſchehe.

Lebrecht begriff den Prinzen nicht, und ſchüttelte den ganzen Vormittag den Kopf über den ſeltſamen Einfall; er ſchwieg indeß gegen ſeine Tochter, um ſie nicht zu ängſtigen. Der Kammerrath hingegen lächelte ſehr wohlgefällig, und that ſich nicht wenig auf ein Geheimniß, das er mit dem Prinzen hatte, zu Gute. Er fuhr zu der beſtimmten Zeit auf die Faſanerie, und eine halbe Stunde ſpäter kam auch Lebrecht mit ſeiner Tochter. Herrmann ſah ſeinen Vater an, der jetzt recht liebevoll und triumphirend lächelte. Emilie erröthete, als ſie Herrmannen erblickte, und Lebrecht fing an zu errathen.

Jetzt flog eine fürſtliche Equipage heran, und der Erbprinz ſtieg aus. „Sieh da, lieber

Lebrecht! Und Sie, mein ſchönes Kind . . . Iſt das Ihre Tochter?

Ja, Ew. Durchlaucht!

Jetzt begreife ich! fliſterte der Prinz ihm zu. Sie haben einen böſen Vater, mein liebes Kind, fuhr er zu Emilien, angenehm lächelnd, fort: einen recht böſen Vater! (Emilie blickte ihren Vater mit Zärtlichkeit an.) Darf ich wohl einmal Ihr Vater ſeyn? Dann würden Sie, glaube ich, mir noch einen ſchöneren Blick zuwerfen. Darf ich? (Emilie machte eine Verbeugung.) Ich darf alſo? fuhr der Prinz ſchnell fort. Das iſt mir lieb; denn ich möchte dieſes ſchöne Geſicht wohl einmal mit der Roſenfarbe der Liebe überzogen ſehen. Wenn Sie nichts dagegen hätten, liebes Kind, ſo würde ich Ihre Hand einem braven jungen Manne ſchenken, der Sie ſchon lange heimlich liebt, den Sie aber vielleicht noch gar nicht geſehen haben. Darf ich ihn nennen? . . . Iſt das nicht der Kammerrath Lange? fragte er jetzt Lebrechten, und runzelte die Stirn ein wenig. Das iſt mir ſehr unlieb. Auf ein ander Mal alſo, Mademoiſelle! Bedenken Sie Sich indeſſen. Es iſt ein

junger, lieber Mann, für den ich bei Ihnen ein gutes Wort reden will. Ich hoffte, hier ſogleich alles richtig machen zu können. Aber nun . . . (Er warf einen finſtern Blick auf Langen.) Sie ſagen doch Ja, liebe Kleine? (Emilie war blaß geworden.) Nein, blaß ſollen Sie nicht werden; erröthen ſollen Sie. Nun? ſagen Sie Ja? — „Ewr. Durchlaucht Gnade rührt mich,“ fing Emilie in einer ſehr lieblichen Verwirrung an. — Geſtehen Sie nur, kleine Heuchlerin, daß Sie Ausflüchte ſuchen. Aber ich ſage Ihnen, Sie müſſen, wenn anders mein Wort bei Ihnen etwas gilt. Sie müſſen in der That. (Er faßte ihre zitternde Hand.) Hat der Legations-Sekretair Lange dort Papier bei ſich, ſo ſollen Sie hier auf der Stelle unterſchreiben. . . . Herr Lange! . . . Ich will doch ſehen, ob Sie nicht erröthen können! . . . Der iſt es, den ich meine. Sagen Sie nun Ja? O, wie die Wange glüht! Hier, mein lieber Lange, ſagte er zu Herrmann, der zitternd, mit ſtarkem Herzklopfen herzu ging, ohne den funkelnden Blick vom Boden zu erheben: kommen Sie näher! Haben Sie keine Bitte an mich, oder an Ma-

demoiſelle Lebrecht? (Herrmann verbeugte ſich tief; Emilie erröthete immer ſtärker.) Adieu allerſeits! rief der Prinz, und verſchwand. Jetzt ſank Herrmann ſchweigend vor Emilien auf ein Knie, faßte ihre zitternde Hand, und benetzte ſie mit Thränen. „Darf ich es wagen,“ ſagte er leiſe, „Ihnen den größten Wunſch meines Lebens zu entdecken?“ (Emilie zitterte immer mehr.) „Der Wunſch meiner Verwandten,“ fuhr er ſanft und gerührt fort, „berechtigt mich jetzt; die Güte Ihres Vaters, und . . . Emilie!“ Er beugte das Geſicht auf ihre Hand. Emilie ſchwieg, und über ihre Roſenwangen rollten die Thautropfen der glücklichen, ſtillen, jungfräulichen Liebe. Langſam hob er nun das Geſicht zu ihr auf. Sie wendete den ſeligen Blick nicht von ihm ab; ein ſanftes Lächeln, von zärtlicher Wehmuth umſchwebt, verkündigte ihm ſein Glück, das die jungfräuliche Lippe nicht ſagen konnte.

Dem Vater, der daneben ſtand, währte dieſes ſtumme, hohe Geſpräch zu lange. Ja, mein Lieber, ſagte er freudig und treuherzig; Emilie liebt Sie. Jetzt nahm Herrmann ihre zweite Hand, die ſie ihm mit einem leiſen

Drucke reichte. „Emilie,“ ſagte er; „ich liebe Sie unausſprechlich! . . . O, nur eine Thräne, nur ein Wort zum Zeichen, daß ich hoffen darf!“ Sie beugte ſich tiefer zu ihm hin, als ſollte er ihr Erröthen ſehen, und ſagte mit dem leiſeſten Tone, den nur er, doch kaum, vernehmen konnte: mein Vater hat geſagt, was ich empfinde. — Du liebſt ihn alſo, Milchen? fragte der Vater wieder, um doch zu etwas zu kommen. — Ich bin Ihre glückliche Tochter, antwortete ſie, und ſank an ihres Vaters Bruſt.

Jetzt kam die Familie Lange. Emilie verneigte ſich hoch erröthend, ohne Jemanden anzuſehen. Herrmann bat ſeinen Vater mit Blikken um Schonung für die zarten Gefühle ſeiner Geliebten. Der Kammerrath verſtand ihn unrecht; er faßte Lebrechts Hand, winkte den Andern, und die Liebenden wurden allein gelaſſen. Herrmann bot Emilien den Arm; doch ehe ſie nur einige Schritte gingen, hatten ſich die Andern, auf das unabläſſige Winken des Kammerraths, das Emilie zum Glück nicht ſah, ſchon zerſtreuet, und Herrmann ſah ſich in dem ſchönſten Gebüſch mit Emilien allein. Sie

weinte. „Meine Theure,“ ſagte er ſanft: „ich fühle, wie ſehr Sie überraſcht ſind; aber ich ſelbſt wurde es. . . . Wollen Sie einige Minuten allein ſeyn?“ — Er ließ ihren Arm fahren. Sie reichte ihm die Hand, ſchlug die Augen zu ihm auf, und ſagte: Sie haben meinen Wunſch errathen; ja, ich möchte allein ſeyn, um zu fühlen, wie glücklich ich bin.

„Sind Sie glücklich, geliebte Emilie?“ fragte er mit wehmüthiger Heftigkeit. Sie faßte ſeine Hand, und drückte ſie ſanft. Jetzt wallte das Entzücken der höchſten Liebe in ſeiner Seele auf. Er ſah ſie lächelnd, mit glühenden Augen an, warf den zitternden Arm um ihren Leib, zog die Bebende an ſich, und verſank in ein Meer von unausſprechlicher Wonne, als er ihr Herz an dem ſeinigen klopfen fühlte. Nur ſeine Wange berührte die ihrige, die von dem ſchönſten Feuer glühete, nicht ſein Mund. Sie erröthete, und Herrmann küßte ihre Hand. Jetzt gingen ſie zuſammen, und dachten nicht daran, einander zu verlaſſen; aber doch war ihr Geſpräch ängſtlich und abgebrochen. Keiner erwähnte der Vergangenheit, obgleich Beide fühlten, daß ſie einander darüber gegenſeitige Erklärungen ſchuldig waren.

Endlich kam Herrmanns Schweſter ihnen nach, und ſagte: darf ich die Erſte ſeyn, die ſich und Ihnen Glück wünſcht? Emilie erröthete nur, warf ſich an Julchens Bruſt, und weinte an ihrer Wange ſchöne Thränen. Meine liebe Schweſter! ſagte Julchen gerührt. O, wie freue ich mich, daß mein Bruder endlich doch ſo glücklich wird! — Und bin ich es denn nicht auch? ſagte Emilie.— Iſt es ſo? fragte Julchen unbeſcheiden: lieben Sie meinen Bruder? ſind Sie gern meine Schweſter? — Meine Schweſter! ſagte Emilie leiſe, als ſollte Herrmann die Worte nicht hören. — Nun, ſo kommen Sie! ſagte Julchen; meine Eltern wünſchen, der neuen Tochter ihren Segen zu geben.

Beide Mädchen gingen; Herrmann blieb zurück, und Emilie dankte ihm dafür. Auch ihm war wohl, daß er allein ſeyn konnte. Jetzt athmete er freier, und empfand ſein Glück noch tiefer. Er hatte Julchen faſt beneidet, daß ſie Emilien „Schweſter“ nennen konnte. Dieſer Nahme klang ſeinem Ohre ſo lieblich; er bezeichnete die Verbindung, in die er mit Emilien kommen ſollte, und die er noch

nicht näher zu denken wagte. So genoß er in ſeinen immer ſteigenden Gefühlen; und erſt, als man ihn mehrere Male gerufen hatte, ging er zu der Geſellſchaft. Auf ſolche Art erſparte er Emilien und ſich die Angſt, Zeuge von einer Scene zu ſeyn, welche die zarte Empfindung des edlen Mädchens beleidigen konnte.

Emilie war ängſtlich, als Julchen ſie zu den Eltern führte. Die Mutter kam ihr entgegen, und drückte ſie an ihr Herz. Dann umarmte ſie der Kammerrath, und hielt ihr eine lange Rede voll Artigkeiten und feiner Anſpielungen. Als er ſchwieg, ſank ſie an die Bruſt der Frau von Anfurth. Erſt, als ſie ſich in ihres Vaters Arme legte, der vor Rührung nicht ein Wort ſagen konnte, fing ſie an, wieder freier zu athmen. Jetzt kam Herrmann, und es wurde aufs neue Glück gewünſcht. Emilie mußte ſogar die Wörter: „Braut, Schwiegertochter, künftige Frau" hören, und man würde ſogleich auf eine feierliche Verlobung gedrungen haben, wenn nicht die flehenden Blicke, die Herrmann ſeinem Vater zuwarf, es noch verhindert hätten. Nach und nach gewöhnte ſich Emilie mehr an die ver-

traulichern Beziehungen auf die Zukunft, ob ſie gleich noch jedes Mal dabei erröthete. Gegen Abend bot ihr Herrmann den Arm zu einem Spaziergange, um ſie dem Witze ſeines Bruders zu entziehen, der ihr Erröthen bemerkt, und dadurch Luſt bekommen hatte, ſie öfter erröthen zu laſſen. O, ſagte Emilie, als ſie mit ihm allein war; Sie ſind doch immer mein Retter! Beide überdachten ſchweigend, wie wenig gefehlt hatte, ſie auf immer unglücklich zu machen. „O, meine Emilie!" ſagte Herrmann: „ich ſtand ſo nahe an dem Abgrunde eines ewigen Elendes; und jetzt! jetzt, dieſe unausſprechliche Seligkeit!" Er breitete die Arme aus; Emilie ſank hinein. „Mein Geliebter!" ſagte ſie in dem erſten heißen Kuſſe der beglückten Liebe; und nun war ſie ganz die Seine. Jetzt öffnete das Vertrauen Beider Herzen. Sie ſagten ſich, was ſie um und für einander gelitten hatten, und riefen dann mit dankbarem Entzücken: ſo war ich geliebt! ſo zärtlich, ſo heiß! — O nun ewig, ewig meine Emilie! meine Geliebte, meine Gattin! ſagte Herrmann; und Emilie zitterte nicht mehr bei dieſem Worte: ſie

drückte ihn feſter an das zärtliche Herz, das ihre Bruſt belebte.

So wurde ein Böſewicht, Rolfs, der Herrmannen verderben wollte, der Schöpfer ſeiner Entzückungen; die Hand, die ſich ausſtreckte, ihn zu ſtürzen, gab ihm den heiligſten Lohn der Tugend: das Herz, das er liebte! Herrmann war glücklich, und die Opfer, die er der Tugend gebracht hatte, ertheilten ſeinem Glücke himmliſchen Reitz, in dem Gefühle, es verdient zu haben.

Bei der Rückkehr nach der Stadt fuhr er mit Emilien in demſelben Wagen, und begleitete ſie bis an ihre Thür. Baſe Eliſabeth empfing ſie mürriſch; aber Emilie warf ſich ihr in die Arme, und rief: hier, meine beſte Baſe, haben Sie Ihre glückliche Emilie wieder. Ja, Sie hatten Recht! Ewig werde ich Sie dafür lieben und ehren, daß Sie mir immer Hoffnungen gaben. Ich bin mit Langen verlobt, liebe Baſe.

Iſt das wahr, Milchen? fragte die Baſe, vor Freuden zitternd. Iſt das wahr? Nun, ſo ſey Gott geprieſen! Siehſt du, Kind? ſiehſt du Herzens-Milchen?

Was Gott gefällt, mein frommes Kind,
Nimm fröhlich an: ſtürmt gleich der Wind.

Aber ſo erzähle doch.

Emilie erzählte, und der Vater beſtätigte, was ſie ſagte. Als Baſe Eliſabeth endlich auch die allerkleinſten Umſtände genau erforſcht hatte, ſang ſie aus vollen Kräften, und mit dankbaren Thränen das ganze Lied: „Du meine Seele ſinge!“ Gegen das Ende eilte ſie; mit dem letzten Worte nahm ſie das Licht, und ſagte: nun, Gott gebe mir Stärke, Millchen! Ich will noch dieſen Abend an dein Brautbett. Da hab' ich die ſchöne gewürfelte Leinwand; aber jetzt ſoll alles weiß ſeyn. Folge du meinem Rathe, Milchen, und ſchlaf mit deinem Manne auf bunter Leinwand; du ſparſt die halbe Wäſche.

Die arme Emilie wußte nicht, wohin ſie die Augen wenden ſollte; aber die Baſe war nicht aufzuhalten: ſie ſtörte noch die halbe Nacht in Kiſten und Kaſten, ſang dabei alle Loblieder, die ſie wußte, nach der Reihe, und kam jede Viertelſtunde in Emiliens Zimmer. Emilie drückte, ohne zu ſchlafen, die Augen feſt zu, und die Baſe ſagte: Gott behüte das

gute Kind! Schlaf du, Milchen; ich will für dich wachen.

Am folgenden Morgen ging eben der Lärmen aufs neue an. In den Zwiſchenzeiten, wenn Baſe Eliſabeth ſich vor Müdigkeit ſetzte, berechnete ſie ſchon die Anzahl der Hochzeitsgäſte, maß das Eßzimmer aus, und bat Emilien, doch ja bei der Trauung ſingen zu laſſen. Iſt es nicht ordentlich, ſagte ſie, als ob man ſich des lieben Gottes ſchämte bei einer Heirath, wo man ihn doch nöthiger hat, als jemals? — Von der Hochzeit kam ſie auf die Taufe, und ließ ſo die arme Emilie, die Einmal über das andre erröthete, durch alle Grade ihrer Folter gehen.

Emilie dachte mit Aengſtlichkeit daran, daß Herrmann ſie beſuchen könnte, weil ſie Eliſabeths Unbeſcheidenheit fürchtete. Er kam wirklich. Zuerſt ging Alles gut; aber bald war die Baſe bei dem, was ihr beſonders am Herzen lag: Emiliens Ausſtattung. Herrmann, der Emilien erröthen ſah, wollte das Geſpräch ablenken; allein vergebens. Ei, ſagte Eliſabeth; davon muß geſprochen werden, Milchen: denn ſo geht es zu in der Welt, und es iſt

gut, daß es ſo zugeht. — „Hm!“ ſagte Herrmann; „das möchte ich doch nicht ſagen. Denn wahrhaftig, Baſe Eliſabeth, es iſt eine eigene Sache um die Weltgeſchichte. Nehmen Sie, welche Epoche Sie wollen; man kann ſie nicht ohne Ekel leſen. Geben Sie dem ärgſten Dummkopf die Weltgeſchichte in die Hand; er wird, er muß fühlen, daß er konſequenter denken und handeln würde, als ſo Manche, die für große Köpfe gelten. Und wenn ein Cartouche die Weltgeſchichte lieſt, ſo muß er denken: ich bin doch noch ein ehrlicher Kerl gegen manchen dieſer Herren. Sie ſagen, es ginge ſo gut zu? Nein, da haben Sie Unrecht.“

Aber mein Gott, wer ſpricht denn von Cartouche und von Herren! ſagte Eliſabeth unwillig, und wollte fortfahren.

Gut denn, daß Sie das zugeben! Aber auch die Miniſter. Nehmen Sie den Kardinal Dübois. Er war eine Stütze der Kirche, und hat Frankreich lange regiert; gegen den iſt Cartouche ein ehrlicher Mann, dem man unbedenklich die Erde zu regieren geben könnte, weil ſie mit ihm beſſer daran ſeyn würde, als mit dieſem Kardinal. Andere Leute klagen

über das viele Unglück auf der Erde; ich nicht, wahrhaftig nicht. Weit weniger begreiſe ich, wie noch alles ſo ziemlich abgeht. Man ſollte denken, unter dem Orleans und dieſem Kardinal könnte kein ganzes Stück an Frankreich bleiben; aber am Ende ſieht man mit Verwunderung, daß die Erde aus allen dieſen Teufeleien noch ſo ziemlich gut davon kommt, und die Menſchheit dazu. Ich bin ſchon oft auf den Gedanken gerathen, die Vorſehung laſſe ganze Länder von ſolchen Leuten, wie dieſer Kardinal war, regieren, um uns den Glauben an ſich in die Hände zu geben. Man könnte die Weltgeſchichte recht gut Annalen der Tollhäusler, der Menſchen, und der Güte Gottes nennen; nur müßte man kein beſoldeter Hiſtoriograph ſeyn.

Aber, davon habe ich ja kein Wort geſagt; ich rede ja von Milchens Brautbett, und frage, ob es nicht beſſer wäre . . .

„Freilich wäre es beſſer, man redete von andren Dingen, als von der Weltgeſchichte. Denn ich frage Sie noch einmal: was iſt daran des Redens werth? Nichts, Sie mögen auch ſagen, was Sie wollen. Wenn der Sohn des

großen Condé, der ſich einbildete, ein Hund zu ſeyn, und in dieſem Anfalle wie ein Hund bellte, durch Ludwigs Majeſtät ſo imponirt wurde, daß er in ſein Schnupftuch oder zum Fenſter hinaus bellte, ſo oft ihm in des Königs Gegenwart ſeine tolle Stunde ankam; ſo beweiſ't das nichts gegen meinen Satz. Denn, daß dieſer Menſch, den wir einſperren würden, dort zum Hofe gezählt wurde, lehrt eben, daß dazu nicht immer Verſtand gehört. Sie ſehen alſo, man kann von Allem auf der Erde reden, und wird immer ſo viel Kluges darüber ſagen können, als über irgend einen Zeitpunkt in der Weltgeſchichte." Eliſabeth, die den Redner verſchiedene Male vergebens zu unterbrechen geſucht hatte, ſtand endlich auf, und ging ſehr unwillig aus dem Zimmer.

Herrmann kam nun alle Tage zu Emilien, und behandelte die Baſe immer mit Güte und Menſchlichkeit. Er fand ihre Fehler bei weitem nicht ſo groß, wie andere Menſchen, weil er Gefühl für den guten Grund ihres Charakters hatte. Eliſabeth merkte das ſehr wohl, und fing an, ihn beinahe eben ſo lieb zu gewinnen, als Emilien, ob ſie gleich ſich alle Tage we-

nigſtens dreimal über ihn ärgern mußte: denn ſobald ſie Emilien ängſtete, quälte er ſie mit einer langen Rede aus der Logik, Jurisprudenz, Medicin u. ſ. w. Beide nahmen endlich die Gewohnheit an — er, in ſolchen Fällen eine Rede zu halten; ſie, das Geſpräch, welches ſie gern führen wollte, ſo bald er anfing, abzubrechen.

Kaum aber hatte das ein Paar Tage ſo gedauert, als die Baſe Eliſabeth auf einmal ſehr unruhig wurde. Sie ging im Hauſe umher, und ſang von „Liſt und Rotten, Betrug und geheimen Sünden.“ Daß es auf Emilien Beziehung haben ſollte, ſah dieſe ſehr wohl; denn Eliſabeth hatte bei den nachdrücklichſten Stellen in ihren Geſängen immer nur ſie in den Augen. Emilie fragte nicht, obgleich die Geſänge ſie ein wenig beunruhigten. Nun ging Eliſabeth weiter; ſie ſeufzte, wenn ſie Emilien anſah, nannte ſie: armes Kind, ſprach von Gottes Schickung, von den böſen Menſchen, kurz, ſchien ſie auf einen ſchrecklichen Schlag vorbereiten zu wollen. Emilie kümmerte ſich nicht darum; denn Herrmann war ja heiter und glücklich. Endlich wendete ſich Baſe

Eliſabeth mit ihren Waffen gegen Herrmann ſelbſt; ſie ſprach von gottesvergeſſenen Menſchen, welche ihre Sünden verbergen zu können glaubten, und doch am Ende mit Schande beſtehen müßten. Herrmann hielt darüber bald ernſthafte, bald luſtige Reden, weil ſie nicht aufhörte, ihn auf ſolche Art zu unterhalten. Dabei ging Eliſabeth jetzt oft, gegen ihre Gewohnheit, ohne Emilien aus, ſagte nicht wohin, und kam jedes Mal mit einem ängſtlichen Geſichte wieder. Emilie fragte noch nicht; als aber Eliſabeths Verſe immer ſtärker, ihre Unruhe immer quälender wurde, und als ſie, wenn ſie unbeobachtet zu ſeyn glaubte, die Hände rang: da fragte Emilie wirklich mit Aengſtlichkeit.

Ach, ich wollte, daß ich nichts wüßte, Milchen; und es wäre dir wohl beſſer, daß du nichts erführeſt. Aber

Aus des Herzens Brünnlein quillet
Lauter angeborner Wuſt;
Mark und Adern ſind erfüllet
Durch das Gift der böſen Luſt.

Du armes, gutes, treues Kind! wie willſt du mit deinem Taubenherzen in der Welt voll

Schlangen fertig werden! . . . Ich wollte es nicht glauben, Emilie; aber der Glaube iſt mir in die Hånde gekommen, möchte ich ſagen. Nein, långer kann ich nicht ſchweigen; vielleicht verhindere ich ein Unglück. Dein Bräutigam, Milchen, Herr von Lange — Gott weiß, mein Herz ſpricht noch immer für ihn; aber — er iſt dir nicht getreu.

Nun war der Stein von Emiliens Herzen herunter. Sie lächelte, und ſah die Baſe mit den zutrauensvollen Taubenaugen an. Eliſabeth fuhr fort: er hat eines Abends, gerade heute vor acht Tagen, ein bildſchönes Frauenzimmer auf den Weinberg gebracht, wo wir ehedem zuweilen hingingen, und es da bei der Frau Albrecht eingemiethet. Ich weiß nicht, Milchen, ob du wohl oben in der kleinen Eckſtube geweſen biſt. Da wohnt die Perſon; und Herr von Lange beſucht ſie alle Tage, die Gott werden läßt. — Emilie lächelte noch immer; das fing an, die Baſe zu verdrießen. O ja, fuhr ſie fort; das könnte er wohl: dabei iſt nichts Böſes. Aber, daß er ſie umarmt, daß er ſie ſeine geliebte Luiſe nennt, daß er ſagt, nie ſoll dich mein Herz fahren laſſen,

meine Luiſe; daß er ſagt, die Heirath mit dir wäre ein Schurkenſtreich, aber nothwendig; daß die Perſon ſchwanger iſt, und ihre Niederkunft da erwarten ſoll . . . ſieh, Milchen, das alles wollte ich erſt nicht glauben, als die Frau Albrecht es mir erzählte; aber ich habe es ſelbſt geſehen und gehört.

Emilie wurde ein wenig unruhig; doch ein Verdacht gegen den Geliebten kam nicht in ihre Seele. Die Baſe redete, übertrieb, verſicherte, ſchwor und weinte indeß ſo lange, bis endlich doch ein kleines Mißtrauen in Emiliens Bruſt ſchlüpfte, das aber ſogleich verſchwand, als Herrmann zu ihr kam, und ſie nur einen Blick in ſein offnes Auge geworfen hatte. Kaum war er fort, ſo hob Baſe Eliſabeth wieder an, ihr Gift in Emiliens Seele zu gießen. Sie erzählte Unterredungen, die ſie Wort für Wort zwiſchen Herrmann und Luiſen gehört haben wollte, und deren Wahrheit ſie ſich erbot vor Gottes Richterſtuhle zu beſchwören. Die Unterredungen waren wirklich gehalten; nur hing die Baſe immer an ihrer einmal gefaßten Meinung, verſtand, was von Hochfeld geſagt wurde, von Herrmann, merkte

gar nicht auf Aeußerungen, durch die ſie hätte aus ihrem Irrthume kommen müſſen, und ärgerte ſich über Emilien, das einfältige Mädchen, das von dem Allen nicht ein Wort glauben wollte.

Der Baſe Eliſabeth lag jetzt noch mehr daran, die ungläubige Emilie zu überzeugen, daß ſie Recht hatte, als an der Sache ſelbſt. Sie führte daher eines Morgens die Frau Albrecht auf Emiliens Zimmer, und ſagte: hier iſt die Frau Albrecht ſelbſt, Milchen; nun ſollſt du hören. Emilie erröthete. Die Frau hob ſchon an zu reden; Emilie unterbrach ſie aber, erkundigte ſich nach ihren Kindern, und fragte, ob die Witterung eine gute Weinleſe verſpräche. — Seh einer! wie liſtig! dachte Eliſabeth. Emilie leitete die Frau auf die Krankheit, woran ihr ſeliger Mann geſtorben war, und ließ ſich recht in der Ordnung die Geſchichte jedes Tages, nebenher auch die Geſchichte ihrer Verheirathung, geben. Baſe Eliſabeth hörte geduldig zu; da aber Emilie noch immer etwas zu fragen hatte, und da Frau Albrecht, weil es ſpät wurde, ſchon mit dem Stuhle rückte: ſo brach ſie endlich los.

Und die Perſon, die Sie im Hauſe haben, Frau Albrecht?

„Nun leben Sie wohl, Frau Albrecht,“ ſagte Emilie freundlich, und ging aus dem Zimmer. Die andern Beiden ſahen ſich erſtaunt an; aber — Emilie war fort, und die Frau Albrecht mußte gehen. Die Baſe war jetzt wirklich böſe, und wunderte ſich nicht wenig, als Emilie nachher ſehr ernſt zu ihr ſagte: „wie es ſcheint, weiß die Frau Albrecht, daß ich Langens Braut bin. Sagen Sie ihr denn ja, Baſe, daß ich ihr jedes unbeſcheidene Wort ſehr übel nehmen würde. Haben Sie denn wirklich geglaubt, daß ich die Achtung für mich ſelbſt und für Langen, meinen Bräutigam, weit genug vergeſſen könnte, um ein ſolches Geſpräch zu führen? Ich bitte Sie, Baſe Eliſabeth, laſſen Sie mich die Liebe, die Sie für mich haben, nicht ſo theuer bezahlen.“

Eliſabeth erröthete, halb vor Beſchämung, halb vor Unwillen. Sie brummte etwas von Hochmuth und Stolz, ging hinaus, und ſang, aber nur eine Melodie ohne Text, weil in ihrem ganzen Vorrathe nicht Ein Vers war, der auf dieſe Gelegenheit paßte. Von jetzt an

ſchwieg ſie; doch gab ſie den Plan nicht auf, Emilien zu überzeugen. Ein Paar Tage nachher bat ſie Emilien, einen Spaziergang mit ihr zu machen. Emilie merkte an ihrer Art zu bitten, daß es nach dem Weinberge gehen ſollte; aber ihr Wunſch, die Unbekannte, derentwegen ſie in der That einige Beſorgniß hatte, einmal zu ſehen, ſiegte über alle Bedenklichkeiten, und ſie willigte ein, troꝫ dem ängſtigenden Gefühl von Unrecht in ihrem Herzen. Die Baſe führte ſie auf Umwegen dem Weinberge immer näher, und Beide gingen ſchweigend hinauf. Emilie bebte, als ſie in einer Laube ein junges Frauenzimmer mit einem ſehr angenehmen Geſichte erblickte. Luiſe (ſie war es) ſtand auf; aber die Baſe bat ſie in dem Tone einer Bekannten, zu bleiben, und ließ dann Emilien mit ihr allein. Emilie betrachtete das ſchöne Geſicht, in das der Gram nur ſeine ſanfteſten Züge gezeichnet hatte, und ihr Herz wurde doch ein wenig unruhig. Sie blickte heimlich auf die Geſtalt, und die Verſicherung der Baſe, daß Luiſe ſchwanger ſey, ſchien ihr gegründet. Sie wohnen hier, wie ich höre? fragte Emilie ſanft. Luiſe antwortete

leiſe und mit einem Seufzer: ja. Nun war das Geſpräch abgebrochen. Luiſe fing wieder an von der ſchönen Gegend zu ſprechen, und von der Einſamkeit, in der ſie lebte. Mit pochendem Herzen und niedergeſchlagenen Augen fragte Emilie: „Sie haben hier gar keine Bekannte?" — Der einzige, erwiederte Luiſe ſeufzend, iſt Herr von Lange. Emilie brach das Geſpräch wieder ab. Als die Baſe kam, ging ſie ihr entgegen, und war auf keine Weiſe wieder in die Laube zurückzubringen, wo Baſe Eliſabeth jetzt ein Examen mit Luiſen anfangen wollte.

Nun, ſo komm, ſagte Eliſabeth, und führte Emilien in das Haus. Emilie ſaß ſchweigend, in unruhige Gedanken verſunken, am Fenſter. Jetzt ſteckte die Frau Albrecht den Kopf durch die Thür, um der Baſe einen Wink zu geben. Eliſabeth trat an das Fenſter, und ſagte ſeufzend: nun ſieh, Milchen! ſieh ſelbſt! — Da ging Lange, und Luiſe hatte ſich in ſeinen Arm gehängt. Er ſprach eifrig mit ihr, faßte ihre Hände, und ſchien ſie zärtlich zu drücken. Emilien trat eine Thräne in das blaue Auge. Welch ein Weltkind, Mil-

chen! ſagte Eliſabeth. — „Weltkind?" erwiederte Emilie. „Liebe Baſe, welch ein Teufel müßte er ſeyn, wenn er dieſes ſchöne Mädchen, dieſen Engel, ſo betriegen könnte? und wenn er mich, zu gleicher Zeit mit dieſer Unglücklichen, betriegen wollte! . . . Nein," ſagte ſie, jetzt lächelnd, heiter, voll Zuverſicht, und ſtand vom Fenſter auf: „ich bin ſehr glücklich, liebſte Baſe. Um der milden Güte, des zarten Mitleidens willen, das er dieſer Unglücklichen erzeigt, liebe ich ihn noch mehr." Ihr Glaube wurde immer feſter, ihre Bruſt immer freier. In dieſem heitern Glauben öffnete ſie das Fenſter, und warf dem Geliebten, als er gegen das Haus her kam, einen lächelnden Blick zu. Herrmann bemerkte ſie, und ſein Geſicht wurde wie verklärt. Er eilte, mit Luiſen an der Hand, an das Haus hinan. — „Sie ſind hier, Emilie?" rief er ihr zu; „und das weiß ich nicht?"

Emilie eilte hinunter, und die Baſe folgte ihr mit ſeltſamen Empfindungen langſam nach. Herrmann küßte Emilien die Hand, und ſtellte dann die Frauenzimmer einander vor. Von Luiſen ſagte er: „meine älteſte Freundin, die

ich ſehr liebe.“ Emilie blickte ihm mit dem frohen Ausdrucke der Freundſchaft in die Augen, und ſagte dann: auch mir ſind Sie ſchon ſehr werth, und ich hoffe, mir Ihre Freundſchaft zu erwerben. Eliſabeth ſchüttelte noch ungläubig den Kopf; ſie wollte wiſſen, woran ſie war. Als Herrmann ſagte: „das, Luiſe, iſt Mamſell Lebrecht, eine theure Freundin von mir;“ da ſetzte Eliſabeth, mit einem ſpähenden Blick auf Luiſen, hinzu: die Braut des Herrn von Lange. Bei dieſen Worten zeigte ſich ein Zug von Schmerz in Luiſens Geſichte, und Herrmann ſchien in Verlegenheit zu gerathen. Eliſabeth hätte gern geſungen:

Aber wache doch von Sünden
Einmal auf, du ſichrer Geiſt;

ſie ließ es aber bei einigen Verzerrungen des Mundes bewenden. — Emiliens Herz pochte ſtärker; allein dennoch ſchloß ſie Luiſen feſt und freudig an ihr Herz, als wollte ſie den neuen Zweifel zerdrücken. — Alſo ſeine Braut? ſagte Luiſe, und benetzte Emiliens Geſicht mit Thränen. Und das verſchwiegen Sie mir, lieber Lange? fragte ſie zärtlich. O, glauben Sie denn, daß ich mich gar nicht mehr

freuen kann, auch über Ihr Glück nicht? — „Ja, liebe Luiſe," ſagte Herrmann; „ich verſchwieg Ihnen, wie glücklich ich bin. Aber jetzt bitte ich Sie, die Freundſchaft meiner Braut anzunehmen." Luiſe drückte Emilien mit inniger Zärtlichkeit an ihre Bruſt, und ſagte: glückliches Mädchen, das den Schmerz nicht kennt, betrogen, verrathen, verlaſſen zu ſeyn! . . . O, verdanken Sie mit Liebe, mit Treue dieſem edlen Manne die Freundſchaft, die ich ihm nicht verdanken kann! . . . Lieber Lange, der Anblick Ihres Glücks erheitert mich. Ach, hören Sie nie auf, Ihre Braut zu lieben. Nein, ſie muß nie den Schmerz kennen lernen, der eine Verlaſſene foltert. Jener Böſewicht, jener Elende . . . — Herrmann unterbrach ſie zum großen Verdruſſe der Baſe, die ſo gern mehr von dem Böſewicht gewußt hätte. Emilie, welche nun ihren leiſen Zweifel in feſte Ueberzeugung von einer neuen Tugend ihres Herrmanns verwandelt ſah, ſchloß ſich mit zärtlicher Begeiſterung an die unglückliche Luiſe, und ging mit ihr. Herrmannen überließ ſie die Baſe Eliſabeth, welche nun mit einer ihr ungewöhnlichen Feinheit

Verſuche machte, ihn über Luiſens Schickſale auszufragen.

Herrmann fing wirklich ſogleich die Erzählung an, und bemühete ſich, ihr recht deutlich zu zeigen, wie alles gekommen ſey. Zum Eingange machte er eine Bemerkung über die ungeheure Bosheit der Menſchen, und über das unbegreifliche Unglück, das zuweilen jemanden verfolge. Die Baſe erwartete nun mit Begierde, was kommen würde; er hielt ihr aber eine lange Rede darüber, daß dieſe Bemerkung nicht wahr ſey. Unglücklicher Weiſe widerſprach ſie ihm, als er ſagte: „ein Blutgeſchwür an einem Finger ſey nicht weniger, als die ſämmtlichen Geſchwüre des armen Lazarus;" denn nun mußte ſie ſich in den Beweis ſeines Satzes ergeben, ſo ſehr ſie ihm auch verſicherte, daß ſie ja alles glaube. „Ich weiß leider, Baſe Eliſabeth," ſagte er, „daß Sie, wenn ich heute die geringſte Kleinigkeit unerörtert laſſe, morgen wieder daſſelbe behaupten, und daß ich dann nur leere Aehren gedroſchen habe." Er hob ſeinen Beweis an, verlor ſich in alle fünf Welttheile, machte Reflexionen über die Grammatik, über alle Wiſſenſchaften,

zeichnete ihr, um nichts übrig zu laſſen, Figuren in den Sand, und wollte ihr in der Kürze einen Begriff von der Buchſtabenrechnung beibringen. Sie hielt in ihrer peinlichen Lage aus, und gab ihm in allem Recht, um nur etwas von Luiſen zu hören. Herrmann fing endlich auch an: „ich lernte Luiſens Vater vor mehreren Jahren kennen. Er war Prediger, ein Mann, der von der Theologie ganz eigene Meinungen hatte, und von dem man ſagen könnte, er ſey der chriſtlichſte Ketzer auf der Erde geweſen.“

Mein Gott! ein chriſtlicher Ketzer? fuhr Baſe Eliſabeth unvorſichtig heraus. Wie reimt ſich das?

„Daran zweifeln Sie, Baſe?“

Nein, nein, nicht im mindeſten. Fahren Sie nur fort, wertheſter Herr Vetter! — Allein das war vergebens geſprochen. Herrmann führte ihr ſogleich einige Ketzer vor, und ſetzte hinzu: „morgen will ich Ihnen den Arnold mitbringen, der ſie alle in Reihe und Glied geordnet hat.“ Die Baſe wollte das Chriſtenthum gegen dieſe Gottloſigkeit in Schutz nehmen; nun ging es ihr aber noch übler: Herr-

mann war kaum erſt von den Patropaſſianern weg, als Emilie und Luiſe ſchon zurückkamen. Jetzt wollte Eliſabeth ihre Rache nehmen; ſie erklärte Herrmannen gerade zu, daß ſie von Allem, was er geſagt habe, auch nicht das Mindeſte glaube. — „Nun,“ erwiederte er ernſthaft; „ſo muß ich noch einmal von vorn anfangen.“ Sie hielt ſich die Ohren zu, und nahm ſo von Luiſen Abſchied. Herrmann ging mit ihr; ſie wünſchte ihn aber weit weg, um mit Emilien allein zu ſeyn, und von ihr etwas zu erfahren. Doch auch dieſe Hoffnung war vergeblich, obgleich Emilie Wort für Wort erzählte, was ſie mit Luiſen geſprochen hatte.

Aber, mein Gott! rief Eliſabeth: was ſoll doch das alles? Konnteſt du dafür nicht fragen: wer iſt denn der Böſewicht, der Sie hat ſitzen laſſen?

„O Baſe, das hätte ich um kein Königreich gefragt. Hat ſie denn nicht ohnedies ſchon Kummer genug? Das war mir nicht möglich.

Und ich wüßte es doch ſo gern! ſeufzte die Baſe: aus chriſtlichem Mitleiden mit der armen jungen Perſon, nicht aus Neugierde.

Denn wenn man alles recht genau weiß, ſo kann man beſſer tröſten. Nun, wir werden ſie ja öfter ſehen. Und dir muß es Lange wohl ſagen, ob ich ihm gleich kein Wort wieder darum gönnen werde. — Wirklich hatte Herrmann durch ſeine Manier die Baſe dahin gebracht, daß ſie gegen ihn beſcheidener war, als gegen jeden Andern. Sie fragte ihn nicht wieder; aber ſie lag Emilien deshalb an. Und wenn nicht eher, ſagte ſie, ſo doch am Verlobungstage, Milchen; an einem ſolchen Tage ſagt der Bräutigam Alles. — Aber es kamen wichtigere Ereigniſſe; und über die vergaß die Baſe zu fragen: wer hat Luiſen verlaſſen?

Der Kammerrath wünſchte, daß die feierliche Verlobung ſeines Sohnes mit Emilien in Kurzem ſeyn möchte; denn der alte Fürſt wurde immer ſchwächer, und Lebrecht, der das ganze Vertrauen des Erbprinzen hatte, ſah ſich ſchon mit einem kleinen Hofe umgeben. Nicht lange vor dem bereits angeſetzten Tage, eben als Herrmann und Lebrecht mit dem Erbprinzen im Kabinette arbeiteten, wurde dieſer bleich, und lehnte ſich hinten über; der Schlag traf ihn, in Herrmanns und Lebrechts Armen.

Die Aerzte zuckten die Achſeln; die ganze Stadt war voll Unruhe, und bei Hofe Alles in der äußerſten Verlegenheit, weil man nicht wußte, ob man ſich nicht ſogleich an den Prinzen Moritz drängen ſollte, da der Erbprinz nur zwei Töchter hatte. Die Klügſten wurden ſelbſt krank, um ſich nicht zu kompromittiren. Die Freunde des Prinzen Moritz harrten in ängſtlicher Unruhe. Man empfahl ſich ihnen ſchon, ob ſie es gleich noch nicht wagten, die Huldigungen anzunehmen.

Mit dem Erbprinzen wurde es mißlicher, und die Aerzte gaben ſchon alle Hoffnung auf. Jetzt rollten Equipagen in Straßen, wo man vorher nie eine geſehen hatte. Die alten Aſſambleen waren leer; nur einige Hofleute gingen in den öden Sälen unruhig und mit Achſelzucken auf und nieder, tröſteten einander damit, daß es die Aerzte oft ſchlimmer machten, um deſto mehr Ruhm zu ernten, und erzählten viele Beiſpiele von Apoplexieen, die nicht tödtlich geweſen wären.

Der Kammerrath Lange war übler daran als jeder andre; er hatte dem Erbprinzen große Summen, zum Theil nicht einmal aus eige-

nem Vermögen, vorgeſchoſſen, und die Verſchreibungen waren alle ſo eingerichtet, als ob ſein Schuldner ewig leben würde. Ich bin ein Bettler, wenn er ſtirbt, klagte der Kammerrath; und mein Sohn, ach, mein Sohn Herrmann, ruinirt mich vollends! Hat nicht der Unglücksvogel den Prinzen Moritz bei dem Fräulein von Roslau angetroffen? Ach, und die Anfurth! und meine Frau! ſie nehmen mir das Leben; denn die haben es unter die Leute gebracht. Es iſt vorbei! rein vorbei! Und nun gar die Verbindung mit Lebrecht, der die Schulden des Prinzen Moritz arrangiren mußte! Ich ſagte es gleich, daß er zu ſtrenge verfuhr. Ach, wenn Se. Durchlaucht nur wüßten, daß ich ſo ſagte! . . . Dieſe Heirath giebt unſerm Glücke den letzten Stoß. Der Prinz kann den groben Lebrecht nicht leiden; und wir müſſen das Unglück haben, mit dem Manne in Verbindung zu kommen! So jammerte der Kammerrath, und ſein ganzes Haus jammerte mit ihm; nur der Lieutenant nicht, der jetzt anfing, unter des Prinzen Geſellſchaftern zu glänzen. Bei dieſen traurigen Umſtänden wurde die Verlobung ausgeſetzt, ſo ſehr auch

Herr=

Herrmann darauf drang, daß es bei dem einmal beſtimmten Tage bleiben ſollte. Der Kammerrath hatte jetzt alle Feinheit vergeſſen, und ſagte Herrmannen mit dürren Worten: er wolle ſich lieber ermorden laſſen, als ſeine Einwilligung zu einem ſolchen Unglücke geben.

Jetzt erholte ſich der Erbprinz, und die Aerzte gaben die beſte Hoffnung. Sogleich rollten die Wagen aufs neue die gewohnten Wege, und die Kutſcher erholten ſich wieder von der Verwirrung. Der Kammerrath, dem ein Arzt geſagt hatte, daß es ſich in ein und zwanzig Tagen mit dem Kranken entſchieden haben müſſe, ſetzte die Verlobung nach ein und zwanzig Tagen an, damit Lebrecht ja nicht beleidigt würde. Er hielt die Verſchreibungen des Erbprinzen bereit, um ſie bei der erſten guten Stunde von ihm berichtigen zu laſſen, und zitterte doch vor dem Schritte, der ihm zeigen konnte, daß man auch ihn für ſterblich halte. Herrmann, der den Erbprinzen wirklich liebte, war alle Tage mit Lebrecht im Vorzimmer, um ſich nach ſeinem Geſundheitszuſtande zu erkundigen. Er that, obgleich ſein Vater ſehr deshalb in ihn drang, keinen Schritt, die Gnade

des Prinzen Moritz zu erlangen. Ich freue mich nur, ſagte der Kammerrath, daß Hochfeld dein Freund iſt. Du biſt ſo eigenſinnig, mein Sohn, dem Prinzen nicht deine Ehrfurcht bezeugen zu wollen. Es wäre beſſer, wenn du es thäteſt; aber verſäume wenigſtens den Herrn von Hochfeld nicht! — Herrmann zuckte die Achſeln, und ſchwieg.

Der Erbprinz ſtarb, ehe die ein und zwanzig Tage verfloſſen waren, und ſein Vater folgte ihm vier und zwanzig Stunden nachher. Rolfs ſagte lächelnd: der Teufel! dies Mal iſt der Zufall klüger geweſen, als ich! — Der Prinz Moritz ward Fürſt, und Bürger und Bauer beteten: Gott gebe uns einen gerechten und gnädigen Herrn!

Was Alle erwartet hatten, geſchah nicht, weil Rolfs es verhütete. Keiner von den Räthen verlor ſeine Stelle; nur wurde Rolfs geheimer Cabinets-Sekretair und geheimer Juſtizrath. Rolfs hatte in der That nichts gegen das bisherige Syſtem; ihm ſchien es ſogar beſſer, wenn Alles beim Alten bliebe, weil er dann weniger beneidet zu werden hoffte. Er haßte auch niemanden, nur unſern Herr-

mann ausgenommen, weil er von dieſem perſönlich beleidigt war. Perſönlich: dies iſt das Wort, welches ſo manches Herz in die abſcheuliche Bewegung des Haſſes bringt.

Die Zeit der Rache war gekommen; doch entwarf Rolfs mehr einen liſtigen, als einen finſtern Plan, ſich zu rächen. Er achtete Herrmannen, troß ſeinem Haſſe, und wollte ihn nicht verderben, ſondern ihn nur fühlen laſſen, daß er ihn verderben könne. Der Triumph, ſeinen Feind geſchmeidig zu machen, war alles, was er fürs erſte verlangte. Wäre ihm das gelungen, ſo hätte er ihn vielleicht niedergeſchlagen, weil er dann berechtigt geweſen wäre, ihn weniger zu achten. Er fing damit an, daß er Herrmannen wieder als Sekretair in das Departement der auswärtigen Angelegenheiten einſchob; denn der junge Fürſt, der ſeinen ehemaligen Nebenbuhler nicht haßte, aber doch einen geheimen Widerwillen gegen ihn empfand, wollte ihn wenigſtens nicht ſehen. Lebrecht blieb im Cabinet, obgleich der Fürſt unwillig über ihn war; aber man ließ ihn fühlen, daß man ihn entbehren konnte.

Rolfs brauchte ihn indeß zu ſeinem eignen

Plane nothwendig. Nichts verdroß ihn mehr, als daß er die Urſache von Herrmanns höchſtem Glücke geweſen war. Er hatte zu Hochfeld, nach dem Vorfalle mit dem Fräulein von Roslau, geſagt: ich bedaure deinen Freund, den Sekretair Lange. Es iſt zu einem Eklat gekommen; er und die Roslau haben gebrochen. — Hochfeld antwortete lächelnd: wer auch Schuld an dieſem Bruche ſeyn mag — Lange wird ihm Dank dafür wiſſen; denn erſt jetzt iſt er glücklich. — Glücklich? Was redeſt du, Hochfeld? — Hochfeld ſagte ihm ſchon damals etwas von Herrmanns Liebe zu Emilien, und jetzt zeigte ſich, daß er völlig Recht gehabt hatte.

Rolfs, der mit Lebrecht im Cabinet arbeitete, ſpielte von weitem auf die Ungnade an, worin der Letztere bei dem Fürſten war. Zugleich erinnerte er an ſeine ehemalige Bewerbung um Emiliens Hand, und ließ nicht undeutlich merken, daß dieſe Verbindung wieder angeknüpft werden könnte. Lebrecht erzählte ihm treuherzig, ſeine Emilie ſey Braut des jungen Lange. Rolfs zuckte die Achſeln, und äußerte: dieſe Verbindung würde ihn nicht in der Gna-

de des Fürſten vorwärts bringen, da Herrmann ſelbſt in Ungnade wäre. Durch dieſe Aeußerung konnte er Lebrechten wohl unruhig machen, aber nicht wankend. Er beſuchte nun Emilien, und wurde mit ganz gewöhnlicher Höflichkeit empfangen. Als er ſich andrängen wollte, ſagte ſie ihm ſehr kalt: ſie ſey Braut. Er verſuchte noch einige Male, Herrmannen Verdruß zu machen; aber er ſelbſt hatte den Verdruß, daß ſeine Bemühungen nichts bewirkten, als bei Lebrecht eine ſehr merkliche Kälte, und bei Emilien eine noch merklichere Verachtung.

Daß er als Günſtling des Fürſten ſo wenig gefürchtet wurde, war ihm unerträglich. Lebrecht hatte nun an ihm keinen Schutz mehr, und ſah immer deutlicher, daß der Prinz ihn haßte. Rolfs traf einmal Herrmannen bei Emilien an, und dieſer behandelte ihn ſo furchtlos, ſo leicht, und war ſo heiter, ſeines Glückes ſo gewiß, daß der ganze Zorn jenes Elenden entbrannte.

Herrmann hatte indeſſen noch von einer andern Seite zu leiden. Sein Vater, und hauptſächlich ſeine Tante, fanden die Verbin-

dung mit Emilien jetzt nicht mehr ſo vortheil-haft, als vorher. Der Kammerrath that alles, ſeinem Sohne zu beweiſen, daß er ſelbſt viel wieder gut zu machen habe, und daß er es nicht wagen dürfe, ſich mit einem Manne zu verbinden, deſſen Sturz gewiß in Kurzem erfolgen werde. Herrmann aber blieb bei der Behauptung: „ich habe mich mit Ihrer Erlaubniß, ja auf Ihren Befehl, mit meiner Braut verſprochen. Sie jetzt zu verlaſſen, wäre ein Schurkenſtreich; und einen Schurkenſtreich hat kein Menſch das Recht mir zu befehlen, weder Sie noch der Fürſt."

„Ich habe Ihnen gezeigt, mein Vater," ſagte er ein ander Mal, „daß ich zu gehorchen weiß; aber Unrecht thun will und kann ich nicht. Ich liebte Emilien ſchon lange eben ſo heiß wie jetzt, und opferte meine Liebe auf, weil Sie es wollten; aber die Aufopferung meines Gewiſſens dürfen Sie nicht wollen, ich nicht bewilligen." Der Vater machte tauſend Umwege, ihm beizukommen. Als es auf keinem gelang, ſagte er endlich: nun, ſo muß ich dir entdecken, was ich ſo gern verſchwiegen hätte. Ich bin ein Bettler, wenn du

dich länger weigerſt, die Verbindung abzubre⸗chen. Der Herr von Rolfs . . .

— „iſt ein Schurke, mein Vater.“

Ich bitte, mäßige dich! Er hat das Ohr des Fürſten! . . . Herr von Rolfs hat mich merken laſſen, daß der Fürſt Anſtand nehmen wird, die Kapitalien, die ich dem hochſeligen Erbprinzen vorgeſchoſſen habe, zu bezahlen, ſo lange mein Haus in Verbindung mit einem Manne iſt, der ſeine Ungnade verdient hat.

„Es iſt nicht meine Schuld, wenn dieſer Rolfs . . . Ich ſage Ihnen, Vater, nichts in der Welt kann mich bewegen, Emiliens Hand aufzugeben.“

Und wenn der Fürſt es dir befühle?

„Ich würde, mit Emilien an der Hand, mein Vaterland verlaſſen.“

Du willſt alſo, daß ich ein Bettler wer⸗den ſoll?

„Ich will nichts, als nur kein Schurke ſeyn, mein Vater.“

So ging es mit dem Kammerrath täglich, und mit der Frau von Anfurth, als ſie Lebrechts Ungnade erfuhr, noch viel ärger. Sie erklärte Herrmannen geradezu für einen

Tollhäusler, wenn er nur daran denke, in eine Familie zu heirathen, durch die ihre eigne nicht höher ſteigen könne. Dieſe Streitigkeiten betrübten Herrmannen; ſie machten ihn aber nicht irre. Er war feſt entſchloſſen, und hörte das Schelten der Tante ganz kalt an, oder hielt ihr, wenn ſie es ihm gar zu arg machte, eben ſo ſeltſame Reden, wie der Baſe Eliſabeth.

Hochfeld, deſſen Vater geſtorben war, und der des Anſtandes wegen ſeine Verheirathung noch aufgeſchoben hatte, ſchrieb jetzt an Herrmann: „Ich hoffe, dich mit dem Fürſten, der mich achtet, ausſöhnen zu können, wenn du dich nur eine Zeitlang ſo ſtellen willſt, als ob du Emilien verlaſſen hätteſt. Dieſes Opfer iſt nöthig, um einen Menſchen, der dir nicht wohlwill, zu täuſchen. Ich bitte dich, Lange, ſteh deinem Glücke nicht im Wege. Dieſen Abend nach 9 Uhr bin ich für dich zu Hauſe, um das Nöthige mit dir zu verabreden, und um dir den Abgrund zu zeigen, an den du durch deinen Eigenſinn gerathen biſt."

Herrmann antwortete: „Söhnen Sie Sich mit Ihrem beleidigten Gewiſſen aus, Herr von Hochfeld. Ihr Vater iſt todt. Luiſe lebt;

aber der Gram nagt an ihrem Herzen. — Heute ſehe ich Sie nicht; aber künftig, wenn Luiſe todt iſt, noch Einmal — als Richter. Ich verabſcheue auch den Schein eines Bubenſtücks. Böſewichter mögen die Larve der Tugend vornehmen, um dadurch Abſichten zu erreichen. Es iſt ſehr möglich, daß ich falle; aber Sie ſollen meinen Fall beneiden. Herrmann Lange."

Hochfeld zerriß dieſes Billet im heftigſten Unwillen, und rief dabei: ſo geh, du Stolzer! geh und falle! Meine Hand ſoll dich nicht halten. Ich haſſe dich und deinen ſtarren Trotz, der Tugend ſeyn ſoll. Nie will ich ſeinen Nahmen wieder nennen! Wenn die Bosheit jenes Rachſüchtigen ihn verderbt, mag er fühlen, daß ihm der Freund gebricht, der ihn retten wollte, und den er zurückſtieß.

Mitten unter den größeren Kabalen wurde auch dieſe kleinere immer fortgeſetzt. Rolfs behielt Herrmannen ſtets im Auge. Es war ihm unerträglich, dieſen ſo heiter, ſo ſtolz zu ſehen, da jeder Andre ſich demüthig vor ihm beugte. Die Flamme eines unerſättlichen Ehrgeitzes brannte jetzt in ſeiner leeren Seele, und wurde ſeine einzige Leidenſchaft. Da er Kopf

genug hatte, ſein Verhältniß zu überſehen, ſo nahm der Ehrgeitz bei ihm ſogar die Geſtalt der Tugend an. Die jungen Wüſtlinge hatten auf ſtete Feſte in Geſellſchaft des Prinzen, und auf unbeſtrafte Ausſchweifungen unter Rolfs Schutze gerechnet; aber Rolfs übertraf an Arbeitſamkeit im Cabinet die älteſten Räthe, und der Prinz war Fürſt geworden: er zog ſich ſogleich von den unbeſonnenen jungen Leuten zurück, und zeigte ihnen durch einige Beiſpiele von unerbittlicher Strenge, daß ſie ihm jetzt nur nach ihrem wahren Werthe galten.

Die Geſchäfte blieben in guter Ordnung; die alten Räthe waren ihrer Stellen ſicher, ſobald ſie nur den erklärten Günſtling des Fürſten ehrten und ſeine Gewalt anerkannten. Der Einzige, den Rolfs zu fürchten Urſache hatte, war Hochfeld, der von dem Fürſten wahrhaft geachtet wurde. Ihn allein behandelte Rolfs daher als Seinesgleichen. Hochfeld war Mitglied des Geheimen Staatsrathes, und hatte nicht unmittelbar ſo vielen Einfluß wie jener; aber durch die ausgezeichnete Freundſchaft, deren der Fürſt ihn würdigte, konnte er für Rolfs gefährlich werden, da der Fürſt zwar

deſſen Geſellſchaft liebte, aber für deſſen Charakter keine Achtung hatte.

Eben hierdurch ließ Rolfs ſich abhalten, Herrmannen ganz offenbar anzugreifen. Er fürchtete, Herrmann würde ſich jetzt mit Hochfeld wieder ausſöhnen; aber zu ſeiner Freude ſagte ihm dieſer mit Unwillen, daß er den erſten Schritt zur Ausſöhnung gethan, und daß Herrmann ſie ausgeſchlagen habe. Rolfs goß noch mehr Gift in Hochfelds Herz, und nun war ſein Feind ohne Schutz, allen ſeinen Verfolgungen ausgeſetzt.

Herrmann bemerkte das ſehr wohl, und ſah ein, in welcher Gefahr er ſchwebte; doch der Anblick aller der kleinlichen Kabalen, der Armſeligkeiten, die Kälte ehemaliger Freunde, das Zärtlichthun vieler Menſchen, die einander vorher gehaßt hatten und im Grunde noch jetzt haßten, die Aengſtlichkeit der Hofleute, ſo bald der gewaltige, furchtbare Rolfs ſich nur ſehen ließ: das Alles bewirkte bei ihm gar nicht das Beſtreben ſich irgendwo anzuſchließen, um ſich zu halten; vielmehr das Gegentheil. Er ſtand nur mit Widerwillen auf einem ſo ſchlüpfrigen Boden, und wünſchte aus dieſem ſo läſtigen

Gedränge erlöſ't zu ſeyn. Unmöglich konnte er Menſchen achten, die Alles einer ſo ungewiſſen Größe aufopferten; und ſo wurde der ganze Anblick ihm komiſch, von Rolfs verhehltem Stolze an, bis auf den ſehr ſichtbaren Hochmuth der Lakaien. Die Arbeiten in ſeinem Departement machte er mit angeſtrengtem Fleiße und ausgezeichnet gut; aber da jedermann wußte, daß Rolfs ſein Feind war, ſo fand man ſie ſchlecht, und gab ihm Verweiſe. Er lächelte darüber, und hielt es nicht der Mühe werth, ſich zu vertheidigen.

„Liebe Emilie," ſagte er ruhig, als ſie ihm einmal mit Beſorgniß die Hand drückte; „ich verwandle nur das Seſſions-Zimmer in ein kleines Theater. Rolfs iſt das Publikum, nach deſſen Beifall alle meine Mitſpieler ſtreben. Unſre Rollen haben wir richtig einſtudiert. Man tobt, ſchilt und ermordet oder vergiftet auf dem wirklichen Theater, und der Tragödien-Held kommt nie auf den Einfall, ſich darüber zu beklagen, daß er ſich den Monat hindurch einige Male muß vergiften laſſen. Wenn er den Giftbecher nimmt, ſo ſagt er nicht etwa dem Publikum: ich weiß ſchon, was ich hier

trinken werde, iſt Gift; aber es geſchieht auch nur zum Spaß: morgen lebe ich doch noch, um mich übermorgen erſtechen zu laſſen, was ebenfalls nur Spaß iſt. Er trinkt ſein Gift ruhig, und mit allem nur möglichen Ernſt hinunter, und eine Viertelſtunde nachher lacht er vielleicht von ganzem Herzen . . . Liebe Emilie, dieſer Rolfs legt es auf meine Glückſeligkeit an; aber ich weiß, er wird ſich ſeine gute Laune an mir verderben."

Er ſucht uns zu trennen, liebſter Lange, ſagte Emilie traurig.

„Fürchten Sie, Emilie, daß ihm das gelingen könnte?" (Er drückte ſie innig an ſeine Bruſt.) „Der Böſewicht wird dieſe Liebe, die er nicht zerſtören kann, freilich beneiden!"

Mein Vater ſteht auf dem Punkte ſein Amt zu verlieren. Man nimmt ſeine Kränklichkeit zum Vorwande.

„Ich weiß es. Wird es Ihren Vater ſchmerzen, ein Theater zu verlaſſen, auf dem er nicht gefällt, und ein andres zu betreten, auf dem man ihn anbetet: ſein Haus, die Geſellſchaft ſeiner Emilie, ſeines Sohnes?" —

Mein Vater hat kein Vermögen.

Auch ich vielleicht nicht, meine Emilie; aber wir haben Beide Luſt zu arbeiten. War Ihr Vater nicht vorher Advokat? Kann ich das nicht auch werden? . . . So lange man mir Ihre Liebe läßt, ſo lange Emilie mein iſt: ſo lange iſt man nicht fähig, nur einen Schatten über den lichten Himmel meiner Seligkeit zu führen."

Ach, laſſen Sie mich nur das noch ſagen! Ihre Eltern, lieber Lange . . . —

Er drückte ſeinen Mund auf den ihrigen. Hätten wir gar keinen Kummer, gar kein Hinderniß, Emilie, ſo würden Sie nie erfahren, wie treu ich Sie liebe. Die Rolle des Glücklichen wird auch dem Thoren, ſogar dem Schurken, leicht; das Unglück allein zeigt den guten Menſchen, und giebt ihm ſeinen Werth vor dem Thoren und dem Böſewicht. Nein, Emilie, ſorgen Sie nicht. Ihre Thräne darf nur über die unwürdigen, ſchlechten Handlungen der Menſchen, das einzige Unglück der Erde, fließen. Die Menſchen werden mir am Ende nichts als einige Feſſeln abnehmen: das iſt alles. Würden wir die Morgenröthe lie-

ben, wenn es nicht Nacht wäre? Nein, Emilie, ich fürchte gar nichts; ich bin heiterer als jemals. Zwar ſehe ich nicht, wie das Alles enden wird; aber ich bete alle Tage: Gott laſſe mich nur nicht unter meinem Glücke erliegen!" Bei dieſen Worten drückte er Emilien an ſeine treue Bruſt.

Emilie hatte wirklich Urſache zu ſorgen. Dem Kammerrathe wurde die Bezahlung ſeiner Kapitalien ſtreitig gemacht. Zwar nahm man ihm nicht alle Hoffnung; allein man verwies ſie weit hinaus, beſchuldigte ihn der Unvorſichtigkeit, und gab ihm zu verſtehen, daß man ihn in ſeiner Gewalt habe. Ein Mann wie der Kammerrath mußte hierüber nothwendig den Kopf verlieren. Er glaubte, daß man ihn nur um ſeines älteſten Sohnes willen ſo behandle, und forderte von dieſem entehrende Demüthigungen gegen Rolfs. Ihn ſelbſt drängten jetzt Gläubiger; denn er hatte dem verſtorbenen Erbprinzen auch mit ſeinem Kredite gedient. Aber er wagte es nicht einmal, ſich laut über Ungerechtigkeit zu beklagen, weil er befürchtete, daß er dadurch die Hoffnung, ſich zu erhalten, gänzlich verlieren

würde. Frau von Anfurth machte endlich ein Mittel ausfindig, alles zu retten: Herrmann ſollte die Verbindung mit Julien von Roslau, die der Fürſt jetzt als ſeine Freundin ſchätzte, aufs neue anknüpfen. Herrmann ſagte kalt und beſtimmt Nein; und nun entſtanden ſehr unangenehme häusliche Scenen. Die Tante drohete, ſich von dem ſinkenden Hauſe ihres Schwagers ganz los zu machen, wenn man nicht Mittel fände, Herrmannen zum Gehorſam zu bringen. Dieſe Drohung betäubte den Kammerrath, der ohne das große Vermögen ſeiner Schwägerin in den Zuſtand eines unbemittelten Mannes zurückſank. Als Herrmann bei ſeinem ruhigen Nein blieb, wendete der Kammerrath ſich an Emilien, und beſchwor ſie: aus Mitleiden mit ſeiner unglücklichen Familie Herrmannen ſein Wort zurück zu geben. Emilie wurde über dieſen ſeltſamen Antrag ſehr traurig, und antwortete nicht. Nun ging die Anfurth ſogar ſo weit, ihr drohen zu laſſen. Darüber wurde die Baſe Eliſabeth ſehr böſe; und wenn Emilie nicht ſo ſchmerzliche Thränen geweint hätte, ſo würden jetzt auch in Lebrechts Hauſe ſehr ſtürmiſche Scenen vorgefallen ſeyn.

Die Anfurth ſah ein, daß die Familie ihrer Schweſter gänzlich von ihr abhing, und mißbrauchte die Gewalt, die der Zufall ihr gegeben hatte, auf eine ungeſtüme Weiſe. Sie tyranniſirte, außer dem Kammerrath und ihrer Schweſter, auch Julchen und den Lieutenant, die ſich aber allen ihren Launen geſchmeidig unterwarfen. Niemand wagte es, ihr die Spitze zu bieten. Einmal beleidigte ſie bei Tiſche ihre Schweſter mit einer Härte, die Herrmannen empörte. Bisher hatte er immer geſchwiegen; aber jetzt, als ſeiner Mutter eine Thräne über die glühende Wange rann, konnte er nicht länger. Er ſagte laut: „iſt es denn nicht weit leichter, liebe Mutter, Armuth zu ertragen, als die kränkenden Beleidigungen einer reichen Verwandtin?" Die Anfurth ſprang wüthend auf; der Vater rang die Hände; die Mutter warf einen beſorgten Blick auf Herrmann; der Lieutenant ſagte: Bruder, deine Unverſchämtheit geht über alle Gränzen!

Die Tante drohete, auf der Stelle das Haus zu verlaſſen, wenn ſie nicht Genugthuung bekäme. Der Vater fuhr auf Herrmann ein, und auch der Lieutenant wollte ſeine Stimme

erheben. „Von dir," ſagte Herrmann ernſt, „verbitte ich jedes Wort." — Er ſtand auf, und ging zu der Tante. „Welche Genugthuung verlangen Sie?" fragte er ganz ruhig. — Einer von uns Beiden, rief ſie, muß aus dem Hauſe: ich, oder du! — „Ich!" antwortete er, und ging. Er packte ein. Nach einer Stunde war die Anfurth kälter, und hatte alles vergeſſen; nun erſtaunte ſie, daß Herrmann ihre Worte ſo ernſtlich nahm, und ſuchte das Geſchehene wieder gut zu machen.

Die Unzufriedenheit der Familie vermehrte ſich indeß mit jedem Tage. Alles war wider Herrmann; nur die Mutter beſchützte ihn noch mit ſtillen Gedanken und einem Herzen voll Liebe. Einen Tag nach dem andern machte man bittre Anſpielungen auf „die Tollheit," ein Mädchen zu heirathen, deſſen Vater in Ungnade ſey. Man ſchalt Herrmannen einen unwürdigen Sohn, der an dem Glücke der Seinigen nicht Theil nehme, einen Undankbaren, der ſeinen Vater zum Bettler werden laſſe, ohne ihn retten zu wollen.

Jetzt wurde Emiliens Vater mit einem kleinen Gehalt entlaſſen, und zwar, wie es in

dem Reſkripte hieß, um ſeiner Kränklichkeit willen, die ihn auch wirklich unfähig machte, ſein Amt zu verſehen. Nun, Herrmann? ſagte die Frau von Anfurth: jetzt, denk' ich, wirſt du dich nicht mehr beſinnen; jetzt, da Lebrecht abgedankt und ein armſeliger Bettler iſt! — Dieſe Unmenſchlichkeit empörte Herrmanns Herz. „Tante," ſagte er bitter, „glauben Sie mir, ich werde nie ſo verächtlich denken, auf ſo etwas zu antworten. Emilie iſt mein! Und wenn ich ſie auch nicht liebte, ſo wäre ſie jetzt dennoch mein, durch das Unglück ihres Vaters unauflöslicher mein, als durch meine Liebe. Seyn Sie ſo gnädig, mich künftig mit dieſen unbarmherzigen Aeußerungen zu verſchonen, die mich dahin bringen würden, Rang und Reichthum für den Fluch des menſchlichen Geſchlechtes zu erklären, wenn ich nicht zum Glück auch Menſchen kennte, die bei Rang und Reichthum menſchlich geblieben ſind, und die unverſchuldetes Unglück zu ehren wiſſen."

Herr Bruder, rief die Anfurth: befehlen Sie ihm doch! Sie ſind ja Vater! — Recht, beſte Frau Schweſter. Herrmann, ich befehle

dir alſo, nicht weiter an die Mamſell Lebrecht zu denken.

Herrmann ſagte in einem ehrerbietigen Tone: „ich bedaure, mein Vater, daß Sie die Gränze des väterlichen Anſehens vergebens überſchreiten müſſen. Sie können mir nicht das gerade Gegentheil von dem befehlen, was ich auf Ihr Verlangen gethan habe.“

Ich enterbe dich, rief die Tante, ſobald du wieder einen Schritt über Lebrechts Schwelle thuſt.

„In dieſem Augenblicke, gnädige Frau,“ antwortete Herrmann feſt, „finde ich den Reichthum höchſt verächtlich, und Ihre Drohung iſt mir nichts, als die Ankündigung meines Glükkes. Wohl denn! Sie enterben mich alſo; und nun darf ich Sie, denk' ich, wohl bitten, die Herzen der Eltern und des Sohnes nicht noch weiter von einander zu entfernen: Herzen,“ — hier umfaßte er weinend ſeine Mutter — „die nur Liebe bedürfen und auch ohne Reichthum glücklich ſeyn können.“ Du abſcheulicher Böſewicht! rief die Tante, und ſchluchzte vor Wuth darüber, daß er nicht vor ihrer Enterbung zitterte. Und, rief ſie ihrer Schweſter

zu — und du umarmſt ihn noch? — Ja, das thu' ich, rief die Kammerräthin, jetzt in Leidenſchaft, und drückte ihren Sohn noch feſter an ihr Herz: — ja, ich will mein Kind umarmen! — „Sie haben mich belohnt, Mutter!" ſagte Herrmann, ihr die Hand küſſend, und verließ das Zimmer.

So erhitzt und erbittert ging er in die Seſſion. Kaum war er da, ſo wurde ihm ein Aufſatz von ſeiner Arbeit zurückgegeben. — Das iſt Poeſie, nicht Proſa! ſagte der Miniſter. Ich will Sie bitten, Herr von Lange, ſich zu Ihrem Amte geſchickter zu machen.

„Ich fühle," erwiederte Herrmann, „daß Niemand untauglicher zu ſeinem Amte iſt, als eben ich. Aber dem läßt ſich zum Glücke leicht abhelfen." Er forderte in einer ehrerbietigen Vorſtellung von dem Fürſten ſeine Entlaſſung, weil ihm öffentlich Ungeſchicklichkeit im Amte vorgeworfen wäre. Der Fürſt gab die Vorſtellung lächelnd an Rolfs, und ſagte: von Langen. Ich will nicht, daß man ihm Unrecht thun ſoll. Talente hat er, und fleißig iſt er überdies.

Fleißig, ſehr fleißig, Ew. Durchlaucht; nur

ein wenig verſchroben, ein wenig hochfahrend. Nach ſeinem Kopfe muß ſich freilich alles richten. Ich fürchte, Ew. Durchlaucht werden oft Dimiſſions-Geſuche von ihm zu beantworten haben. Vielleicht hat ihn der Unfall ſeines künftigen Schwiegervaters ein wenig trotzig gemacht; er glaubt, deſto unentbehrlicher zu ſeyn, da er weiß, daß Ew. Durchlaucht ſeine Kenntniſſe und ſeinen Charakter ſchätzen.

So? glaubt er das? Nun, ſo gebe ich ihm für jetzt ſeine Entlaſſung. Aber in meinen Dienſten ſoll er bleiben. Hochfahrend iſt er freilich, und eine Demüthigung kann ihm nicht ſchaden.

Herrmann bekam ſeine Entlaſſung in gnädigen Ausdrücken; und nun hatte er alles bei der Tante Anfurth verdorben. Selbſt ſeine Mutter war jetzt höchſt unzufrieden mit ihm; denn im Grunde gab ſie ihrer Schweſter an Rangſucht nichts nach. Man verlangte von ihm, er ſollte ſeinen Schritt bei dem Fürſten zurückthun; das wollte und konnte er aber nicht. Der Unwille über ihn wurde nun immer ſtärker; denn der Lieutenant, der jetzt Hoffnung hatte, ſich mit ſeiner Schweſter in das Vermögen der Tante zu theilen, gab ihm täg-

lich neue Nahrung. Er ſtellte endlich ſeinem Vater auch vor: Herrmann werde ſeine Braut gewiß nicht fahren laſſen. Durch eine ſcheinbare Trennung von ihm könne man zeigen, daß man an ſeiner Unbeſonnenheit keinen Theil habe, und das werde der Fürſt gewiß wohl aufnehmen.

Fein! ſehr fein, mein Sohn! ſagte der Kammerrath. In der That, ich freue mich über dieſe vortreffliche Bemerkung; ſie macht deinem Kopfe Ehre. Ja, das wird die Tante beruhigen, und dem Fürſten wird es zeigen, daß wir ganz anders denken, als Herrmann. Wir ſind nicht Schuld daran, daß der Etourdi ihn als Prinzen überraſchte, und daß er mit der Roslau brach. Man wird mir meine Forderungen bezahlen und mich zum Kammer-Direktor machen. Du kannſt dich pouſſiren, mein Sohn; und für Julchen wird ſich ſchon eine Partie finden, durch die wir gehoben werden, wenn nur die Tante Anfurth in unſerem Hauſe bleibt.

Der Kammerrath bat Herrmannen nun ſehr artig, ſein Haus zu verlaſſen, da er alles thäte, um ſeine Familie zu erniedrigen. Die

Anfurth hielt das für leere Worte, und glaubte nicht, daß Ernſt daraus werden könnte. Auch Herrmann ſah den Vater zweifelnd an; dieſer wiederholte aber ſeine Aeußerung, und ſetzte hinzu: du kannſt nicht verlangen, mein Sohn, daß wir uns mit in deinen Fall verwickeln. Entweder entſchließe dich, mit der Mamſell Lebrecht zu brechen, und dir durch einen Beſuch bei dem Herrn von Rolfs oder dem Herrn von Hochfeld die Gnade Sr. Durchlaucht wieder zu erwerben, oder ſieh dich nach einer andern Wohnung um. Es geht mir nahe; aber ich kann nicht anders. — Jetzt ſtürzten Mutter, Tante und Schweſter auf Herrmann zu, und baten ihn, es nicht zu dieſer Trennung kommen zu laſſen. „Es iſt ſchon dazu gekommen," ſagte er wehmüthig: „ein Vater, der ſeinem Sohne dieſe Alternative anträgt, hat die Trennung ſchon gemacht; das Weggehen iſt die Trennung nicht." Er ging ſtill auf ſein Zimmer, und machte Anſtalt zum Einpacken, ob er gleich noch immer hoffte, daß ſein Vater wieder gütiger gegen ihn ſeyn würde. Aber nicht lange, ſo brachte ſein Bruder ihm von dem Vater eine Summe Geldes zur

Einrichtung, und gab ihm in deſſen Namen das Verſprechen, daß man fortfahren würde, ihn zu unterſtützen, ſo lange man könnte.

Hermann betrachtete das Geld mit Thränen, und nun war ſein Entſchluß gefaßt. Schon nach einer Stunde ſchickte er ſeine Sachen zu dem alten Martin, und nahm dann Abſchied von ſeinen Verwandten.

„Hier bin ich, Martin," ſagte er gerührt. „Mein Vater hat mich verſtoßen! Willſt du mich aufnehmen?"

Verſtoßen? rief Martin mit Kopfſchütteln, und hob den Stumpf gen Himmel. Aber ſogleich fiel er ſeinem jungen Freunde mit einer unbeſchreiblichen Begeiſterung um den Hals. Aufnehmen? Gott bewahre! Das Alles iſt ja Ihre! Denn, lieber Herr geheimer Sekretair, . . .

„Das bin ich nicht mehr; ich habe meinen Abſchied bekommen."

Alle Höllenteufel! Nun, dem guten Gott ſey Dank, daß du wieder Herrmann biſt! Alſo den Abſchied! Sieh Herrmann, ich dachte, wenn ſie dir den Weg zeigten, den du gehen ſollteſt, als wieſe der Kompaß der Ehrlichkeit

dahin, der doch einen ganz andern Strich hielt — was, Teufel, dacht' ich da: warum quält er ſich? Er ſollte ſagen: geht zum . . . Nein! das iſt doch wohl zu arg für Eltern, und wenn ſie einem auch das Herz aus dem Leibe quälten. Herziehen ſollte er zu ſeinem Martin! . . . Sag, was fehlt dir bei mir, Herrmann? Dreihundert Thaler alle Jahre. Meinſt du, ich hätte nichts übrig gehabt? O ja. Und die Vettern haben auch keine Noth gelitten. Was geht mir ab? Ich lebe wie ein Admiral. Der prächtige Armſeſſel hier iſt dein, und ich laſſe noch einen machen für deine Braut. Herrmannchen, ich habe ſie geſehen. Drei Sonntage ſtand ich vor dem Hauſe, bis ſie endlich einmal ausging. Schlank wie ein Maſtbaum. Sieh, die holſt du dir. Ich trete dir die dreihundert Thaler ab, und du fütterſt mich todt. Wenn aber auch für mich nichts übrig bleibt, ich will mich ſchon behelfen. Für mich ſorge nicht. Sieh, der Stumpf hier läßt mich nicht verhungern; dem giebt ein jeder. Hole du nur deine Braut, Herrmann, und ſetze dich hier in die warme Kajüte. Mit dreihundert Thalern wirſt du ſchon

fertig werden, und einen Nothpfennig habe ich da im Wandſchränkchen. Hier haſt du den Schlüſſel, Herrmann. Es iſt alles dein! Nimm, ſag' ich, nimm! . . . Nimm! — Er warf ſeine Mütze auf den Tiſch, und fing an zu weinen. Nimm, ſag' ich. Bei meiner Seele! ich rühre keinen Pfennig wieder an. Nimm, oder ich laufe in die weite Welt, und du ſiehſt mich mein Lebetage nicht wieder. Herrmann mußte den Schlüſſel nehmen; denn Martin griff ſchon nach ſeinem Hute.

Jetzt funkelten dem Alten die Augen, und er fiel ſeinem Zögling ſchluchzend um den Hals. Alſo du bleibſt hier, Herrmannchen? Nun, ſo mach mir die Freude, und ſetze dich in den Armſeſſel. Der gehört von nun an dir. O Herrmann, ich wollte in Dornen ſitzen, wenn du nur weich ſäßeſt! . . . Du haſt lange nicht weich geſeſſen; ſie haben's dir arg gemacht. Ich und deine Vettern, wir haben Alles erfahren, was am Hofe vorging: glaub du nur. Aber wir Alle laſſen das Leben für dich! . . . Nun, Herrmannchen, nimm dir das liebe ſchöne Kind in Gottes Nahmen! Dreihundert Thaler haſt du, und wenn deine Braut

eintheilen kann, ſo kommſt du aus. Ich will mich wohl behelfen. Was brauch' ich alter Kerl denn noch, wenn du's nur gut haſt?

Herrmann konnte die Thränen, die ihm ſchon lange in den Augen ſtanden, nicht länger zurückhalten. Er fiel dem guten Martin um den Hals, und ſagte nur das einzige Wort: Vater! Dann ſetzte er ſich einige Minuten in den Armſeſſel, um dem Alten ſeinen Willen zu thun. Martin packte nun Herrmanns Sachen aus, wies Allem ſeinen Ort an, ſtellte die Bücher auf, und plauderte in ſeiner Freude dabei Dinge, die Herrmannen innig rührten.

Das war aber dem Alten nicht genug; denn noch hatte Herrmann ihm nicht verſprochen, ſeine Braut zu heirathen. Als er das Bett für ihn zurecht machte, und ihm ſorgfältig die weichſten Küſſen ausſuchte, fiel ihm das wieder ein. Er ließ ein Küſſen fallen, trat vor Herrmann hin, und ſagte: gieb mir erſt die Hand darauf! — „Worauf denn, Martin?" fragte Herrmann. — Daß du die Mamſell Lebrecht heirathen, und daß du mit ihr hierher ziehen willſt: darauf gieb mir die

Hand, lieber Herrmann! Ich glaube, Herrmanchen, es ſcheint dir manches kraus, wohl krauſer, als es iſt; aber ich weiß für alles Rath. Dieſe Stube behältſt du. Ich habe noch ein Kämmerchen oben, darin ſchlaf' ich. Oben iſt auch eine hübſche Stube, wenn du Fremde haſt; ſieh, und ich bin dein Bedienter. Nur das thun Sie mir zu gefallen, und ziehen Sie mir keinen bunten Bedientenrock an. Doch wenn's nicht anders iſt, ſo mag es auch darum ſeyn. Sehen Sie, lieber Herr von Lange, ſo geht es gut. Und darauf geben Sie mir die Hand.

„Guter Martin," ſagte Herrmann, und drückte ihn an ſeine Bruſt; „ich ſchlage ein. Wenn das Glück mich ganz verläßt, ſo will ich mir einbilden, ich wäre dein Sohn. Ja, ich will thun, was du wünſcheſt. Nur laß mir Zeit. Mit dem Heirathen ſteht es jetzt noch in weitem Felde."

Martin fing an, ihm zu beweiſen, daß es recht ſehr thunlich wäre. Herrmann machte den Einwurf, daß er gar nichts habe. Das nahm Martin übel, und, um ihn zu beruhigen, mußte Herrmann ihm die Erfüllung

aller ſeiner Wünſche verſprechen. Herrmann ging jetzt zu Emilien; Martin folgte ihm lächelnd nach, und murmelte: ich will doch ſehen, ob er nicht am Ende vergnügt ſeyn ſoll!

Herrmann fand Emilien in tiefer Traurigrigkeit über die zunehmende Schwäche ihres Vaters. Sie führte ihn ſchweigend an das Bett des Kranken, neben welchem die Baſe Eliſabeth in ſtiller Rührung ſaß. Lebrecht ſtreckte ihm die Hand entgegen, und ſagte: Gott Lob! Ihnen, lieber Lange, überlaſſe ich meine Emilie. Herrmann antwortete nicht; er drückte nur Emilien vor den Augen des Vaters an ſeine Bruſt. Eliſabeth hatte die Nachricht von ſeiner Amtsentlaſſung ſchon eingezogen. Lebrecht fragte ihn, ob ſie gegründet ſey. Herrmann bejahete es, und erzählte die Veranlaſſung. — Recht ſo! ſagte Lebrecht. Aber was wollt Ihr nun machen, Kinder?... Liebe Emilie, weine nicht!

Herrmann ſagte jetzt auch, daß er von ſeinem Vater verſtoßen ſey, und erzählte die Urſache. Recht ſo! recht ſo! ſagte Lebrecht: o mein armes Kind! — Baſe Eliſabeth meinte ſchluchzend: man müſſe den böſen Menſchen

etwas nachgeben. Nein, ſagte Lebrecht eifrig; das muß man nicht, Eliſabeth. Emilie iſt noch nicht verlaſſen. (Herrmann drückte die Geliebte feſt an ſeine Bruſt.) Was Liebe thun kann, wird Lange thun, und er wird auch Sie nicht verſtoßen, Baſe. Eliſabeth ergriff Emiliens Hand, als ob ſie ſich unter ihren Schutz begäbe. Herrmann nahm ihre Hand, und ſagte: „Baſe Eliſabeth, ſorgen Sie nicht! Sie ſind mein, und ſollen gewiß keine Noth leiden; ich kann ja arbeiten." Eliſabeth erröthete; denn ſie hatte noch vor einer Stunde Lebrechten den Vorſchlag gethan, Emiliens Verbindung mit Rolfs wieder anzuknüpfen.

Was ſind Ihre Ausſichten, lieber Lange? fragte Lebrecht.

„Ich werde Advokat."

Man wird Sie drücken, lieber Lange.

„Man wird mich vergeſſen."

Rolfs vergißt nicht! . . . Arme Emilie!

„Nun denn, ſo ſey es! Ich habe noch einen Freund."

Den Herrn von Hochfeld? fragte Lebrecht mit Kopfſchütteln.

Herrmanns Augen wurden bei dieſem Nah-

men finſter. „Martin heißt er; ein alter Matroſe. Er hat jährlich dreihundert Thaler, und für mich das Herz eines Vaters. Zu dem flieh' ich mit Emilien.“ Bitter lächelnd ſetzte er hinzu: „ich kann ja abſchreiben, oder unterrichten. Verfolgen ſie mich auch dann, ſo nehme ich die Holzaxt, und ſie ſollen ſich ſchämen, mich ſo weit getrieben zu haben.“

Ach, du guter Gott! du gnädiger Gott! ſeufzte Eliſabeth ängſtlich.

Das wäre Ihr Ernſt, Lange? . . . Herr von Lange, das wäre Ihr Ernſt? fragte Lebrecht feierlich.

„Sie werden mich ſo weit nicht treiben, liebſter Vater; meine Verwandten, ſelbſt der Matroſe, dieſer edle Matroſe, . . .“

Aber, fiel Lebrecht ein: wenn man Sie ſo weit triebe; wenn Ihre Verwandten Sie ganz verließen; wenn auch Ihr letzter Freund ſich umkehrte: iſt es dann Ernſt mit der Holzaxt?

„Völliger Ernſt, mein Vater. Bei Gott! völliger Ernſt.“

Und du, Emilie? Wenn nun die Axt ſein ganzes Eigenthum wäre, würdeſt du ihm dennoch deine Hand geben?

O mein

O, mein Vater, ſagte Emilie; Ihre Tochter würde dennoch glücklich ſeyn! — Sie hören, Lange. Emilie, gieb ihm deine Hand. Kommt näher, Kinder! — Er legte ſeine Hand auf die ihrigen, und ſagte feierlich: Gott ſegne euch! Ja, Kinder, die Menſchen bringen einen zuweilen dahin, daß man das ruhige Brot eines Holzhackers beneidenswerth finden muß! . . . Werden Sie Advokat, Lange. Der Himmel ſtehe euch bei, Kinder! . . . Ich habe nur noch Einen Wunſch für dieſes Leben: Emilien als Ihre Gattin zu ſehen. Emilie ſchlug die Augen zu Boden. Herrmann faßte die Hand des Kranken, und führte ſie an ſeinen Mund; dann knieete er mit Emilien an dem Bette des Vaters nieder, der ſie in tiefer Rührung ſegnete. Nun forderte Lebrecht Papier, und ſchrieb an das Konſiſtorium um die Erlaubniß, ſeine Tochter Ein, für alle Mal proklamiren zu laſſen. Eliſabeth überlegte während der Zeit, und berechnete eine große Summe für die Haushaltung. Man ließ ſie rechnen und dazwiſchen ſingen:

Soll ich denn mich täglich kränken
Und aufs Künftige gedenken?

Herrmann erzählte Emilien von der feſten Treue ſeines alten Martin. „Und warum,“ ſagte er auf einmal, „warum ſollte ich denn nicht nehmen, was er mir mit ſolcher Liebe anbietet? Weil er ein Matroſe iſt? Ich Elender, wenn dieſer Gedanke heimlich in meiner Seele läge, und mich zurückhielte! . . . Aber nein; ich kann arbeiten, Emilie. Doch von ihm erben will ich, weil er mein Vater iſt.“

Emilie äußerte den Wunſch, dieſen edlen Menſchen zu ſehen, und Herrmannen ſchlug das Herz, als er ſich dachte, welche Freude Martin fühlen würde, wenn er ihm Emilien brächte. Emilie warf geſchwind eine Mantille um, und Herrmann führte ſie in das kleine Haus des Matroſen. Sie fanden dieſen in Schweiß; er hängte ſo eben weiße Gardinen vor die Fenſter.

Schnell kam er die Leiter herunter, auf der er ſtand. Er ſtarrte Emilien an, und als er ſie erkannte, ſagte er freudig zu Herrmann: ja, das iſt ſie, Herr von Lange! Das iſt die Mamſell Lebrecht!

„Ja, Martin, es iſt meine gute, edle, geliebte Braut; es iſt meine Emilie! Aber was

treibſt du denn? Was, in aller Welt! weiße Gardinen? Ei, du haſt dich ja auf einmal ganz anders möblirt. Was ſoll denn das, lieber Martin?

Alles, wie Sie befohlen haben, Herr von Lange, antwortete Martin mit bedeutenden Geberden.

„Ich befohlen? Ich habe dir ja nicht ein Wort geſagt.“

Laſſen Sie doch nur!

„Und was iſt denn das?“ Herrmann ergriff ein Papier, und blickte hinein. Martin rief: nun, ſo geht doch die ganze Freude über Bord! Herrmann las, zitterte, trocknete ſich die Augen, warf ſich dann an Martins Hals, und rief: „o du heilige, gute Seele!“ Martin winkte ihm zu, daß er ſchweigen und das Papier weglegen möchte; Herrmann gab es aber Emilien. Kaum hatte ſie einige Zeilen geleſen, ſo bot ſie dem Alten gerührt die Hand. Er nahm ſie zwar; allein er brummte dabei: dumme Streiche und kein Ende! Nun iſt alles verrathen! . . . Ach, nehmen Sie mir's nur nicht übel, Mamſellchen, ſetzte er weichherzig hinzu; es iſt nur ein Spaß mit

der Schreiberei hier: alles, was darin ſteht, gehört ja ſchon lange meinem jungen Herrn.

„Seit dieſem Mittag, da du es mir geſchenkt haſt! . . . Du fängſt ſchön an, Martin! Heute ſiehſt du Emilien zum erſten Male, und willſt ihr ſogleich eine Unwahrheit ſagen? Das wird dich ſchlecht bei ihr empfehlen. Schenke nur reinen Wein ein!“

Mamſellchen, hob Martin beſchämt an; nur dieſe einzige kleine Lüge hätte mein junger Herr ſollen gelten laſſen. Sehen Sie, er iſt von ſeinen Eltern verſtoßen. Die ſelige Großmama hat mir das Kapitälchen vermacht; jetzt braucht er es aber ſelbſt. Da ging ich heute zu einem Advokaten, weil mein junger Herr Umſtände machte, und ließ mir ſchriftlich aufſetzen, wem es gehört. Nun wollte ich ein Bischen hier aufputzen, damit er ſich nicht ſchämen dürfte, hier zu wohnen; und dann wollte ich ihm das Papier auf den Tiſch legen.

„So?“ fragte Herrmann; „und auch meiner Braut gehört alſo das Kapitälchen wohl? Ihr haſt du es ja, auf den Fall, daß ich ſtürbe, geſchenkt.“

Martin wurde roth. Nehmen Sie mir's

ja nicht übel, Mamſell! Ich habe meinen jungen Herrn lieb, und ſterblich ſind wir Alle. Da ließ ich Ihren Nahmen mit hineinſchreiben; denn Ihnen gönnt er es doch am liebſten: das weiß ich.

„Aber warum ſollte denn meine Braut das alles nicht wiſſen? Martin, reinen Wein!“

Lieber Gott, antwortete Martin ängſtlich; es paßte doch beſſer, wenn die Mamſell dächte, das alles käme von Ihnen. Und, glaubte ich, weil ich doch Ihr Bedienter bin, ſo könnte die Mamſell denken, ſie dürfte mir nicht Alles befehlen, was ſie wollte, wenn ſie wüßte, daß es von mir käme. Mit meinem jungen Herrn iſt es ganz anders, liebe Mamſell. Wir ſind Freunde von Jugend auf; der kennt mich ſchon.

Emilie war tief gerührt. Und biſt du auch mein Vater, Martin? fragte ſie zärtlich. Da riß der Alte die Mütze ab, legte ſie auf den Tiſch, faßte Emiliens Hand, und ſagte ſtammelnd: meine Tochter? O, liebe, gute, gnädige Frau! Herrmanns Frau! Ach, Sie werden recht glücklich ſeyn. Und ich will hier alles aufputzen; kein König ſoll ſich ſchämen, hier

zu wohnen. Da iſt auch ein ganz neuer Arm-
ſeſſel für Sie; und, was Sie ſonſt noch haben
wollen, das werde ich anſchaffen. Wären Sie
nur eine Stunde ſpäter gekommen, ſo hätte
ich alles in Ordnung gehabt.

Emilie ſetzte ſich ſogleich in den neuen
Armſeſſel, und Martin weinte laut vor Freu-
de. Herrmann nahm die Schenkung, verſchloß
ſie in den Geldſchrank, und gab Emilien den
Schlüſſel mit den Worten: „hier, meine Lie-
be, iſt Ihr Schlüſſel; er gehört der Hausfrau.“
Martin konnte ſich kaum enthalten, ſein Herr-
mannchen an die Bruſt zu drücken, was er
immer nur unter vier Augen that. Aber, er
war jetzt der Bediente, und ließ es ſich auch
durchaus nicht nehmen, ſeiner jungen Herrſchaft
nach Hauſe zu leuchten.

Ein ſolcher Freund! ſagte Emilie. „Und
eine ſolche Geliebte!“ ſagte Herrmann; „was
braucht man ſich dann um einen Rolfs zu
kümmern!“

Der Kammerrath wurde ſehr unruhig, als
er erfuhr, daß Herrmann zu dem alten Ma-
troſen gezogen war. Er wünſchte freilich, man
möchte am Hofe Herrmanns Trennung von

ihm erfahren und ſich dadurch überzeugen, daß er an deſſen Unbeſonnenheiten gar keinen Antheil habe; allein die Hauptſache blieb doch, Herrmannen dahin zu bringen, daß er Emilien unmöglich heirathen könnte. In dieſer Abſicht ließ er die Gänge ſeines Sohnes beobachten; und nun erfuhr er, daß Emilie am Abend in deſſen Geſellſchaft bei Martin geweſen ſey. Ja, noch mehr: der Bediente, der zum Auflauern beordert war, hatte in dem Fenſterladen des alten Matroſen eine Spalte bemerkt und dadurch Manches erhorcht. Er machte nun eine verwirrte Erzählung von einer Schenkung, von Hausfrau, von Gardinen, von neuen Möbeln, u. ſ. w. Der Kammerrath errieth den Zuſammenhang ſogleich, und war vor Verdruß ganz außer ſich; denn er ſah jetzt ein, daß Herrmann in ſeinem Hauſe weit weniger an die Verheirathung mit Emilien hätte denken können.

Er wußte nicht, wozu er greifen ſollte. Das Beſte war indeß doch immer, die Frau von Anfurth von der Sache zu unterrichten, damit ſie nicht etwa gar auf den Einfall käme, daß er ſelbſt darum gewußt habe. Frau von Anfurth erklärte, dies Mal gegen ihre Gewohn-

heit ganz kaltblütig: wenn Herrmann nicht am folgenden Tage wieder im Hauſe wäre, ſo würde ſie auf der Stelle ein Teſtament machen, worin ſie den Lieutenant und Julchen zu alleinigen Erben ihres Vermögens einſetzte. Nebenher ſchrieb ſie dem Kammerrath die ganze Schuld von Herrmanns Thorheiten zu, und behauptete: es komme nur auf ihn an, den Tollkopf zur Vernunft zu bringen.

Der Kammerrath mußte ſich jetzt entſchließen, ſeinen Sohn am folgenden Morgen zu beſuchen. Er fand nur den alten Martin; Herrmann war zu Luiſen gegangen. Ei, Er hat es ja hier recht hübſch, mein lieber Martin! ſagte der Kammerrath mit ungewöhnlicher Höflichkeit.

„O ja," erwiederte Martin ſehr kalt.

Und mein Sohn wohnt bei Ihm?

„Richtig; weil er nicht auf der Straße liegen konnte."

Das wird Ihm ein theurer Beſuch ſeyn, mein lieber Martin!

„Gar nicht. Das alles gehört ja Ihrem Herrn Sohn eigenthümlich, und ich dazu."

Hör' Er, lieber Martin, Er hat meinen

Sohn lieb; rede Er ihm doch zu, daß er ſich zum Ziele legt. Herrmann wird ſich ſehr unglücklich machen, wenn er auf ſeinen Kopf beſteht.

„Wüßte doch nicht, warum! Das Scharwenzen am Hofe umher taugt ja ohnedies nicht für ihn. Das hab' ich ihm geſagt; und, Gott Lob, er folgt mir. Herr Kammerrath, ob ich ſchon ſein Verwandter nicht bin, es hat mich doch geſchmerzt, wenn ihm in Ihrem Hauſe alles Herzeleid angethan wurde. Der arme junge Herr ſchwieg, weil er ein gehorſamer Sohn iſt; und ich ſchwieg auch, weil ich nicht Oel ins Feuer gießen wollte. Aber nun iſt es vorbei, und er ſoll ſeine Braut, für die ich zehn Hände hingäbe, heirathen. Das ſoll er! Sie haben ihn verſtoßen. Wie weh ihm das gethan hat, Herr Kammerrath, das wiſſen Sie nicht; ich aber weiß es. Als er geſtern hier in die Thür trat, und ihm die Thränen aus den Augen fielen, wie Stücken von ſeinem Herzen, und als er ſagte: mein Vater hat mich verſtoßen! — ſehen Sie, Herr Kammerrath, da hätte ich nicht an Ihrer Stelle ſeyn mögen! . . . Es iſt vielleicht Ihr Ernſt nicht

geweſen; aber deſto ſchlimmer: denn zum Spaß einen Sohn verſtoßen, das heißt einen lebendigen Menſchen über Bord werfen, um Fiſche dadurch anzulocken."

In dieſem Augenblick trat Herrmann in das Zimmer. Er errieth das Anliegen ſeines Vaters, und ſein Entſchluß war ſogleich gefaßt. Der Kammerrath bat ihn, zurückzukehren. Herrmann verſprach das auf die Bedingung, daß ſein Vater die beſtimmteſte Einwilligung zu ſeiner Verheirathung mit Emilien gäbe. Das war nun unmöglich; denn der Anfurth mißfiel dieſe Heirath noch weit mehr, als Herrmanns Wegziehen aus dem Hauſe. Der Kammerrath ſtellte ſeinem Sohne vor, daß die Anfurth ihn gewiß enterben werde, und daß ſein Vermögen wahrſcheinlich verloren ſey; auch ſuchte er ihn zu überzeugen, daß man nur Zeit gewinnen dürfe, um alles durchzuſetzen, ſogar das Schwierigſte, die Heirath mit Emilien. Herrmann war aber zu keiner Verſtellung zu bringen. „Mein Vater," ſagte er mit Entſchloſſenheit: „nichts in der Welt kann mich bewegen, Emilien, und meinen feſten Entſchluß, ſie zu heirathen, auch nur eine Minute zu ver-

läugnen. Ich weiß, Sie hören das nicht gern; aber ich muß jetzt ſo handeln. Ueberlaſſen Sie mich meinem Schickſale. Ich werde das, was Sie Glück nennen, nie eigenſinnig ausſchlagen, aber es auch nie ſuchen, am wenigſten durch Handlungen, von deren Moralität ich nicht überzeugt bin. Kriechen lerne ich nie, weil ich zu entbehren gelernt habe."

Der Kammerrath gerieth nach und nach in Hitze, als Herrmann unbeweglich blieb, und verließ ihn endlich mir zornigen Drohungen.

Die Erlaubniß des Konſiſtoriums, das Brautpaar Ein- für alle Mal proklamiren zu laſſen, kam an, und Herrmann wurde ſchon am folgenden Tage mit Emilien aufgeboten. Sein Vater ſah ein, daß er nichts Rechtmäßiges gegen dieſe Verbindung einwenden konnte, und fürchtete Herrmanns Entſchloſſenheit; er ſchwieg daher, und ſagte auch der Anfurth nichts, damit keine unangenehmen Auftritte, die doch am Ende nichts helfen könnten, entſtehen ſollten.

Emilie wurde vor dem Bette ihres Vaters mit Herrmann getrauet, und nur der alte Martin war dabei Zeuge. Die Baſe proteſtirte

zwar hiergegen; allein ſie begriff doch endlich, daß man den Mann nicht beleidigen dürfe, der Emilien ſein ganzes Vermögen ſchenkte. Martin ſtand während der Trauung in einer Ecke des Zimmers, und weinte. Nach der Ceremonie trat er einige Schritte näher; doch hielt er ſich furchtſam zur Seite. Herrmann ging mit dem Geſichte voll hohen Entzückens auf ihn zu. Martin reichte ihm ſchweigend die zitternde Hand. Dann verließ er das Zimmer, und ſuchte ſich ein einſames Plätzchen im Garten. Hier richtete er die weinenden Augen zu den Wolken, und ſagte bewegt: o lieber Vater im Himmel, laß ſie glücklich bleiben ihr Lebelang! Kann es nicht anders ſeyn, ſo gieb mir ihr Kreuz, und ihnen alle meine Freuden. Ich werde ja beſſer tragen können, als ſie; denn ich bin ſchon alt. Nach dieſem frommen Gebete ging er ſtill in ſein Häuschen zurück, um noch Anſtalten zum Empfange des jungen Paares zu treffen.

Auch Emilie entfernte ſich; ihr weiches Herz war ſo voll der ſeligſten Gefühle, daß ſie die Einſamkeit ſuchen mußte, um ſich zu erholen. Der Vater ſtellte ſich, als wollte er

ſchlafen; aber von Zeit zu Zeit hob er unwillkührlich die gefaltenen Hände unter der Decke auf. Herrmann ſaß in der fernſten Laube des Gartens, und lehnte die Stirn in die Hand.

Baſe Eliſabeth unterhielt ſich noch in ihrem Zimmer mit dem Prediger, der die Trauung verrichtet hatte. Als dieſer weggegangen war, und weder Emilie noch Herrmann ſich ſehen ließen, da ſang ſie mit Kopfſchütteln ein Paar Lieder zu Ehren des Feſtes, das ſie doch ein wenig allzu ſtill fand. Endlich rief ſie das glückliche Paar, und ſagte weiſe: am Hochzeittage muß der Bräutigam die Braut nicht verlaſſen! Das iſt nicht gut! — „Wir waren," erwiederte Herrmann, „an Einem Orte: nicht wahr, meine Emilie?" Emilie breitete, mit dem Blick eines Engels, der eine Welt beglückt hat, die Arme aus, umfaßte den Geliebten zum erſten Male, und legte das Geſicht an ſein klopfendes Herz. Mein Herrmann, ſagte ſie leiſe, und darüber erröthend, daß ſie ihn nun Du nennen mußte: ich war mit dir bei Gott! — „Da, Emilie," ſagte er, und drückte ſeinen Mund mit Innigkeit auf Ihre Lippen — „da ſind wir auch jetzt,

und da werden wir immer ſeyn! ... O Gott!" ſetzte er begeiſtert hinzu; „verſage mir Alles, nur nicht die Kraft, dieſes Herz zu beglücken!" — Sie mußten einander wieder verlaſſen, um nicht allzu ſehr erweicht zu werden.

Gegen Abend kamen ſie wieder zuſammen, und Baſe Eliſabeth folgte ihnen auf dem Fuße, um ſie in Verſen Vertrauen auf Gott zu lehren, und ihnen zugleich einige nützliche Regeln zu geben, von denen manche Emilien ſogar zum Erröthen brachte. Um ſich vor ihr zu retten, gingen Beide ein wenig in der Stadt umher. Das Raſſeln vieler Kutſchen, und der Glanz eines hell erleuchteten Hauſes ſtörte ſie in ihrem vertrauten, ruhigen Geſpräche. Herrmann blickte auf. „Bei Hochfeld?" ſagte er. — Heute iſt auch Hochfelds Hochzeittag, erwiederte Emilie.

„Hochfelds?" fragte Herrmann erſchüttert. „Der Unglückliche!" ſetzte er ſanft hinzu, und eilte dann ſchnell mit Emilien zurück in dunklere Gaſſen, damit ſie nicht merken ſollte, daß dieſe Nachricht Wermuth in ſeine Freude gemiſcht hatte. Emilie wußte nicht, daß Hochfeld Luiſens Verführer war; ſie glaubte, Herr-

mann ſey durch den Gedanken an ſeine ehemalige Freundſchaft mit ihm ſo mächtig ergriffen. Um ihn zu erheitern, ſagte ſie: ihr werdet doch Beide an Einem Tage glücklich, wenn auch nicht zuſammen. „Emilie,“ erwiederte Herrmann: „ich allein bin glücklich; er nicht. Ach, dieſe Thräne gilt dem heutigen Tage meines ehemaligen Freundes. Fühlt er ſich glücklich, ſo iſt dieſes Gefühl ein Verbrechen, das ihn noch elender macht. Ich habe ihn vor dieſem Abend gewarnt, und bald kommt der Tag, wo ich ſeine heutige Freude ſchwer an ſeinem Herzen rächen werde. Ach, ich liebe ihn noch, Emilie; und darum muß ich ihn aus ſeinem betrieglichen Traume von Glück aufſchreien.“ Er gerieth in tiefes Nachdenken, aus dem ihn nur Emiliens unſchuldige Liebkoſungen wieder erwecken konnten.

So hatten denn Hochfeld und Herrmann an Einem Tage das Ziel ihrer innigſten Wünſche erreicht! Herrmanns Hochzeit feierten die ſorgenvollen Seufzer eines Kranken, die Thränen eines verachteten Matroſen, und das Singen einer armen alten Jungfer. Er ſtand ohne den Segen ſeiner Verwandten, ohne den Bei-

fall eines Menſchen, ohne Beſchützer, ohne Vermögen, am Bette eines Sterbenden, vor dem Geiſtlichen da; Hochfeld, von dem glänzenden Hofe umringt, unter den frohen Wünſchen ſeiner Familie, mit dem Beifalle der Stadt, mit dem Fürſten an ſeiner Seite, im glänzendſten Zimmer ſeines Pallaſtes. Aber ſelbſt der Glückwunſch des Fürſten, die rauſchende Muſik, und die liebkoſende Zärtlichkeit einer ſchönen Braut, konnten doch die geheime ängſtliche Stimme in Hochfelds unruhigem Herzen nicht zum Schweigen bringen; ſo wie das Mitleiden mit dem unglücklichen Hochfeld, die Angſt über ſein Verbrechen, nicht die reine unſchuldige Seligkeit in Herrmanns Herzen trüben. Sie dachten Beide mit Angſt an einander: doch Herrmanns Angſt zerfloß in Liebe und Entzücken; Hochfelds Angſt in Reue und Betäubung.

Du mußt doch eine Neuigkeit von mir hören, ſagte Rolfs nach der Trauung zu Hochfeld. Ein ſonderbares Spiel des Zufalls! Auch Lange hat ſich heute mit der Lebrecht trauen laſſen. (Hochfeld erſchrak über dieſe Nachricht, und wurde todtenbleich.) Sein Trotz, fuhr Rolfs verhöhnend fort, hat ihn weit gebracht!

Ein

Ein Matroſe iſt ſein Freund und Beſchützer. Er müßte doch eine ſeltſame Empfindung haben, wenn er dir gegenüber wohnte. Ich gönne dem armen Teufel das abgelegene Logis ſeines Schwiegervaters; es wird ihm über manche bittre Empfindung weghelfen. — Hochfeld ſchwieg lange; dann ergriff er auf einmal mit einer ſonderbaren Heftigkeit Rolfs Hand, und ſagte leiſe: „er iſt glücklicher als ich und du!“ Rolfs ſah ihn lauernd und errathend an. „Glücklicher als ich und du!“ wiederholte Hochfeld ſcharf. „Ach, ich wünſche, daß er nicht erfahren mag, welchen Abend ich heute feire.“ — Nun, das ſage ich ja eben! — „Ich meine es anders! Beneiden wird er mich nicht. . . . Laß uns davon ſchweigen; ich könnte ſonſt wünſchen, an ſeiner Stelle zu ſeyn.“ — Das dürfte deine Braut nicht hören, Hochfeld! — „Wie ich es meine, dürfte ſie. Ich ſage dir, er iſt glücklicher, als ich.“

Hochfeld verwünſchte Rolfs, der ihm die Nachricht gegeben hatte, und wurde den ganzen Abend nicht wieder heiter. Immer ſchwebten Herrmann und Emilie vor ſeinen Augen: neben ihnen ſtand der Genius der Unſchuld;

und neben ſich ſah er den Engel der Rache. Auch Rolfs verlor den Gedanken den ganzen Abend nicht wieder. Er hatte geglaubt, nun endlich ſey der ſtolze Lange genug gedemüthigt; und jetzt ſagte ihm Hochfeld ganz beſtimmt: Lange ſey glücklicher, als er ſelbſt. Zwar lächelte Rolfs wohl über dieſe Verſicherung; doch erregte es ſeinen Unwillen, daß Herrmanns Glück für gänzlich unzerſtörbar gehalten wurde. Bei dieſer Gelegenheit machte er übrigens auch die Bemerkung, daß Herrmann noch immer feſt in dem Herzen ſeines alten Freundes war, und ihm durch die Freundſchaft, die er ſchon gänzlich vernichtet zu haben glaubte, ſehr gefährlich werden konnte.

Hochfeld hatte zwar ſeinen alten Freund fallen laſſen, ohne ihn zu retten; er konnte ihn aber ſehr leicht wieder in die Gnade des Fürſten bringen, da dieſer ihn achtete, und da er ſeit dem Regierungsantritte manche Stunde hatte, in der ein ſo offner, gerader Menſch, wie Herrmann, ihm ſehr lieb ſeyn konnte. Rolfs ſann nun auf ein Mittel, den gefährlichen Menſchen zu entfernen; und dieſes Mittel hoffte er leicht zu finden, da er ganz

richtig vermuthete, daß Herrmann nicht gern in der Reſidenz bleiben würde.

Die Anfurth tobte ſchrecklich, als ſie Herrmanns Verheirathung erfuhr, und Niemand ſagte ein Wort, ihn zu vertheidigen. Sie drohete, auf der Stelle das Haus zu verlaſſen, wenn der Vater oder die Mutter nur einen Schritt thäten, der etwas anderes, als den entſchiedenſten Haß gegen ihn verriethe. Ja, noch mehr: ſie zwang den Vater, ſich in einem ſehr harten Briefe völlig von ihm los zu ſagen.

Als Herrmann den Brief bekommen hatte, wollte er ſeinen Vater ſprechen; er wurde aber mit Verachtung abgewieſen. Sein Bruder vermehrte die Kränkung noch durch höhnenden Spott, damit Herrmann erbittert werden, etwas Hartes herausſtoßen, und ſo der Haß ſeiner Verwandten ſich immer vergrößern ſollte. Herrmann wurde nur betrübt, nicht aufgebracht; er reichte ſeinem Bruder die Hand, und entfernte ſich, ohne irgend ein Wort zu ſagen, das die kindliche Ehrfurcht beleidigt hätte.

Schon am Morgen nach ſeiner Verheirathung ging Herrmann zu Luiſen, um ihr mit Vorſicht zu entdecken, daß Hochfeld verheirathet ſey, weil ſie

es ſonſt leicht von der Wirthin erfahren konnte. Dieſe Nachricht erſchütterte Luiſen heftig, und that die gewaltſamſte Wirkung auf ihren, ohnedies ſo ſchwachen Körper. Mit einer Art von Freude ſagte ſie nur die Worte: ich werde Mutter; ſein Kind wird er nicht verſtoßen!

Sie wurde in der That nach einigen Stunden Mutter eines Sohnes. Als Herrmann wieder an ihr Bett kommen durfte, bat ſie ihn, dem Kinde eine Amme zu geben. Er äußerte den Wunſch, daß ſie es ſelbſt ſäugen möchte, weil das eine Zerſtreuung für ſie ſeyn würde. Sie ſagte aber mit Ernſt: „ich will mich nicht zerſtreuen!" Es mußte wirklich für eine Amme geſorgt werden; denn Luiſe ſank nun ſchnell in einen ſo tiefen Gram, daß weder Herrmanns Bitten, noch Zerſtreuungen aller Art etwas darüber vermochten. Herrmann glaubte, durch die Mutterliebe auf ihr Herz zu wirken; ſie nahm aber ihr Kind nur ſelten, liebkoſ'te es gar nicht, und betrachtete es nur mit heißen Thränen, mit finſtern Blicken. „Ich will es nicht lieben," ſagte ſie wie phantaſierend; „was hätte der Böſewicht dann für Strafe!" Sie bat ſehr oft: „gebt mir das

Kind nicht in die Hände! Ihr wißt nicht, was für blutige Gedanken meine Seele oft brütet." Aus ihrem Herzen, das nur zu lieben geſchaffen war, brach noch oft die heißeſte Liebe für Hochfeld hervor, doch immer nur nach einem Kampfe mit der furchtbarſten Verzweiflung. Das ſanfte Weib war durch ihre ſo grauſam betrogene Leidenſchaft heftig, zornig, wüthend geworden. Herrmannen hatte ſie gern bei ſich; aber ſeine Gattin wollte ſie nicht ſehen, weil ſie fühlte, daß der Anblick ſie zu ſchmerzhaft an die Zeit ihres eignen, ſo ſchnell verſchwundenen Glückes erinnern würde.

Endlich ſank ihre Leidenſchaft mit ihren Lebenskräften. In den letzten Tagen ihres Daſeyns hatte ſie noch Empfindungen der Mutterliebe für ihr Kind. Sie benetzte es mit Thränen der Zärtlichkeit, nicht mehr mit Thränen des Schmerzes, und gab ihm die ſonſt verſagten Liebkoſungen doppelt. Jetzt, da es zu ſpät war, wünſchte ſie, das Leben noch zu behalten, um es ihrem Sohne zu widmen. — „Doch nein," ſagte ſie; „ich würde ihn aufs neue haſſen, wenn mein Herz wieder Stärke dazu hätte."

Zwei Tage vor ihrem Tode bat ſie ihren Freund Lange, er möchte Hochfelden ſagen, ſie habe ihm verziehen. Zu gleicher Zeit übergab ſie ihm ihren Sohn, und beſchwor ihn, des Kindes Vater zu ſeyn. Nun wünſchte ſie, auch ſeine Gattin zu ſehen. Sie legte ihren Sohn in Emiliens Arm, und bat ſie, als Mutter für ihn zu ſorgen. Herrmann und Emilie verſprachen das. Luiſe faßte Beider Hände, und fragte feierlich: „es iſt alſo euer Sohn? Ihr wollt ihm alſo nie ſagen, daß er andere Eltern gehabt hat, als euch?“ — Emilie zögerte mit der Antwort; Herrmann ſagte: nur dann werde ich reden, Luiſe, wenn es zu des Kindes Glücke gereicht. Sie lächelte ſanft; dann fuhr ſie fort: „und ihr verſchweigt ſeinem Vater, daß er ein Kind hat?“ — So lange ich nur irgend kann, ſagte Herrmann; und meine Frau — die weiß nicht, wer der Vater des Kindes iſt. — Luiſe nahm das Kind noch einmal, betrachtete es mit rührender Zärtlichkeit, küßte es, gab es dann Emilien, und ſagte: „hier iſt dein Sohn!“ Sie faßte Herrmanns Hand, und führte ſie an ihre blaſſen Lippen. Dann ſank ſie in eine Ohnmacht,

aus der ſie nur erwachte, um in einen tödt-
lichen Schlummer zu ſinken.

Am Abend dieſes Tages ſtarb ſie. Herr-
mann allein war Zeuge ihres Todes, weil Emi-
lie ſich auf ſeine Bitte zu ihrer kranken Va-
ter begeben hatte. Er betrachtete den Leichnam
lange mit ſchmerzlichen Gedanken an die Ver-
brechen der Menſchen. „O,“ dachte er; „wenn
ein Wollüſtiger hier lernte, daß dieſes Herz,
wie tauſend andre, durch die grauſame Hand
der Wolluſt zerſchmettert iſt: er würde die un-
reine Flamme in ſeiner Bruſt erſticken!“ In
tiefem Schmerz eilte er in die Stadt, und zu
Hochfelds Hauſe, um die Fackel der Rachgöt-
tinnen in des Verbrechers Bruſt zu werfen.
Als er in Hochfelds Zimmer trat, ſprang die-
ſer fröhlich auf; doch ſchnell wurde er bleich,
da er in Herrmanns Geſichte den Ernſt des
ſtrafenden Richters erblickte, blieb zitternd
ſtehen, und heftete die ſtarren Augen an den
Boden. Auch Herrmann ſtand zitternd da,
weil ſich in ſeiner Bruſt die alte Freundſchaft
wieder regte. Er ging auf Hochfeld zu, und
ſagte leiſe, mit dem ſanfteſten Tone: „Hoch-
feld, Luiſe hat dir vergeben!“ Mit bebenden

Lippen fragte Hochfeld: wo iſt ſie? — Herrmann wurde durch dieſe Frage erſchüttert. Er umfaßte Hochfelden, rief ängſtlich, in einem ſchrecklichen Tone, das einzige Wort: todt! und entfernte ſich dann ſchnell.

Hochfelds Gemahlin, die den Ausruf gehört hatte, trat jetzt aus dem Nebenzimmer herein, und ſah, daß ihr Gatte bleich, mit Todesſchweiß auf der Stirn, zitternd wie ein Verbrecher, da ſtand. Sie umfaßte ihn, rief ſeinen Nahmen, und brachte ihn ſo wieder zu ſich ſelbſt. Er ſetzte ſich ſchwach auf den Sofa, und fragte endlich: wo iſt er? — „Wer denn, mein Lieber?" — Lange! Wo iſt er? ... Es war eine Erſcheinung! ſagte er, ängſtlich umherſehend. Gewiß, ſo grauſam konnte er nicht ſeyn; er liebt mich noch. Aber wo bin ich denn?

Frau von Hochfeld zitterte, und eilte an die Klingel, daß die Bedienten kommen ſollten. Hochfeld fing an ſich zu beſinnen. Er fand eine Entſchuldigung ſeines Schreckens, deren Unwahrſcheinlichkeit ſeine Gemahlin freilich bemerkte. Als man ihn auf ſein Verlangen allein gelaſſen hatte, ging er zu Herrmann,

der ſo eben aus dem Hauſe trat, um wieder nach dem Weinberge zu gehen. Hochfeld ſah ihn ängſtlich an. „Sie hat dir vergeben!" ſagte Herrmann mitleidig. Hochfeld bedeckte ſchweigend die Stirn, und ſchwankte, mit den Qualen der Hölle im Herzen, wieder nach Hauſe.

Lebrecht ſtarb einige Tage nach Luiſen, und ſein Tod wurde von ſeinen Kindern ſchmerzlich betrauert. Als er begraben war, bat Herrmann um Erlaubniß, Advokat zu werden. Sie wurde ihm unter dem nichtigen Vorwande, daß der Advokaten ſchon zu viele wären, abgeſchlagen; doch ließ man ihm unter der Hand eine kleine Bedienung in einem Landſtädtchen anbieten. Rolfs glaubte, Herrmann würde ſich durch dieſen Antrag zu einer unbeſonnenen Aeußerung über den Fürſten verleiten laſſen; Herrmann nahm ihn aber mit der größten Ehrfurcht an, und traf ſogleich Anſtalten zu ſeiner Abreiſe. Hochfeld erbot ſich jetzt in einem Billet, ihn durch ſeinen, gewiß nicht unwirkſamen Einfluß, wieder in ſeinen vorigen Poſten zu bringen, und auch für ſeine weitere Beförderung zu ſorgen. Herrmann theilte

das Billet Emilien mit. Sie wußte, wie viel ihrem Manne der Aufenthalt in der Reſidenz, bei dem jetzigen Verhältniſſe mit ſeinen Eltern, koſtete; daher rieth ſie ihm, das Anerbieten auszuſchlagen und die kleine Bedienung in dem Städtchen anzunehmen. Baſe Eliſabeth ſang, wo ſie Herrmanns nur habhaft werden konnte, ſehr bedeutend, und wohl zehnmal in einer Stunde:

Dennoch will ich auch nicht fliehen,
Wo Gott wollte ſelbſten ziehen
Mich hervor aus niederm Staub.

Aber Herrmann, der in dem Hauſe ſeines Großvaters auch hatte ſingen hören, ſang endlich, als ſie die Zeilen einmal wieder geendigt hatte, ſehr ernſthaft:

Soll ich auch ſtets niedrig leben
Und nur an der Erden kleben,
Daß, wenn ich zur Ruh mich leg,
Niemand von mir wiſſen mög:
Soll mich ſolches gar nicht kränken,
Sondern ich will das bedenken,
Daß ich vieler Sorgen frei
Und des Falles ſicher ſey.

Die Baſe Eliſabeth machte große Augen, als ſie ſich mit ihren eigenen Waffen geſchla-

gen fand. Aufs Reden ließ ſie ſich jetzt mit Herrmann gar nicht mehr ein, weil er darin offenbar ihr Meiſter war; doch durch Singen hatte ſie bisher ihrem Herzen oft Luft gemacht. Sie ſchwieg beſchämt ſtill, und ſang in drei Tagen nicht wieder.

Herrmann eilte mit den Anſtalten zu ſeiner Abreiſe. Martin verkaufte das kleine Haus und die beiden Armſeſſel, obgleich dieſe nur mit Kopfſchütteln. Als Herrmann dann auch den Nachlaß ſeines Schwiegervaters verkauft hatte, fuhr an einem ſchönen Oktober-Morgen i n vierſitziger Wagen vor die Thür, und man packte auf. Baſe Eliſabeth hatte eine ganze Menge Schachteln, die der Kutſcher alle unterbringen ſollte. Zankend, und noch immer packend, ſang ſie alle Reiſelieder aus ihrem Geſangbuche.

Den alten Martin ärgerte es endlich, daß ſie ihren Schachteln die beſten Stellen verſchaffte, da doch in einigen, die er öffnete, nur die unbedeutendſten Kleinigkeiten waren. Als ſie ſo eben ſang:

Ohne dich und dein Bewegen
Kann ſich kein Geſchöpfe regen!

ſagte er: Mamſell, vor Gott kann man ſich wohl regen; wenn wir's nur vor Ihren Schachteln können werden! Die Baſe ließ eine Strophe weg, und ſang mit aller Leutſeligkeit, ohne den alten Martin aus den Augen zu laſſen:

Gieb, daß ich vorſichtig wandle
In Geſellſchaft böſer Leut!

und dabei reichte ſie wieder zwei Schachteln hin, die noch untergebracht werden ſollten. Als man bereit war, in den Wagen zu ſteigen, ſagte Herrmann ganz freundlich: „Baſe Eliſabeth, wollen Sie wohl erlauben, daß ich meiner Frau, Ihre, meine und der Amme Füße mit in einige von den Schachteln packe? Denn ſind unſre acht Füße untergebracht, ſo werden wir recht bequem ſitzen. Baſe Eliſabeth antwortete nicht, und heftete ihre Augen ſtarr auf die Amme, von der ſie bisher noch gar nichts gewußt hatte. Wer iſt denn die Perſon, Herr Vetter? — „Die Amme des Kleinen!" — Und wer iſt der Kleine? Ein hübſches Kind! Gott ſegne es! — „Das ſollen Sie erfahren, ſobald ich meine Beine glücklich untergebracht habe."

Man kam endlich zum Sitzen, und Martin nahm ſeinen Platz auf dem Bocke. Nun erzählte Herrmann, während das Kind an der Bruſt der Amme einſchlief, deſſen Geſchichte, ein Mährchen aller Mährchen. Emilie nahm das ſchlafende Kind an ihre Bruſt, und benetzte es mit Thränen, die ſie freilich nur der Trennung von ihrer Vaterſtadt und dem Grabe ihres Vaters weinte. So fuhr Herrmann, mit ſtiller Zufriedenheit in ſeiner Seele, an Hochfelds Pallaſte vorüber. Hochfeld, der gerade am Fenſter war, erkannte ihn an dem einhändigen Matroſen, und ſagte mit einem leiſen Seufzer: ſo geh, du ſtolzer Menſch! Ich wollte dich retten; aber du ſtießeſt mich ja zurück! Nein, ich will, ich kann dich nicht mehr lieben! — Jetzt eben küßte Herrmann das ſchlafende Kind; denn die alte Liebe zu Hochfeld wallte wieder auf, als er das Haus erblickte, worin er mit ſeinem Jugendfreunde ſo viele frohe Stunden gehabt hatte.

Herrmann kam Abends ſpät in ſeinem neuen Wohnort an. Eliſabeth klagte ſogleich über die engen Gaſſen, die kleinen Häuſer, den Mangel der Straßenbeleuchtung, und über

die Stille, die ſchon gleich nach neun Uhr al-lenthalben herrſchte. Der Matroſe aber ſteckte den Kopf an das vordere Kutſchenfenſter, und rief: mir gefällt es hier, Herr Holz-Inſpektor (das war Herrmanns neuer Titel); denn wenn auf einem Schiffe erſt die Laternen an-geſteckt werden, und alles läuft und ſchreiet ge-gen einander, ſo ſieht es übel aus. Ich wette, das Städtchen hier ſegelt mit gutem Winde, auf ſichrer Straße. — Der Nachtwächter, der hier ſchon um neun Uhr anfing, ſeinen Dienſt zu verſehen, und den das Raſſeln des Wagens aus einem ſüßen Schlummer weckte, zeigte der ankommenden Familie ihr Haus, und blieb mit ſeinem Laternchen ſo lange an der Kutſche, bis alles abgepackt und hinein getragen war. Eliſabeth ſagte, als Martin ſie aus dem Wa-gen hob: Gott mache dieſes Haus zu einer Hütte in dem neuen Jeruſalem! — Und geb' uns Allen Luſt zu leben, und einen gedeckten Tiſch! erwiederte Martin. — „Und wenn auch das nicht, Martin, (denn wir ſind arm),“ unterbrach ihn Herrmann; — „nur Einigkeit und zufriedene Herzen!“ Schnell zog Eliſa-beth ihre Geldbörſe aus der Taſche, und gab

dem Nachtwächter, damit das Wort arm keinen nachtheiligen Eindruck bei ihm machen ſollte, ein reichliches Trinkgeld. Emilie reichte Herrmannen das Kind hin; dann ſtieg ſie aus, lehnte ſich an ſeine Bruſt, und ſagte: mein Herrmann, wie glücklich werden wir leben!

So bald die Familie in ihrer Wohnung war, ging der Nachtwächter ſeines Weges, pochte an jedes Fenſter, das noch Licht hatte, und meldete, daß der neue Holz-Inſpektor, mit einer Frau, einem Kinde, einer Mutter und einem alten Manne, angekommen wäre. Das Gerücht war der Familie ſchon zuvor geeilt. Herrmann hieß ein Taugenichts, der gegen den Willen ſeiner Eltern eine liederliche Perſon geheirathet habe, der von ſeinem Vater, nachdem er ungeheure Summen verſchwendet, enterbt ſey, und nun Gott danken müſſe, daß er dies kleine Aemtchen bekomme. Noch dieſen Abend ermahnten die beiden Prediger des Ortes, der Burgemeiſter und einige Officianten ihre Kinder, ein Beiſpiel an dem neuen Holz-Inſpektor zu nehmen, und ſich immer gut aufzuführen.

Am folgenden Morgen ganz früh machten Herrmann und Emilie, während die übrigen

Menſchen im Hauſe noch ſchliefen, einen Spaziergang, um die ſchöne Gegend des Städtchens kennen zu lernen. Als Eliſabeth endlich aufgewacht war, fing ſie ſogleich wieder an zu ſingen, kramte dabei mit Betten, Möbeln und Kleidern, richtete ihr eignes Stübchen ein, und examinirte die Magd, die ſie vorgefunden hatte, über die Nahmen und die Familienverhältniſſe ihrer Nachbaren zur Seite und gegenüber. Martin nagelte, hämmerte, lief aus dem Keller auf den Boden, und ſagte bei jedem Zimmerchen, bei jeder Bequemlichkeit, die er entdeckte: hier wollen wir unſeres Lebens wohl froh werden! Er war ſo vergnügt, und hätte ſo gern mit Eliſabeth über das Glück ſeiner jungen Herrſchaft geſprochen; allein die hörte nicht auf, von dem neuen Jeruſalem zu ſingen. — Ein recht nettes Häuschen, Mamſell! fiel er endlich mit ſeiner kräftigen, tiefen Stimme ein. Sie ſang:

Die Welt mag ihre Schlöſſer loben;
Ich lobe ihr Gepränge nicht:
Mein Luſt- und Wohnhaus iſt dort oben . . .

„Unſers, Mamſell," ſagte Martin unwillig, „iſt für jetzt noch hier unten; und ich

wollte,

wollte, Sie hülfen mir ein wenig, daß erſt des Herrn Stube in Ordnung käme.“

Anſtatt zu antworten, ſang ſie wieder:

Ach, wundre ſich nur Niemand nicht,
Daß ich nichts anders mehr verricht;
Die Braut kann doch ſonſt nirgends ruhn,
Sie hat mit ihrem Schmuck zu thun.

Jetzt ſtieß Martin einen argen Fluch heraus; aber Eliſabeth ließ ſich dadurch nicht irre machen: denn ſie hatte ſchon bemerkt, daß ſie auch mit dem alten Martin nichts ausrichten konnte, der ſie noch ärger kränkte, als Herrmann, und ihr frommes Singen Heuchelkram nannte.

Jetzt kam Herrmann, mit Emilien am Arm, von ſeinem Spaziergange zurück; und in allen Häuſern, an denen ſein Weg vorüber ging, traten die Leute in die Fenſter, um ihre Neugierde zu befriedigen. Alle ſagten: ein ſchönes Paar! und wurden durch die holde Freundlichkeit, das himmliſche Lächeln, eingenommen, womit Emilie einigen Kindern, die ihr begegneten, die Wange ſtreichelte.

Nach Tiſche machte Herrmann einige Beſuche bei den Vornehmern des Ortes, und am

folgenden Tage trat er ſein neues Amt an. Seine Nachbarinnen erkundigten ſich nun bei ſeiner Magd, ſo oft ſich dieſe nur ſehen ließ, nach ihm und ſeiner Familie. Die Magd ſagte: o, das ſind recht liebe gute Leute! Und fromm ſind ſie, ſo fromm! das Singen nimmt kein Ende. Die Mamſell ſingt den ganzen Tag, und der Herr auch zuweilen. Den alten Martin, den Bedienten, den muß man lieb haben, wie ſeinen Vater; und die Frau Inſpektorin, die iſt ein wahrer Engel.

Nun machte auch Emilie Beſuche, und gewann ſich dabei alle Herzen. So viele Demuth bei einer ſo geſchmackvollen Kleidung hatte man nicht erwartet, und eine ſolche Sittſamkeit, bei einem ſo abſcheulichen Gerüchte, ſetzte jedermann in Erſtaunen. Als man die Familie erſt näher kannte, wunderte man ſich über nichts mehr, ausgenommen über das kleine Kind, das doch nicht von Emilien ſeyn konnte, da ſie erſt einige Monate verheirathet war. Man wollte die Baſe Eliſabeth ausforſchen; die wußte aber, zu ihrem großen Mißvergnügen, ſelbſt nichts. Sie vermuthete aus manchen Aeußerungen der Amme, daß es Lui-

ſens Kind ſey; allein daß Herrmann ſich ohne Scheu den Vater des Kindes nannte, und daß Emilie es lächelnd an ihre Bruſt drückte: das war ihr unbegreiflich. Ach! ſagte ſie endlich einmal; ich würde viel ruhiger ſeyn, Herr Vetter, wenn ich wüßte, wem das Kind gehörte. Man weiß ja nicht, wie man es nennen ſoll!

„Karl heißt der Junge.“

Aber wenn mich Jemand frägt: wer iſt ſein Vater?

„So machen Sie es wie ich; lächeln Sie, Eliſabeth, ſchütteln Sie den Kopf, und thun Sie, als wenn Sie es nicht wüßten.“

Lieber Gott! weiß ich es denn?

„Deſto beſſer! So werden Sie den Kopf deſto natürlicher ſchütteln.“

Es ärgert mich, daß hier jedermann glauben muß, es wäre Ihr oder gar Emiliens Kind. Man muß doch auf Zucht und Ehre halten!

„Gut, Sie können alſo dreiſt widerſprechen.“

Die Leute werden mir aber nicht glauben.

„Das iſt nicht meine Schuld.“

Wenn man aber den Vater nennen könnte . . .

„Nennen Sie, wen Sie wollen. Im Grunde, Baſe, iſt ja der Vater jedes Kindes zweifelhaft. Einen Vater hat der Kleine gehabt, wie eine Mutter.“

Die Mutter wüßte ich denn wohl.

„Da wiſſen Sie ſchon mehr als ich.“

Eliſabeth ſah ihn ſtarr an. Iſt es ein Hurkind, ſagte ſie ärgerlich, ſo ſollten Sie Sich nicht damit abgeben.

Herrmann nahm das Kind auf ſeine Arme, und ſagte: „unglückliches, verwaiſ'tes Geſchöpf! Du lächelſt noch, obgleich die harte Baſe Eliſabeth dich verſtoßen will. Aber wir, Emilie und ich, wir wollen dich lieben, und nie ſollſt du erfahren, daß du andere Eltern gehabt haſt, als uns. Dein großer Vater im Himmel ſchämt ſich deiner nicht; und ich, ich Menſch aus Staub, ich ſollte mich deiner ſchämen? Wenn doch im Geſangbuche ein Lied ſtände, das Mitleiden mit dir und deinesgleichen lehrte! . . . Aber warum auch Mitleiden! Sind wir denn nicht alle unechte Kinder der Natur, der eine mehr, der andere weni-

ger? Nein, lieber Kleiner, mein Herz ſoll dich nie verleugnen!" Baſe Eliſabeth, die in der That nicht ohne Gefühl war, obgleich ihre mißverſtandne Frömmigkeit es zuweilen erſtickte, beugte ſich beſchämt zu dem Kinde nieder, küßte es, nahm es an ihre Bruſt, und überſtrömte es mit Liebkoſungen.

Nach und nach kam Alles in eine gewiſſe Ordnung. Emilie dachte nicht daran, den Ton im Städtchen angeben zu wollen, ſondern richtete ſich beſcheiden nach den Sitten, die darin herrſchten; und Eliſabeth fand hier zu ihrem Vergnügen ein größeres Feld für ihre Neugierde und Geſchwätzigkeit. Man theilte den Eifer, den ſie für Neuigkeiten hatte, und bei einem Haare wäre ſie eitel genug geweſen, den Modenton angeben zu wollen, wenn ſie ſich nicht gar zu ſehr vor Herrmanns Spotte gefürchtet hätte.

Zu den näheren Bekannten des Langiſchen Hauſes gehörte der Floßverwalter Caſtran, deſſen Vorgeſetzter Herrmann war. Dieſer Mann fand ſich gleich den Morgen nach der Ankunft der Familie ein, und erbot ſich mit großer Geſchmeidigkeit zu allen ihm nur möglichen

Dienſten. Er mißfiel Herrmannen, ſo wie Emilien, auf den erſten Blick, und Martin ſagte: hole den Kerl der Teufel! Sieht er nicht aus wie ein Spitzbube, ſo mag man mich ſelbſt einen ſchelten. Der Baſe Eliſabeth hingegen hatte er ſehr gefallen; denn er konnte ganz gut erzählen, und erzählte Alles, was er wußte.

Ew. Gnaden, redete er Langen bei dem Beſuche an; ich freue mich, daß ich die Ehre habe, unter Ihren Befehlen zu ſtehen, und ich hoffe, Dieſelben werden mich mit Ihrer Freundſchaft beglücken. Ich habe die Gnade, mit dem ſämmtlichen Adel hier in der Nachbarſchaft bekannt zu ſeyn; und hätte nicht mein Großvater das Unglück gehabt, einer Ehrenſache wegen aus Frankreich fliehen zu müſſen, wie das Ew. Gnaden aus meinem Nahmen gütigſt merken werden, ſo . . . „Wie läßt ſich,“ ſagte Herrmann ernſthaft, „aus einem Nahmen merken, daß jemandes Großvater wegen einer Ehrenſache ſein Vaterland verlaſſen hat? Ich habe nicht einmal gemerkt, daß Ihr Nahme Franzöſiſch iſt. Uebrigens heiße ich, wenn Sie die Güte haben wollen, mich ſo zu nennen, Holz-Inſpektor, und nicht Ew. Gnaden.“ Ca-

ſtran verbeugte ſich demüthig, und pries die Demuth ſeines Vorgeſetzten. Das dritte Wort von ihm war aber immer der Nahme eines Edelmannes, mit dem er einen luſtigen Tag gehabt hatte, bei dem er zum Beſuche geweſen war, oder den er in Kurzem beſuchen wollte.

Er ließ ſich nicht undeutlich merken, daß es ihm hier in dem Städtchen nicht gefiele. Denn, ſehen Sie, liebſte Mamſell — ſo wendete er ſich an Eliſabeth: — wenn man die Gnade gehabt hat, zwanzig Jahre lang mit dem höchſten Adel zu leben, ſo iſt man an beſſere Manieren gewöhnt, als hier zu Hauſe ſind. Die guten Menſchen kennen nicht dafür; aber ich leide darunter. Es tröſtet mich indeß einiger Maßen, daß ich hin und wieder in mancher alten Familie wohl gelitten bin, und daß Sie hieher gekommen ſind. Ihnen ſieht man es auf den erſten Blick an, daß Sie in der Reſidenz gelebt haben. So etwas entgeht einem geübten Auge nicht. Eliſabeth lächelte freundlich, Emilie tändelte mit dem Knaben, und Herrmann fing ein Geſpräch über Caſtrans Amt an.

Ein kleines Aemtchen, Herr Holz-Inſpektor;

doch . . . Ich weiß nicht, was ich verſehen haben mochte; aber ich merkte wohl, daß ich fürs erſte nicht mehr in der Reſidenz bleiben könnte. Da gaben mir meine Gönner (und ich kann mich rühmen, daß ich mehrere habe, die täglich um Se. Durchlaucht ſind) — die gaben mir dieſen Poſten. Mein lieber Caſtran, ſagte ein Herr von Bedeutung; ich bedaure. Sie haben Verdienſte um den Staat (ich hatte ſeine Kinder im Tanzen unterrichtet); aber Sie ſollen auch weiter. Jetzt bin ich ſchon über ein Jahr hier, und, muß ich glauben, vergeſſen.

„Man hat Sie auf eine ehrenvolle Art exilirt, lieber Herr Caſtran. Das ſchließe ich daraus, weil man Sie gerade hierher geſchickt hat. Auch ich bin in Ungnade gefallen, wie Sie das wohl gehört haben werden, lieber Herr Caſtran. (Caſtran verbeugte ſich.) Aber glauben Sie mir, das Syſtem kann ſich ändern, und wir Beide können wieder empor kommen. Wer weiß, wodurch Sie Sich die Aufmerkſamkeit, und dann die Ungnade des Hofes zugezogen haben?" Caſtran ſah den neuen Holz-Inſpektor darauf

an, ob er das in Ernſt meine, oder ob er ein Spottvogel ſey. Das will ich eben nicht ſagen; aber von Ihnen habe ich gehört, daß die Verheirathung mit Dero Frau Gemahlin . . .

„Das wohl nicht, lieber Herr Caſtran; es war etwas Wichtigeres. Heirathen hätte man mich wohl laſſen; aber — Genug, es war etwas Schlimmeres, als das.“

Schweigen kann ich, Herr Holz-Inſpektor, wenn Sie es ſonſt mir anvertrauen wollen. Da iſt zum Exempel der Herr Präſident von Sachland; der erlebt nicht das Mindeſte, wobei er mich nicht zu Rathe zöge. Aber ſchweigen muß man können! Noch neulich ſagte der Herr Kammerherr von Silberſtein zu mir: lieber Caſtran, ich weiß, Sie ſind mein Freund. Und nun entdeckte er mir einen Vorfall mit ſeiner Tochter, wobei mir die Haare zu Berge ſtanden.

Ei, ſagte Eliſabeth; was war denn das, lieber Herr Caſtran, mit der Tochter des Herrn von Silberſtein?

„Wie können Sie ſo fragen, Baſe Eliſabeth! Sie hören ja, daß Herr Caſtran ſchweigen kann.“

So ging die Unterredung fort, und Herrmann ſpottete nachher über ſich ſelbſt. „Lache nicht, Emilie,“ ſagte er, als er dieſe lächeln ſah. „Ich ſelbſt komme mir in dieſem Augenblicke vor, wie unſer Herr Caſtran, deſſen Großvater eine Ehrenſache hatte, der ſich als Tanzmeiſter Verdienſte um den Staat erwarb und nun hieher auf den Holzplatz exilirt wurde. Wie oft bin ich nicht in Verſuchung, mir eine Lobrede über die Feſtigkeit zu halten, mit der ich dem Ungewitter Trotz geboten habe! Ueber den Hof lächeln, verräth eben ſo viele Eitelkeit, als mit ihm prahlen. Eitel ſind wir Alle. Hier unſre Baſe Eliſabeth zum Beiſpiel: die rühmt ſich ihrer genauen Bekanntſchaft mit Gott ſo oft, wie unſer arme Tanzmeiſter der ſeinigen mit dem Adel.“

Wer mich bekennet vor den Leuten, . . . ſagte Eliſabeth ein wenig beſchämt.

„Aber das Singen und Beten, Baſe, hat die Bibel doch ins Kämmerlein verwieſen.“

Eine Heidin bin ich freilich nicht!

Wenn das Chriſtenthum im Singen beſteht, brummte Martin; ſo ſey Gott mir armen

Sünder gnädig! Ich habe nur Einmal in meinem Leben geſungen, als wir auf der Bank feſt ſaßen, und das Waſſer über das Verdeck ſchlug. Da ſang Alles, und ich mit. Gut geklungen hätte es nicht, ſagte nachher der Steuermann, als wir flott waren. In der Kirche leſe ich den Geſang ſtill mit; denn ich weiß, wie ich ſinge. Nun, jeder thut, was er kann. — (Er hielt ſeinen Stumpf hin, um zu zeigen, was er gekonnt hatte.)

„Sieh! da iſt der Tanzmeiſter!" ſagte Herrmann lebhaft, und faßte den Stumpf des Matroſen. „Aber rühme dich nur, guter Martin! Wer eine ſo ehrenvolle Wunde im Gefechte davon getragen hat, darf ſie bei Gelegenheit wohl zeigen."

Nein, ſagte Martin, Sie haben Recht, Herr Inſpektor. (Er verbarg den zerſchmetterten Arm.) Das gehört ſo gut ins Kämmerlein, als der Mamſell ihr Singſang. Ich tauge nicht mehr, als ſie; aber ich will mich beſſern . . . Und die Wahrheit zu ſagen, hätte ich vorher gewußt, daß es mir die Hand koſten ſollte, wer weiß . . . Doch nein, da iſt Gott mein Zeuge! Und ſich ſchlechter zu ma-

chen, Herr Inſpektor, als man iſt, das braucht man nicht. Gott kennt mich.

„Auch ich, lieber Martin,“ ſagte Herrmann, und reichte ihm die Hand. — Und ich, ſagte Emilie lächelnd. — Sie, meine engelgute Frau Inſpektorin, rief Martin eifrig; und wenn wir Alle, wie der Herr da ſagte, aus Hochmuth dem lieben Gott unſre Wunden zeigen, wie's auch wahr iſt, ſo . . . ich muß es Ihnen einmal ſagen: Sie nicht; Sie bleiben immer in dem Kämmerlein, mit Allem, was Sie Gutes haben, thun und ſind.

Emilie erröthete, und wollte ſich gegen das Lob vertheidigen. Herrmann faßte ſie aber zärtlich in ſeine Arme, und ſagte: „edle, reine, gute Seele! ja, du verſchweigſt deine Tugenden, wie deine Schmerzen, und zeigſt nichts als deine Demuth und deine Liebe. Martin hat Recht; du allein darfſt über den verdienſtvollen und doch exilirten Tanzmeiſter lächeln; wir nicht, meine Emilie. Nun, wenn er ſonſt gut iſt, der Herr Caſtran, ſo mag er immer wiederkommen.“ Laſſen Sie ihn wegbleiben, ſagte der alte Martin unmuthig; der Menſch wirſt ja immer mit gnädigen und vornehmen

Herren um ſich. Ich habe allen Reſpekt vor den gnädigen Herrn; der liebe Gott wird wohl wiſſen, wozu ſie in der Welt nütz ſind: aber man muß doch auf ſich ſelbſt etwas halten; ſonſt . . .

Ich denke, ſagte Eliſabeth, Herr Caſtran hält wohl etwas auf ſich; eben darum geht er mit Leuten von Stande um.

Martin wendete ſich unwillig ab, weil er ſich immer nur ſehr ungern mit Eliſabeth einließ.

Herrmann hatte in dem Städtchen verſchwiegen, daß er geadelt war, und nannte ſich den Inſpektor Lange ſchlechtweg; Herr Caſtran ging aber rings umher und erzählte. Charmante Leutchen! Freilich weiß der Herr von Lange noch nicht, wie er es hier angreifen ſoll, und die gnädige Frau ſagte zu mir: mein lieber Herr Caſtran, Sie können meinem Manne guten Rath geben. Je nun ja! ich that, was ich konnte, und es ſoll ſchon gehen. Sehen Sie, da ſetzte ſich der Herr von Lange auf dieſe Seite, die gnädige Frau auf dieſe, und da erzählten Sie mir im Vertrauen, wie es zugegangen iſt, daß ſie in Un-

gnade gefallen ſind. Eine erſchreckliche Geſchichte, Herr Paſtor! Aber ich habe noch ſchrecklichere erlebt. Sie glauben nicht, wie leicht man da zu Boden liegen kann! Was meinen Sie, daß ich jetzt ſeyn könnte, wenn ich nicht in Ungnade gefallen wäre? Floßverwalter? Lieber Gott! das konnte ich vor zehn Jahren werden. Aber ich bin hier zufrieden, und will nun nicht wieder weg. Noch vor einigen Tagen hatte ich einen Brief von einem gewiſſen vornehmen Manne; der ſchrieb mir: lieber Caſtran, das Syſtem hat ſich geändert. Ei, ich danke für alle Syſteme. Hier habe ich mein ruhiges Brot; und, ſo viel Ehre auch dabei iſt, um Alles zu wiſſen, und ſo Manches durchſetzen zu können, am Ende wird man doch des Dinges müde.

Die Paſtorin bat ihn nun, ihr die erſchreckliche Geſchichte von Herrmanns Ungnade doch zu erzählen. Er ſetzte in der Geſchwindigkeit einen Roman zuſammen, worin es nicht an Bitterkeiten über den Hof und die Miniſter fehlte. Der Paſtor ging mit ſeiner Pfeife im Zimmer auf und nieder, ſchüttelte zuweilen den Kopf, und bewunderte den Muth des

Herrn Caſtran, daß er ohne alle Scheu ſogar dem Miniſter des geiſtlichen Departements ſo viel Böſes nachſagte. Er antwortete nur mit manchem Hm! Hm! damit er nicht etwa auch in Ungnade käme.

Herrmann hatte nun große Mühe, den Titel: gnädige Frau, den man Emilien mit Gewalt aufdringen wollte, von ihr abzu-wehren, beſonders, da Caſtran ausgebreitet hatte, daß der neue Holz-Inſpektor bald wie-der mit doppeltem Glanze in die Reſidenz zu-rückkehren würde.

Zwar konnte Caſtran Herrmannen nicht wohl leiden; indeß drängte er ſich doch an ihn, als den einzigen Adeligen, und folglich nach ſeiner Meinung den wichtigſten Mann, im Städtchen. Und da Herrmann bald auch man-che Mißbräuche bei dem Holzweſen mit gro-ßer und anhaltender Strenge abſchaffte, ſo glaubte Caſtran noch mehr, ſich um ſeine Gunſt bewerben zu müſſen. Er bat daher ihn und Emilien zu ſeiner Hochzeit mit einer Kammer-jungfer aus einem adeligen Hauſe. Frau In-ſpektorin, ſagte er zu Emilien, als er ſie ein-lud: — meine Braut iſt zwar Kammerjung-

ſer geweſen, und Sie werden fragen, warum ich mich ſo wegwerfe. Aber ich bitte unterthänig, hören Sie meine Gründe. Meine Braut war mehr Geſellſchafterin als Kammerjungfer der gnädigen Frau; ſie wurde immer Mamſell genannt, und aß, wenn kein Fremder da war, mit am Tiſche. Ich habe wohl hundertmal da gegeſſen. Lieber Caſtran, ſagte die gnädige Frau dann ſehr oft zu mir: meine Freundin wäre eine Frau für Sie. Nicht wahr? Sie kennt die Manieren eines guten Hauſes, und Sie würden ſich ihrer nicht ſo zu ſchämen haben, als wenn Sie etwa eines Predigers-Tochter nähmen. Das bedachte ich; und — in einem oder zwei Jahren hat man es ja vergeſſen, daß ſie Kammerjungfer geweſen iſt. Ich hätte wohl eine beſſere Partie machen können; aber man will doch ſeine Freunde nicht vor den Kopf ſtoßen, und die gnädige Frau beehrt mich wirklich mit ihrer Freundſchaft. Alſo Sie werden ſo gnädig ſeyn, mich mit Ihrer Gegenwart zu beglücken? — Herrmann und Emilie nahmen die Einladung an.

Die Braut war ein artiges Mädchen, und

würde

würde aller Welt gefallen haben, wenn nicht Herr Caſtran aller Welt hätte zeigen wollen, daß ſie in der großen Welt geweſen wäre. Er ſtand bei der Trauung, als ob er ſo eben einen Tanz-Pas machen wollte; und nachher ſagte er zu Herrmann: Es iſt mir lieb, daß die wunderliche Ceremonie ein Ende hat. Sie machen in den kleinen Städten ordentlich Ernſt aus ſo etwas!

„Iſt es Ihnen denn kein Ernſt mit dem Heirathen?" fragte Herrmann. Caſtran erröthete, lächelte mit einer Verbeugung, und entfernte ſich geſchwind aus Herrmanns Nähe. Er war gegen alle Mädchen zärtlich, nur gegen ſeine Braut nicht, weil er glaubte, ein Mann von Welt dürfe das nicht ſeyn. Herrmann ſagte auf dem Rückwege zu Emilien: „er iſt ein Narr, und zwar ein höchſt gefährlicher. Ich bin überzeugt, er würde ein Teufel ſeyn, wenn ihn Jemand überredete, daß die vornehme Welt es ſo wolle."

Herrmann war noch kein volles Jahr im Städtchen, als der eine Prediger ſtarb. Die Gemeinde hatte die Stelle zu beſetzen, um die ſich ſogleich mehrere junge Männer be-

warben. Dieſe Angelegenheit war für das ganze Städtchen wichtig. Die ſtimmfähigen Bürger betrugen ſich noch einmal ſo ſtolz, als ſonſt, beſonders gegen die demüthigen Candidaten. Einer von dieſen wurde, weil er ſchon verlobt war, allgemein verworfen, ob er gleich das Zeugniß ſehr gründlicher Kenntniſſe, eindringender Beredtſamkeit und des edelſten Charakters hatte. Herrmann hörte ſo oft und ſo viel über die Predigerwahl ſprechen, daß ſie am Ende auch ihn intereſſirte. Man tadelte allgemein den Stolz des Candidaten, der ſchon eine Braut habe, und nun doch niemanden ein gutes Wort gönnen wolle, ſondern wohl gar den Bürgern ſage: iſt einer von meinen Mitbewerbern geſchickter zu dem Amte, als ich, ſo thäten Sie Unrecht, wenn Sie mir Ihre Stimme gäben. Herrmann freuete ſich über dieſen Zug von edlem Stolze. Er erkundigte ſich näher nach dem jungen Manne, und hörte deſſen Kenntniſſe und Charakter von den unverwerflichſten Zeugen loben. Er und Emilie entſchloſſen ſich nun, dieſen Candidaten nach ihren beſten Kräften zu unterſtützen. Obgleich ſchon allgemein

beſchloſſen war, daß er die Stelle nicht bekommen ſollte, ſo hatte man doch Luſt, ihn einmal zu hören, und er mußte eine Probepredigt halten. Emilie kam ſehr gerührt aus der Kirche zurück, und Eliſabeth ſchüttelte den Kopf. Dies war für Herrmann noch ein Beweis mehr für den Werth des Mannes. Er beſuchte nun alle Bürger nach der Reihe, und Emilie wendete ſich an ihre Frauen. Mit Einem Worte, Herrmann und Emilie betrieben die Sache ſo gut und ſo glücklich, daß der Candidat Mühlenberg wirklich die meiſten Stimmen erhielt. Einige Tage nachher erfuhr Herr Mühlenberg, mit welchem Eifer der Inſpektor ſich für ihn verwendet hatte, und er glaubte nun, den Mann, dem er ſo viele Verbindlichkeit ſchuldig war, beſuchen zu müſſen.

Als er in das Zimmer trat, ſprang Herrmann auf, und rief: Mühlenberg! biſt du es? Beide erkannten einander; Mühlenberg hatte auf der Univerſität mit zu Herrmanns kleinem, gewähltem Cirkel gehört. Ihre Freude, einander hier wiederzufinden, war unausſprechlich, und die alte Freundſchaft lebte mit neuer

Herzlichkeit wieder auf, als ſie ſahen, daß ſie einander noch immer ähnlich waren.

Nun hatte Herrmann nichts mehr zu wünſchen: Freundſchaft erhöhete ihm den Reitz der Liebe, und gab ſeinem Herzen die ſicherſte Ruhe. Er ſagte oft zu Emilien, mit Thränen der Freude in den Augen: „du, und Mühlenberg! O, guter Gott! wie glücklich bin ich!"

Das Glück der Langiſchen Familie vergrößerte ſich noch, als der neue Prediger ſeine junge Frau zu ihr brachte: ein holdes, ſanftes Geſchöpf, dem die Güte aus den Augen ſprach, und das vollkommen Emiliens Freundin zu werden verdiente. Das Vertrauen beider Familien zu einander ſtieg von Tage zu Tage, und ihre Stunden verfloſſen in dem ſüßeſten Genuſſe der Ruhe. Die beiden Männer philoſophirten mit einander, und redeten ſo freimüthig, als ſie es bisher vor keinem Menſchen gewagt hatten. Sie arbeiteten zuſammen, oder laſen jeder allein, und theilten einander mit, was ſie Vorzügliches gefunden hatten. Herrmann konnte nun ſeiner wilden ſatiriſchen Laune ohne alle Scheu wieder nachhängen; denn Mühlenberg freuete ſich, ſelbſt

mitten in den ernſthafteſten Geſprächen, über ihre Sprünge, und hielt ſie für den ſchönſten Reitz der Unterhaltung. Die beiden Frauen nahmen, wenn ihre Männer philoſophirten, wenigſtens an den Reſultaten Theil, leiteten aber die Geſpräche derſelben oft von der unfruchtbaren Spekulation in das wirkliche Leben, und wurden dabei, wenn auch nicht gelehrt, ſo doch immer gebildeter.

Eliſabeth konnte an dieſen Unterhaltungen freilich kein Vergnügen finden; aber auch ſie hatte jetzt ihren Umgang, der ſie ſehr glücklich machte. Eine alte Predigerwittwe erzählte ihr die Neuigkeiten des Städtchens, und Herr Caſtran die vom Hofe, der Reſidenz und den umwohnenden adeligen Familien. Sie hatte zwar von der Reſidenz nicht viel mehr kennen lernen, als Lebrechts Haus; doch jetzt fing ſie an, ſich dahin zurück zu ſehnen. Zu ihrem großen Mißvergnügen ſagte aber Herrmann: „hier will ich ſterben! Man könnte mir, ich weiß nicht was, anbieten, ich würde dieſen Wohnſitz des Glückes nicht verlaſſen. Und wenn ich das Ding recht genau beſehe — habe ich denn nicht ſchon, was ich in der Reſidenz erſt

mühſam ſuchen müßte? Iſt Herr Caſtran nicht der vollkommenſte Hofmann von der Welt, ein ganzer Hofſtaat in einer Perſon? und bin ich hier nicht Miniſter, und alles, was ich ſeyn will? Meine Holzwärter, meine Holzknechte — wer will es mir wehren, Baſe, ſie in die Subalternen meines wichtigen Departements zu verwandeln, und die Oberförſter, mit denen ich zu thun habe, ſämmtlich in Excellenzen, meine Kollegen, und die Holzſchichten in das Volk, das ich in Reih und Glied ſtelle und einſchichten laſſe, wie ich Luſt habe? (Gott mag nur geben, daß in jedem Staate ſo viel Ordnung iſt, als auf meinem Holzplatze!) Was brauch' ich denn dazu? Gerade eben ſo viel Imagination, wie der Miniſter. Er muß ſich die Menſchen als Holzſcheite denken; ich die Holzſcheite als Menſchen: und dabei habe ich mehr Freude, weil weniger Reue dabei iſt."

Das und mehr dergleichen ſagte Herrmann, um die Baſe darauf vorzubereiten, daß er ſeinen jetzigen Wohnort nie wieder verlaſſen wollte, ob ihm gleich unter der Hand zu verſtehen gegeben wurde, daß er in die Reſidenz

zurückkehren möchte. Der Zorn der Tante Anſurth hatte ſich gemildert. Zwar wollte ſie noch immer nichts von Herrmann hören, und der Lieutenant that Alles, was er nur konnte, ihren Haß zu unterhalten; der Kammerrath ſah indeß wohl, daß ſie wenigſtens keine Entſchuldigung für Herrmanns Betragen verwerfen würde. So lange er ein armſeliger Holz-Inſpektor blieb, konnte ſie ihm freilich nicht verzeihen; allein — in Kurzem mußte es nur auf ihn ſelbſt ankommen, eine der vorzüglichſten Stellen zu haben. Es war dem Kammerrath durch die dritte Hand der Vorſchlag, in Form eines guten Rathes, gethan worden, Julchen an einen bedeutenden Mann zu verheirathen, und ihr ſeine Forderungen an den verſtorbenen Erbprinzen zur Ausſteuer mitzugeben. Wer konnte dieſer bedeutende Mann anders ſeyn, als Rolfs? — Der Kammerrath fand den Vorſchlag des Ueberlegens werth. Zwar verlor er ſein Vermögen; indeß ſeine Tochter bekam es doch, und Rolfs mußte dann das Glück ſeiner beiden Söhne befördern. So konnte er ihnen den Verluſt, den ſie erlitten, reichlich erſetzen, und überdies wurden ſie durch

das große Vermögen der Anfurth, das jetzt ihnen allein zufiel, vollkommen ſchadlos gehalten.

Julchen bekam nun von ihrem Vater einen ſehr deutlichen Wink, den Herrn von Rolfs nicht abzuweiſen, und für ihren Bruder Herrmann bei einer ſchicklichen Gelegenheit zu reden. Es ordnete ſich Alles zum Erſtaunen gut. Ehe Rolfs noch ſeinen Antrag machte, ſprach er mit dem Kammerrathe über Herrmann. Er bedauerte deſſen unbeugſame, eigenſinnige Laune, ſchrieb aber ſein Unglück beſonders dem Fürſten zu, der die Begebenheit mit dem Fräulein von Roslau noch nicht vergeſſen hätte. Indeß, meinte er, ſey gar nicht alle Hoffnung verloren, ihn wieder in ſeine vorige Carriere zu bringen. Nun kam er auf des Kammeraths Forderungen an den Fürſten. Er ſagte: ſie wären rechtmäßig; aber zum Unglück fehle es den Obligationen an der gehörigen Form. Der Kammerrath ſelbſt geſtand zu, daß nur ein Vergleich die unangenehme Sache endigen könne, und äußerte den Wunſch, daß wenigſtens einem ſeiner Kinder die Summen bezahlt werden möchten. Die

Anfurth, ſagte er deutlich, könnte die beiden andern entſchädigen. Endlich rückte der Herr von Rolfs mit ſeinem Antrage hervor. Der Kammerrath nahm ihn mit Feinheit an; doch drang er zugleich darauf, daß Herrmann wieder aus ſeiner Verbannung zurückgerufen werden möchte. Rolfs verſprach das; nur gab er dem Vater zu verſtehen, daß man nothwendig erſt Herrmanns Abſichten kennen müſſe, um ſich nicht durch ſeinen Eigenſinn zu kompromittiren. Der Kammerrath gab nun Jemanden den Auftrag, ſeinen Sohn darüber auszuforſchen. Sein Vertrauter reiſte nach dem Städtchen, worin Herrmann lebte, beſuchte dieſen, und erbot ſich, ihn mit ſeinem Vater zu verſöhnen.

„Das heißt?" fragte Herrmann.

Sie wieder in die Reſidenz, in Ihr Amt, ſelbſt in eine noch größere Carriere zu bringen. Es ſind ſehr glückliche Umſtände eingetreten, die ein Mann von Ihrem Kopfe gewiß benutzen wird.

„Und die ſind?"

Der Herr von Rolfs bewirbt ſich um die Hand Ihrer Schweſter.

„Großer Gott! Glückliche, ſagen Sie? ... Und mein Vater?“

Noch iſt nichts gewiß. Ihr Vater will ſich nicht eher entſcheidend erklären, als bis Sie wieder zurückgerufen ſind.

„Barmherziger Gott! Sagen Sie meinem Vater ... Doch nein; ich werde ihm ſelbſt ſchreiben. Sagen Sie meinem Vater nur, daß ich mich ſeiner an jedem Tage mit der Ehrerbietung und Liebe eines Sohnes erinnere, daß in meinen Augen der Sohn ein Böſewicht iſt, der ſich eine Verſöhnung mit ſeinem Vater nur denken kann. Ich will nur Verzeihung von meines Vaters Liebe.“

Der Fremde reiſte wieder ab. Der Kammerrath und Julchen erhielten Beide von Herrmann Briefe, worin er ſie mit der vollen Kraft ſeiner Beredtſamkeit vor einer Verbindung mit Rolfs, dieſem Nichtswürdigen, warnte. „O, meine theure Schweſter,“ ſchrieb er; „traue doch wenigſtens dies Eine Mal deinem Bruder, dem Ihr ja immer vorgeworfen habt, er meine es mit allen Menſchen gleich=redlich. Wie ſollt' ich es mit dir, meiner geliebten Schweſter, nicht redlich meinen! Schlag die

Verbindung aus, Julchen, die dich auf immer an einen Böſewicht feſſeln würde. Laß dich nicht überreden, den Schritt zu thun, den du nur bereuen könnteſt. Ihr ſagt, er iſt jetzt arbeitſam, gerecht, und ein guter Staatsdiener. Das kann ſeyn, Julchen; ſein Verſtand, ſeine Stelle, die Blicke der Tauſende, die auf ihn geheftet ſind, zwingen ihn zu dem Scheine mancher Tugend, ja zu den Tugenden ſelbſt. Aber du — du ſollſt mit ihm in der ſtillen, verborgenen Lage des häuslichen Lebens ſeyn. Er wäre vielleicht ein guter Miniſter; aber, bei Gott! er wird ein ſchlechter Gatte, und ein noch ſchlechterer Vater. Für dich wird er alle ſeine Laſter haben!"

Vater und Tochter wurden bei Herrmanns Briefen wohl ein wenig beſorgt; die Anfurth aber warf alle Bedenklichkeiten durch ihre Drohungen über den Haufen. Der Kammerrath ging nun nach ſeiner Gewohnheit wieder ſehr fein zu Werke. Nachdem er Julchen mit allen möglichen Gründen zu überzeugen geſucht hatte, es ſey anders, als ſie nach dem Briefe ihres Bruders wohl fürchten könne, überließ er Alles ihr ſelbſt, und ſtellte ſich, als träte er

von einem Spiele zurück, das er heimlich noch immer fortſetzte.

Julchen wurde mit Rolfs verſprochen, und ihre Ausſteuer waren die Forderungen ihres Vaters, den der Fürſt in Kurzem zum Kammer-Direktor machte. Rolfs ſpielte den Großmüthigen: er erklärte beſtimmt, daß er gern mit der Hälfte der Summe zufrieden ſeyn wollte; und ſo erhielten Herrmann und der Lieutenant, wenn ſie ſich in das Vermögen der Anfurth theilten, eben ſo viel als er.

Die Anfurth drang nun darauf, daß Herrmann befördert werden ſollte. Sein Vater meldete ihm die Verlobung ſeiner Schweſter mit Rolfs, ohne dabei des Warnungs-Briefes zu erwähnen, und bat ihn, ſich zu erklären, auf welche Weiſe er wieder angeſtellt zu werden wünſchte. „Wir haben,“ ſchrieb er, „jetzt die herrlichſten Ausſichten. Ich bin Kammer-Direktor, dein künftiger Schwager iſt Geheimer Etatsrath, dein Bruder Kapitain und Flügeladjutant des Fürſten; die Größe unſeres Hauſes kann nun nicht mehr fehl ſchlagen.“ Zum Schluſſe des Briefes bat er ſeinen Sohn, ſelbſt in die Reſidenz zu kommen, und ſeinen

Schwager zu ſprechen, der, ſo wie auch die Tante Anfurth, bereit ſey, ſich wieder mit ihm zu verſöhnen.

Herrmann reichte Emilien den Brief hin, und ging ſinnend das Zimmer auf und nieder. Emilie gab den Brief, als ſie ihn geleſen hatte, lächelnd zurück.

„Nun, Emilie?"

Lieber Herrmann, die Frage iſt jetzt wohl nicht von unſerm Glücke; denn ſonſt — Können wir glücklicher werden, als wir es hier ſind? Mich dünkt, es iſt etwas Höheres, was dich beunruhigt: die Pflicht des Sohnes.

So eben öffnete Mühlenberg die Thür. Er ſah in Emiliens Augen Thränen, und in Herrmanns Geſichte ſorgenvolle Unruhe. Herrmann erzählte, was ſein Vater verlangte. „Recht, Emilie!" ſagte er dann, und küßte ihre Hand: „es iſt nicht von unſerm Glücke die Rede; denn wo könnte ich glücklicher ſeyn, als hier, in den Armen der Liebe, der Freundſchaft und der Ruhe? Es kommt hier auf die Pflicht des Sohnes an."

Oder, ſagte Mühlenberg, auf etwas noch Erhabneres: die Pflicht gegen das Vaterland. — Du lächelſt, Lange?

„Ja, weil du das Ding nicht kennſt, das du mir da aufführſt. Darüber bin ich lange mit mir Eins: mein Vaterland iſt der Kreis, worin ich wirken kann, jetzt alſo der Holzplatz, und was dazu gehört; auf dem thue ich, was in meinen Kräften iſt!"

Mit deinem Geiſte, mit deinem Herzen, könnteſt du mehr thun, Lange!

„Wer zweifelt daran! Aber ob ich mehr thun würde: das iſt die Frage. Ich habe im Cabinette gearbeitet, und bin nicht blind, nicht taub geweſen. Da denkt ihr, es wäre mit gutem Willen und mit unbeſiegbarem Eifer gethan. Wahrhaftig nicht. Stelle den hellſten Kopf, den tugendhafteſten Eiferer an die Spitze der Geſchäfte; und du haſt nichts gewonnen, vielleicht ſogar verloren. Die Geſchäfte werden ſchlecht geführt, und das Volk erliegt unter Mißbräuchen. Richtig. Aber gerade die, welche die Verwaltung ſchlecht führen, welche die Mißbräuche zu unterhalten ſuchen, kennen den Gang der Geſchäfte am beſten, und haben daher auf dieſe den ſtärkſten Einfluß, der ſchlechterdings nicht zu verhindern iſt. Stelle du nun den erſten Menſchen an die Spitze. Er muß ent-

weder ſeinen Plan mit dieſen Leuten durch-ſetzen; und hältſt du das für möglich? — oder ohne ſie: und da ſtockt es auf allen Seiten. Ich kenne edle Männer unter den Großen; es iſt nur ihr Unglück, daß ſie unwirkſam unter der Menge Taugenichte daſtehen müſſen. Das Einzige, was ſie aufrecht erhalten kann, iſt Geduld, und der Glaube an eine beſſere Zukunft, an die auch ich glaube. Die Zeit allein arbeitet mehr, als die ſämmtlichen Staatsmänner zu Europa. Wir erſtaunen über manche Begebenheiten unſrer Tage, und ſehen nicht, daß der Same dazu vor Jahrhunderten geſäet ward, daß die Zeit ihn groß zog, und daß die Staatsmänner ſich ſelbſt wundern, woher das ſeltſame, neue Ding, das ſie nicht wegſchaffen können, gekommen iſt. Ich danke Gott, daß ich Holz-Inſpektor bin. Hier diene ich meinem Vaterlande mit vollem Herzen, und gut. Wenn ich höher zu ſtehen wünſchte, ſo müßte ich ehrſüchtig ſeyn, oder den langſamen Gang der Verbeſſerung nicht kennen. — Das fängt mich nicht, Mühlenberg."

Das heißt: eine ſchlechte Regierung einer beſſeren gleich machen.

„Das heißt es nicht. Ein Fürſt kann viel, doch nicht Alles. Aber Gott gebe uns edle Fürſten; die edlen Miniſter werden dann nicht fehlen, ohne, daß wir, ich oder du, nöthig hätten, das Staatsruder zu ergreifen. Da ſteckt es, Mühlenberg. Sieht der Fürſt, ſo ſehen auch die Miniſter; iſt er gerecht, ſo ſind auch ſie es. Das Wirken in der Welt beſteht faſt nur im Forttreiben Anderer. — Ich fühle mich hier glücklich. Ein tüchtiger Holz-Inſpektor, wie ich es von des Fürſten, und ein glücklicher Hausvater, wie ich es von Gottes und Emiliens Gnaden bin, iſt wahrhaftig aller Ehre werth. Und ſchaffe du in einem Lande nur erſt ein Paar hunderttauſend gute, brave, glückliche Hausväter; dann ſollſt du ſehen, was für Miniſter wir haben werden! Die Aufklärung, guter Freund, iſt kein Blitz in der Nacht, der auf einen Augenblick das ſtärkſte Licht giebt, nebenher blendet, und es dann nur deſto dunkler werden läßt; ſondern das Anbrechen des Tages, das allmählich ganz erhellt. Ehe man es ſich verſieht, wird die Sonne da ſeyn. Laß mich auch das noch ſagen: ſo wie die Sonne von unten heraufſteigt, ſo muß die

Auf-

Aufklärung aus dem Mittelſtande kommen. Er kann, eben, weil er in der Mitte iſt, nach oben und nach unten wirken. Was war der tugendhafte Beliſar den ſpäteren Griechen? Ein Meteor, das ſie einen Augenblick blendete, ohne ſie beſſer zu machen."

Emilie ſagte ſanft: aber dein Vater, lieber Herrmann! Mein Glück, das weißt du wohl, kann ſich durch eine Veränderung unſerer Lage nur vermindern; aber das Verhältniß mit deinem Vater iſt ein Stachel in deiner Seele.

„Das weiß Gott, Emilie!" ſagte Herrmann betrübt, und ging, den Kopf ſchüttelnd, auf und nieder. Dann ſagte er: „wenn ich überlege, Emilie, daß ich dennoch mit aller meiner Liebe nicht zum Zwecke kommen werde (denn ich ſehe voraus, wie man mir mitſpielen wird); ſo möchte ich thun, wozu mein Herz mich treibt: hier bleiben."

Und deine Kinder? fiel Mühlenberg ein.

Herrmann umfaßte Emilien; ſie erröthete, und lehnte die brennende Wange an ſeine Bruſt. „Du haſt entſchieden, Mühlenberg!" ſagte Herrmann, und ſtand in hoher Freude

auf. „Ja, wir bleiben hier!" Er war ſo entzückt, als ob ihm Emilie aufs neue gegeben wäre. Der Gedanke an die Erziehung ſeiner Kinder hatte Herrmannen ſchnell beſtimmt. Er ſah ein, daß er ſich in keinem Amte ihnen ſo widmen könnte, wie in dem jetzigen, und daß es ihm, wenn er in der Reſidenz lebte, nicht möglich ſeyn würde, den Einfluß ſeiner Verwandten auf ſie gänzlich zu verhüten. Darüber hatte Herrmann mit ſeiner Emilie geſprochen, als ſie ihm in einer Stunde der heiligſten Vertraulichkeit erröthend entdeckte, daß ſie hoffen könne, Mutter zu werden. Er nahm ſie nach dieſem Geſtändniſſe in ſeine Arme, betrachtete ſie mit Thränen der Freude in den ehrfurchtsvollen Blicken, und ſagte: „meine geliebte, gute Emilie, wie glücklich ſind wir, daß wir in dieſer tugendhaften Stille leben, wo ich ganz Vater, und du ganz Mutter ſeyn kannſt! Wie ſchwer würde uns ein Leben in der Reſidenz die Erfüllung dieſer himmliſchen Pflicht machen!" — Beide dachten jetzt in demſelben Augenblick an dieſe Unterredung, und waren nun ſogleich entſchieden.

Eliſabeth hatte aus einzelnen Worten ge-

merkt, was vorging. Sie brachte den Punkt noch einmal zur Sprache, und ſang ſich faſt heiſer; aber das half nichts. Martin, der nun auch darum wußte, überſchrie ſie. Und thäte es der Herr, Mamſell, rief er in ihren Geſang hinein; ſo ſollten Sie mich dauern, Sie am meiſten! — Das hätte die Baſe bedenklich machen ſollen; ſie ließ ſich aber von dem Ehrgeitz blindlings fortreißen.

Nein, ſagte ſie beinahe weinend: ich will von mir nichts ſagen;

Wer ſeinen Hochzeitstag ſchon vor ſich ſieht,
Der iſt um andern Tand nicht mehr bemüht.

Was! rief Martin; Sie noch heirathen? Aber, ſetzte er ſogleich ſanfter hinzu; warum nicht! Ich glaubte nur, Sie wollten bei der jungen Herrſchaft aushalten bis an Ihr Ende. Eliſabeth fuhr auf, und ſagte ihm, daß ſie ihren ſanften und ſeligen Tod meine. Martin ſchwieg beſchämt, daß er ſie durch ein Mißverſtändniß beleidigt hatte. Nun hielt ſie eine lange Rede, worin ſie zeigte, daß man einer göttlichen Schickung nicht widerſtreben müſſe; und zuletzt ſchloß ſie mit den emphatiſchen Worten: „wer ein gut Kind zieht, der hat Freude;

wenn er ſtirbt, ſo darf er nicht ſorgen: denn er hat hinter ſich gelaſſen einen Schutz wider ſeine Feinde, und der den Freunden wieder dienen kann."

Herrmann lächelte nicht, wie er ſonſt wohl bei ihren Reden that. „Wenn er ſtirbt, ſo darf er nicht ſorgen!" wiederholte er langſam und gerührt. Martin öffnete ſchon den Mund; als er aber Herrmanns Miene ſah, ſchwieg er, und ging hinaus. Ich will nichts dazu ſagen, brummte er, und ſollte ich auch wieder in mein Häuschen ziehen müſſen. Beſuchen wird er mich ja doch wohl einmal! Nun, Gott Lob, auch ich kann von meinem Hochzeittage ſingen, wie die Baſe. — Herrmann folgte ihm nach, und ſagte, als Martin ihn traurig anblickte: „wenn mein Vater ſo ſtürbe, Martin! Ach, er weiß nicht, daß ich ihn liebe: ſoll ich ihm das nicht ſagen und zeigen?"

Wie Gott will, erwiederte Martin; ich bin zufrieden. Nur verſprechen Sie mir, daß ich Sie zuweilen beſuchen darf, und die Frau Inſpektorin dazu. Lange werde ich's ja nicht mehr machen.

„Martin!" rief Herrmann: „dich laſſ' ich

nicht, du ehrliche Seele! du bleibſt bei mir bis an deinen Tod!"

Martin drückte ihm weinend die Hand, ſtürzte dann wieder in das Zimmer, und rief: wir ziehen nach der Reſidenz; aber ich bleibe im Hauſe. Er näherte ſich Emilien ehrerbietig, und wiederholte: ich bleibe bei Ihnen und bei dem kleinen Karl.

In großer Freude über ihren Sieg und über die wichtige Neuigkeit, die ſie erzählen konnte, ging Eliſabeth ſogleich zu ihrer vertrauten Freundin. Unterweges ſprach ſie noch Herrn Caſtran, der ſeit einigen Wochen nicht in Langens Haus gekommen war, weil ihm Herrmann, wegen einer Nachläſſigkeit im Dienſt, einen Verweis gegeben hatte. Sie theilte ihm die wichtige Nachricht mit, daß der Herr geheime Etatsrath von Rolfs, der Liebling des Fürſten, nun Herrmanns Schwager würde, und daß ſie wieder in die Reſidenz zögen.

Herr Caſtran ſprang zwei Schritte zurück, empfahl ſich der Baſe zu ihrer hohen Protektion, und ging dann, ſo ſchnell er konnte, nach Hauſe. Doch unterwegs klopfte er noch an drei oder vier Fenſter, und erzählte: wir ver-

lieren unſern guten Herrn Inſpektor. Ich habe eben einen Brief aus der Reſidenz bekommen. Der Herr von Hellbra ſchreibt mir: lieber Herr Caſtran, ich melde Ihnen, daß der Herr von Lange durch ſeinen Schwager, den Herrn geheimen Etatsrath von Rolfs, wieder in Gnade gekommen iſt. Man hat mir unter den Fuß gegeben, um ſeine Stelle anzuhalten; ich weiß aber noch nicht, ob ich es thue. Auf meine Nachricht können Sie Sich verlaſſen. Noch weiß es Niemand. Herr von Hellbra geht aber auch mit Sr. Durchlaucht um, wie ein Bruder! Wie geſagt, Sie können Sich darauf verlaſſen.

Liebe Frau, rief er, ſo wie er in ſein Zimmer trat, ganz außer Athem: wo iſt mein neuer Rock? wo meine neuen Schuhe? Geſchwind! ich will Inſpektors zu Gevatter bitten.

Inſpektors? ſo? erwiederte ſeine Frau, die vor zehn Tagen von einem Mädchen entbunden worden war. Ich dachte, lieber Mann, . . .

Still, ſtill! da hab' ich eben von dem Poſtillion einen Brief bekommen. Es hat ſich ausgeinſpektort. Der Herr von Lange wird wenigſtens Geheimerrath. Das habe ich ganz

friſch aus der Reſidenz! Nun ſiehſt du doch, was für Freunde ich habe! — Geſchwind! Ich will auch den neuen Paſtor bitten. Wo iſt die ſeidne Weſte uud das neue Uhrband? — Mein lieber Caſtran, ſchreibt mir der Kammerjunker von Bülow. Du ſollſt hernach den Brief ſehen; kein Bruder kann an den andern ſo ſchreiben. Der Herr von Rolfs — Und dein buntes ſeidnes Halstuch gieb mir doch; ich will es nicht gebrauchen — ſieh, der heirathet die Schweſter des Herrn von Lange. Nun habe ich erſt einen Freund am Hofe!

Ja, der dir Verweiſe giebt.

Du weißt nicht, liebe Frau; das wäre nicht geſchehen, wenn der Inſpektor nicht gemußt hätte. Ich habe einen heimlichen Feind am Hofe Der Inſpektor iſt nicht Schuld daran. Sieh einmal, liebe Frau! bin ich nicht recht hübſch? Nun, adieu. Abſchlagen werden ſie, es mir nicht, gewiß nicht.

Herrmann und Emilie hatten, Arm in Arm und Bruſt an Bruſt, beſchloſſen, zwar in die Reſidenz zu gehen, aber dort eben ſo einfach, eben ſo häuslich, wie hier, nur ſich und ihren Kindern zu leben. Jetzt kam Herr Caſtran,

mit dem Vorſatze, ſich zu ſtellen, als ob er ihr großes Glück noch nicht wüßte, damit ſie ſeine Einladung nicht dieſem Umſtande zuſchreiben möchten.

Er brachte ſein Anliegen vor, und Anfangs ging alles gut; bald aber brauchte er die Wörter: „Gnade, geruhen, unterthänigſt,“ ſo oft, und empfahl ſich Herrmanns Protektion ſo demüthig, daß dieſer wohl ſah, er müſſe die Baſe Eliſabeth ſchon geſprochen haben. „Ich glaube, Herr Caſtran, Sie haben Briefe aus der Reſidenz?“ — Ja, Herr Inſpektor, ja; und darf ich mich unterſtehen, Ewr. Gnaden unterthänigſt Glück zu wünſchen? Wahrhaftig, gnädige Frau, ſo lange Sie hier ſind, hat mir das Herz geblutet, daß eine ſo vortreffliche Dame, wie Ew. Gnaden, . . .

„Lieber Herr Caſtran, ich wünſche nun nichts mehr, als daß auch Ihre Verbannung ſich bald endigen möge.“

Da verlaſſ' ich mich ganz auf Ew. Gnaden. Sollt' es auch nur ein geringes Aemtchen ſeyn, das ich erhielte. Aber Dero Herr Schwager, der Herr Geheime Etatsrath von Rolfs . . .

„Das iſt eben das Elend, Herr Caſtran; wir müſſen andere Wege einſchlagen.“

Caſtran ſprang vor Schrecken zwei Schritte zurück. Oder Dero Herr Vater, der Herr Kammerrath.

„Jetzt Kammer-Direktor, lieber Herr Caſtran.“

O, gratulire unterthänigſt. Alſo könnten Dero Herr Vater . . .

„Recht gern, lieber Herr Caſtran. Und da wir nun Gevattern werden, und ſo lange Kollegen geweſen ſind, ſo können Sie leicht denken . . . Der Fürſt, das wiſſen Sie ſelbſt, iſt wie die Ewigkeit: man glaubt an ſie, ohne ſich daran zu kehren. Die Miniſter, das wiſſen Sie auch, haben ſo viele Kreaturen zu befördern, daß ihnen keine Zeit übrig bleibt, an einen Floßverwalter zu denken, und wenn Sie hier unter den Holzhaufen und Holzknechten, die in Abſicht der Manieren nicht viel beſſer ſind, als die Holzkloben, auch noch einmal ſo viel von Ihrer monde zuſetzten.“

Wenn aber Ew. Gnaden erſt wieder in der Reſidenz ſind, und Dero Verdienſte . . .

„Was Verdienſte am Hofe gelten, das haben Sie ſelbſt erfahren, lieber Herr Caſtran. Wenn irgend Jemand verpflichtet

iſt, die Worte: „ohne alle unſer Verdienſt und Würdigkeit,“ recht andächtig zu beten, ſo ſind wir es, die wir beſtimmt ſind, am Hofe zu leben. Ich war ein guter geheimer Cabinets-Sekretair, als ich zum Holz-Inſpektor gemacht wurde. Vom Holze verſtand ich nur eben genug, um Eichen von Birnbaum zu unterſcheiden; und dennoch wurde ich Holz-Inſpektor. Jetzt, da ich mein Klafter ſetzen kann, und alle Holzarten trotz Einem kenne, jetzt macht man mich wieder, ich weiß noch nicht wozu. So geht es! Ich glaube faſt, man wird mich in dem Finanz-Departement anſtellen, weil ich davon gar nichts verſtehe.“

Wie meinen denn Ew. Gnaden, daß mir geholfen werden könnte? fragte Caſtran, ein wenig betreten und traurig; denn er hielt das Alles, was Herrmann ſagte, um ſich ſelbſt zu necken, für eine feine abſchlägige Antwort. Der betrübte Ton des armen Tanzmeiſters erregte Herrmanns gutmüthiges Mitleiden. „Ich dächte, Herr Caſtran,“ ſagte er ernſthaft, „Sie ließen den Hof fahren; denn, glauben Sie mir, die Zeit, eine Rolle daran zu ſpielen, iſt für Sie und für mich vorüber. Unter

den Leuten hier (Sie wiſſen, ich gehe vorzüglich mit dem Prediger Mühlenberg um) verlernt man die Kunſt, ein Hofmann zu ſeyn."

Leider, Ew. Gnaden, das fühl' ich. Dero Freund, der Herr Prediger, iſt zu ernſthaft.

„Recht! zu ernſthaft, Herr Caſtran, und auch zu ſpaßhaft; mit Einem Worte: er iſt alles, was er iſt, zu ſehr. — Ich muß nun wieder nach der Reſidenz."

O, wie glücklich werden Ew. Gnaden ſeyn!

„Wie man es nimmt, Herr Caſtran! Doch ſtehe ich noch bei ihrer Tochter Gevatter; und wenn mein Wort etwas gilt, ſo ſollen Sie meine Stelle bekommen. Mein Vater wird mir, hoffe ich, die Bitte nicht abſchlagen."

Caſtran rieb ſich in Verlegenheit die Hände. Es war über alle ſeine Erwartung; aber doch hätte der Thor gern eine kleine, weniger einträgliche Bedienung in der Reſidenz gehabt. Nun, wie Ew. Gnaden befehlen, ſagte er mit einer Verbeugung. Das Aemtchen iſt wirklich gut, und das Haus bequem. Ueberdies fürchtet ſich meine Frau vor meinen vielen Bekannten in der Reſidenz.

„Ihre Frau iſt brav und verſtändig. — Alſo, wann ſollen wir kommen?"

Caſtran ſagte die Zeit, empfahl ſich, ging dann ſogleich zu dem Burgemeiſter, und erzählte: unſerm Herrn Inſpektor helfe ich zu Ehren. Er hätte hier, wer weiß wie viele Jahre, ſitzen können; denn der Fürſt war noch nicht ganz wieder gnädig. Aber ich drang darauf, daß ich Inſpektor werden wollte, und brachte meine Freunde dahinter. Geduld, lieber Caſtran! ſchrieben ſie mir alle. Nein, nein, ſagte ich: bringt den guten Herrn von Lange wieder in die Reſidenz; ich muß Inſpektor werden. Jetzt iſt er zurückgerufen. Ich ſchweige, und werde doch ſehen, ob ich die Urſache geweſen bin, oder nicht.

Nun ging er zu dem Prediger Mühlenberg, um deſſen Frau zur Taufe einzuladen. Hier erzählte er, daß Langens wegzögen, und daß er wahrſcheinlich Holz-Inſpektor werden würde. Ich könnte, ſetzte er hinzu, zwar wohl eine andere Stelle bekommen; denn . . . Sie haben doch wohl den Wagen geſehen, worin ich neulich wegfuhr? Ein alter Freund von mir, der Schatz- und Landrath von Wunſch, ließ mich holen. Da war ſo etwas vor. Aber ich ſagte: lieber Herr Schatzrath, ich will blei-

ben, wo ich einmal bin. Die Zeit, noch eine Rolle zu ſpielen, iſt für mich vorüber. Lieber Caſtran, ſagte er: Floßverwalter! wo denken Sie hin! Ihr Großvater hat einer Ehrenſache wegen fliehen müſſen; und Sie? . . . — Aber ich ließ mich auf nichts ein, und ſage noch: ich bleibe hier.

Herrmann ſchrieb unterdeſſen ſeinem Vater, und die zärtlichſte Liebe, die kindlichſte Schonung führte ſeine Feder. Er nahm, was ihm ſein Vater anbot, als die Erfüllung ſeines lebhafteſten Wunſches an, und ließ nichts von ſeinem Widerwillen merken, ſich von neuem für das Meer einzuſchiffen, auf dem er ſchon einmal geſcheitert war.

„Emilie," ſagte er zu ſeiner Gattin, als ſie ſeinen Brief geleſen hatte: „er wird glauben, mich glücklich gemacht zu haben! . . . Ach, wir opfern ihm unſre Ruhe auf, das größte Glück unſeres Lebens, die Herzen, die wir lieben. Wo werde ich wieder einen Mann finden, wie meinen Mühlenberg? wo du wieder ein Herz, wie das Herz deiner Freundin?" — Hier! ſagte Emilie, und lehnte das lächelnde Geſicht an die Bruſt ihres

Mannes. Laß uns gehen, Herrmann! Wurden wir denn dazu geboren, ſo glücklich zu ſeyn? und ſind wir denn nicht noch immer Schooßkinder des Glückes, der Natur und der Liebe? Sie werden dich freilich in manche Verlegenheit bringen . . .

„Sie werden mehr, Emilie! Rolfs wird ja mein Schwager. Ich fürchte, mein Herz wird noch oft ſehr ſchmerzlich leiden.“

An dem Herzen deiner Emilie ſoll es ſich wieder beruhigen. Herrmann, warſt du nicht glücklich, als du mit Schmerz in meine Arme ſankſt? Warſt du es nicht ſelbſt da, als wir einander entſagten? Nein, Herrmann, unſre Ruhe, unſre Liebe, können Sie uns nicht rauben; und was können Sie dann?

„Sie werden mein Herz von ſich ſtoßen!“

Und du wirſt ſie dennoch lieben.

„Sie werden nicht glücklich ſeyn, und mich als die Urſache ihres Mißmuthes anſehen.“

Du wirſt an das Herz deiner Emilie fliehen, und ſie wird . . . dir dein Kind entgegen tragen. Du wirſt ein glücklicher Vater ſeyn, wenn du kein glücklicher Sohn biſt.

„Es muß heraus, wovor ich zittre. Sie werden dich haſſen, Emilie!“

Sey unbeſorgt, Herrmann; ich werde ſie lieben.

„Und ich — ich werde dann aufhören, ſie zu lieben.“

Nein, das wirſt du nicht, Herrmann. Auch werden ſie mich nicht haſſen. Du kennſt mich noch nicht. Sie ſollen mich gegen ihren Willen lieben. Herrmann, mich hat noch Niemand gehaßt. Laß uns gehen! Mein Herz darf hoffen, weil es lieben und verzeihen kann. Laß mich auch einmal etwas von mir rühmen!

Herrmann umarmte ſeine Gattin mit Innigkeit. „Emilie!“ ſagte er: „ich könnte ihnen alles vergeben; nur nicht, wenn ſie dich betrübten.“

Haſt du mich nicht ſehr betrübt, Herrmann? und du liebteſt mich doch ſo zärtlich! Nein, ich kann nie wieder unglücklich werden; denn du, mein guter, edler Herrmann, biſt ja mein! — Ich will den Brief ſiegeln; dann ſchicke ihn fort. — —

Nach einigen Tagen gingen Herrmann und Emilie zu der Taufe bei Herrn Caſtran. Sie fanden aber die Wöchnerin ſehr krank, weil ſie ſich zu früh aus dem Bette gewagt, und über-

dies einen Schrecken gehabt hatte. Herr Caſtran war beſorgt, da er ſeine Frau wirklich liebte. Aber mitten in ſeiner Traurigkeit konnte er doch nicht aufhören, den feinen Mann zu ſpielen. Er hatte ſich irgendwo Schokoladen-Taſſen geborgt, ſchenkte in der Wochenſtube ein, und präſentirte ſelbſt im andren Zimmer, weil er keinen Bedienten hatte. Höre, ſagte er zu ſeiner kranken Frau; ich wollte unſer Holz-Deputat darum geben (denn das wüßte ich wohl wieder zu bekommen), wenn des Inſpektors Bedienter zwei Hände hätte; er könnte dann doch die Taſſen herum tragen. Ein Schokolade-Brett hab' ich gemacht; der Inſpektor ſoll doch ſehen, daß wir auch nicht ganz übel eingerichtet ſind! Aber da hat der Kerl nur Eine Hand. Hätte er das Schiff ſinken laſſen, ſo könnte er nun herum präſentiren, und ich wäre nicht in der Angſt. Schade, daß ich nicht früher daran gedacht habe, liebe Frau! Du haſt anderthalb Dutzend ſilberne Eßlöffel; ich hätte aus einem halben Dutzend ein leichtes ſilbernes Kännchen machen laſſen. Nun, ſo bald ich Inſpektor bin, ſoll es auch das Erſte ſeyn, wofür ich ſorge. Dann,

hoff'

hoff' ich, ſollſt du nach Jahr und Tag noch einmal in die Wochen kommen. Aber wenn du wieder ſo krank werden ſollteſt, arme Frau, ſo mag meinetwegen das Kännchen bleiben, wo es iſt! Thu mir nur den Gefallen, und ſag immer: meine gnädige Frau Gevatterin. Ich weiß, du kannſt nicht viel ſprechen, und verlange es auch nicht; aber ſag nur das Wort gnädig laut, daß man es hört. Doch wenn du nicht kannſt, liebe Frau, ſo laſſ' es nur; ich will ſagen, du hätteſt mir den Auftrag gegeben, es ſo zu beſtellen."

Herr Caſtran wurde aber bald ſehr mißvergnügt; denn Emilie ſetzte ſich an das Bett der Wöchnerin, und bemerkte weder ſeine Schokolatetaſſen, noch die übrigen Herrlichkeiten, z. B. ein Paar Steinſchnallen, die er erſt vor einigen Wochen von einem Tabuletkrämer erhandelt hatte. Sie dachte neben dem Bette der Wöchnerin mit Unruhe an die nur noch fünf Monate entfernte Stunde, da ſie ſelbſt die ſüße Mutterfreude empfinden ſollte. Es drangen Thränen aus ihren Augen, als die Kranke ihre matte Hand aufhob, das Kind zu liebkoſen. Ach, dachte ſie, wenn die

Mutter von ihrem Kinde geriſſen würde; wenn ich . . . — In dem Augenblicke, da ſie das dachte, fliſterte die Wöchnerin: ach Gott! was wird aus dem Kinde werden, wenn ich ſterbe! Dieſe Worte erſchütterten Emilien, da ſie ihren eignen Gedanken begegneten. Sie empfand tiefes inniges Mitleiden für die Frau. Herr Caſtran hatte für ein Gouté geſorgt, wie er ſich ausdrückte; Emilie bat aber ihren Mann, die Gäſte wegzuführen. Sie blieb allein am Bett, und wollte es auch in der Nacht nicht verlaſſen. Gegen zehn Uhr Abends beſſerte es ſich etwas mit der Kranken; und nun war Herr Caſtran auf einmal wieder der Alte. Da Emilie ſeine Steinſchnallen gar nicht bemerken wollte, ſo ſuchte er dicht an ihr etwas auf der Erde, um nur das Licht näher an ſeine Schuhe zu bringen. Er mochte aber thun, was er wollte; Emilie ſah immer nur die Kranke.

Gegen Morgen erwachte die Wöchnerin aus einem erquickenden Schlummer, und ſagte zu Emilien, die ganz allein bei ihr war: ach, wie ſchwer muß einer Mutter das Sterben ſeyn! — Sie werden auch nicht ſterben, er-

wiederte Emilie verſichernd; es iſt mit Ihnen ſchon viel beſſer. — Wenn ich aber ſtürbe, ſagte die Frau weinend: was ſollte aus meinem Kinde werden! Meinem Manne gehen tauſend Dinge durch den Kopf. Ach, wenn ich es nur einem Menſchen in der Welt empfehlen könnte! Emilie erbot ſich, wie eine Mutter für das Kind zu ſorgen, wenn der Fall gegen alles Hoffen eintreten ſollte. Die Kranke drückte Emilien die Hand, und ſagte ängſtlich: ſterbe ich, ſo geben Sie mir noch einmal die Hand darauf.

Emilie ſchlummerte auf dem Stuhle ein, als die Kranke wieder ruhig zu ſchlafen ſchien. Sie wurde nach einiger Zeit durch Caſtrans Geſchrei erweckt. Die Mutter war todt, und, wie es ſchien, in dem Schlummer geblieben. Der Arzt, den man ſchon geſtern hatte rufen laſſen, kam heute wieder, und konnte nun wenigſtens Emilien etwas verordnen. Sie war heftig erſchüttert, und gab der Todten noch einmal die Hand darauf, daß ſie ſich des Kindes mütterlich annehmen wollte, ſo viel ſie nur könnte.

Herr Caſtran war in Verzweiflung, und

hatte auf einmal alle ſeine vornehmen Freunde vergeſſen. An dem Sarge ſeiner Frau erhielt Herrmann eine Art von Achtung für ihn. Emilie beſorgte das Leichenbegängniß, und wählte eine Amme für das Kind. Sie wollte dies zu ſich nehmen; allein Herr Caſtran, deſſen Schmerz noch zu neu war, erlaubte das durchaus nicht. Er trug das Kind auf den Armen, und es war ſeine einzige Beſchäftigung. „Lieber Gott," ſagte Herrmann: „vierzig Jahre iſt dieſer Caſtran alt geworden, und noch keine Stunde etwas anders geweſen, als ein Narr; und nun hat ihn der Schmerz zu einem vernünftigen, achtenswerthen Menſchen gemacht!" — Aber kaum hatte bei Caſtran die erſte Schärfe des Schmerzes aufgehört, ſo kehrte ſeine Narrheit auch ſchon wieder zurück, und es geſellte ſich eine neue, noch größere, dazu.

Einige Tage nach dem Begräbniſſe hielt, als Emilie gerade wieder bei Caſtrans kleinem Kinde war, ein Wagen vor Herrmanns Thür, und der Kammer-Direktor ſtieg aus. Herrmann eilte in ſeine Arme, hatte in einem Augenblick alles Vorige vergeſſen, und war durch

dieſe Güte ſo gerührt, daß ſein Vater ſehr viel von ihm hätte verlangen können. Der Kammer-Direktor verfehlte aber das Herz ſeines Sohnes, weil er gar keine Rückſicht auf deſſen Charakter nahm. Da Herrmann in ſeinem Briefe ſo demüthig das Verlangen ſeines Vaters zu erfüllen verſprochen, und gar keine Klagen geführt hatte, ſo glaubte der Kammer-Direktor, er ſey des Lebens in dem Städtchen müde, habe endlich einmal Ehrgeitz bekommen, und man könne ſich ſeiner gänzlich verſichern. Ich freue mich, mein Sohn, hob er an, daß ich dich von der Sonderlings-Krankheit hergeſtellt ſehe, und daß endlich unſre Wünſche zuſammen ſtimmen. Herrmann wollte Emilien rufen laſſen; der Vater verbat es ſich aber, und ſagte: ich wünſche dich erſt ohne Zeugen zu ſprechen; denn um dich mit deiner Familie wieder auszuſöhnen, ſind einige vorläufige Maßregeln nöthig, die ich mit dir allein abmachen will. Halbe Maßregeln, das weißt du wohl, taugen nie. Willſt du dich mit deinen Verwandten verſöhnen, ſo thue es ganz; ſonſt wäre es beſſer, wenn alles bliebe, wie es iſt, ſo weh mir das Verhältniß auch thut. Du

kommſt alſo in die Reſidenz, und machſt einen Beſuch bei deinem künftigen Schwager, dem Herrn von Rolfs.

„Guter Gott! Doch es ſey!“

Du machſt ihm eine artige Entſchuldigung.

„Worüber, mein Vater?“

Ueber das, was unter Euch vorgefallen iſt.

„Es ſey!“

Zweitens, der alte Matroſe bleibt hier, und du ſiehſt ihn nie wieder.

„Wie, mein Vater? Wiſſen Sie auch, daß dieſer Matroſe, den ich verlaſſen ſoll, mir Alles gab, was er hatte, als ich verlaſſen war? Nimmermehr, mein Vater!“

Der Vater lächelte: du machſt Umſtände, wo ich gar keine nöthig finde. Drittens, du ziehſt erſt allein in die Stadt, und läßt deine Frau noch einige Monate hier.

„Wozu das?“ fragte Herrmann ſehr ernſt.

Fühlſt du nicht, mein Sohn, daß du deiner Familie eine Genugthuung für dieſe Heirath ſchuldig biſt?

„Genugthuung? welche?“

Du kommſt allein, ohne Frau, in die Reſidenz, zeigſt dadurch dem Publikum, daß du deine Unbeſonnenheit bereueſt, und erwarteſt, ob deine Familie deine Frau aufnehmen wird.

„Vater! iſt es möglich, daß man mir die verächtlichſte aller Niederträchtigkeiten zumuthen, und, großer Gott! daß man ſie mir ſogar zutrauen kann? Vater, Sie haben ohne Zweifel ſelbſt nicht geglaubt, daß es möglich wäre, mich zu dieſen Bedingungen zu vermögen.“

Mein Sohn, welch ein Aufheben um eine Kleinigkeit! Liebe deine Frau, ſo viel du willſt; du ſollſt ja nur ſechs oder acht Wochen lang den Schein annehmen, als ob du deine Thorheit bereueteſt.

„Nicht einen Tag, nicht eine Stunde, nicht eine Minute, für alle Güter der Erde nicht! Meine Emilie verleugnen? Abſcheulich! So hören Sie denn, mein Vater! Ich gehe in die Reſidenz zurück, aber nur unter der Bedingung, daß der edle Martin bei mir bleibt, daß ich das Recht habe, ihn überall und öffentlich für meinen Freund zu erkennen, und ſo zu behandeln; zweitens, daß meine Familie meine Frau mit aller der Ehrerbie-

tung aufnimmt, die man ihren Tugenden ſchuldig iſt. Wer nur mit einer Miene ſie beleidigt, der hat es mit mir zu thun, und wäre es der gefürchtete Rolfs, dieſer elende, feigherzige Bube, den ich wohl kenne. Ich bin hier ſehr glücklich, mein Vater, und brachte Ihnen das Opfer nur ungern, nur aus Liebe zu Ihnen. Meine Zufriedenheit kann ich Ihnen aufopfern, aber nicht meine Pflicht."

In dieſem Augenblick öffnete ſich die Thür, und Herrmanns Bruder trat in das Zimmer. Er hatte ſeinen Vater zu Pferde begleitet, um wo möglich die Ausſöhnung zwiſchen Herrmann und der Familie zu verhindern. Als er hörte, wovon die Rede war, ſprach er mit, und ſchien ſeinem Bruder zureden zu wollen, perſifflirte aber deſſen Heirath ſehr giftig. Das, was Herrmannen in Hitze bringen ſollte, wirkte gerade das Gegentheil. Er wurde gegen ſeinen Bruder kalt wie Eis, und kam ſogar in eine ſehr gute Laune. „Daß du, Bruder," ſagte er, „nur Menſchen mit zwei Händen leiden kannſt, läßt ſich erklären. Noch beſſer, wenn ihnen das Gewehr gleich mit an die beiden Hände gewachſen wäre: das erſparte

den Regiments-Büchſenſchäfter! Du ſchätzeſt den Menſchen nach den geſunden, vollzähligen Gliedern, und rufſt bei jedem Unglücklichen: hol' ihn der Teufel; er taugt nichts zu einem Rekruten! Das Herz am Menſchen iſt dir nichts, als ein Blutbeutel; und geſteh nur, du wäreſt ſo groß, von deinem eigenen Herzen zu ſagen: hol' es der Teufel! wenn du dafür auf den Fleck, wo es ſitzt, einen Stern, oder auch nur ein Kreuz, zu bekommen wüßteſt. Du biſt kein Freund von halsbrechenden Arbeiten; aber doch wette ich, du würdeſt beim Karneval in Venedig den Knaben, der die Spitze der Menſchen-Pyramide macht, deshalb beneiden, weil er auf Menſchenköpfen ſteht."

Deinen Witz, Bruder, ſpare! Ich begreiſe nur nicht, weshalb du dich nicht überwinden kannſt, dich etwa vier Wochen von deiner Frau zu trennen. In der That, du biſt das Muſter eines guten, treuen Ehemannes! Wenn die Reſidenz das Glück hat, dich zu beſitzen, ſo kann ſie ſagen, ſie hat etwas!

„Du fühlſt, daß ſie von dir das nicht ſagen kann!"

Herrmann wurde immer kälter; und nun kam Emilie zu Hauſe.

„Hier iſt meine Frau,“ ſagte er ein wenig beſtürzt, und führte ſie ſeinem Vater zu, der ihre Verbeugung ſehr artig erwiederte. Emilie redete ihn an, und der innige Ton ihrer unverſtellten Rührung konnte ſelbſt bei ihm nicht gänzlich ohne Wirkung bleiben. Er betrachtete die ſchöne Frau mit wohlgefälligem Lächeln. Der Kapitain machte ihr eine nachläſſige Verbeugung, unterbrach ſie, wenn ſie redete; kurz, er that alles, um ſeinen Bruder aufzubringen.

Auch Eliſabeth kam nun herzu, und nannte den Kapitain: Herr Vetter. Spöttiſch fragte dieſer: haſt du mir noch mehr Vettern und Baſen vorzuſtellen?

„Nein; aber vorzuſtellen habe ich dir, Bruder, daß du die Achtung nicht verletzeſt, die du meinem Hauſe, wie jedem andren, ſchuldig biſt.“

So? ich habe doch wohl den Reſpekt nicht aus den Augen geſetzt, den ich der Frau Holz-Inſpektorin erweiſen muß?

„Nein; aber damit ich ſicher bin, daß du es nicht etwa noch thuſt, ſo wirſt du ſo gut ſeyn, mein Haus zu verlaſſen.“ — Emilie ſagte bittend: lieber Herrmann! „Emilie,“

erwiederte er; „ſey ruhig. Ich ſehe die Abſicht dieſes Menſchen. (Er faßte ſeines Bruders Hand.) Darf ich bitten . . .?"

Recht gern; ich fühle mich hier ohnehin nicht ſehr wohl. Die Frau Holz-Inſpektorin iſt . . .

„Kein Wort mehr, Herr Kapitain," rief Herrmann fürchterlich; „oder ich laſſe dich zum Hauſe hinaus werfen!"

Mich? wag' es! ſagte der Kapitain, und ſtemmte ſich auf ſeinen Stock. Herrmann rief: „Martin!" — Martin kam, und ſtellte ſich mit einem drohenden Geſicht an die Thür.

Jetzt wendete ſich Herrmann an ſeinen Vater, der in der größten Verlegenheit da ſtand. „Mein Vater, ich ſehe, was dieſer Menſch will: uns entzweien, wie er es immer that. Warum er das will? Die Tante Anfurth hat mich enterbt; eine Verſöhnung würde ihn um einen Theil des Vermögens bringen. Mußt du nicht geſtehen, daß ich fein rathen kann? Aber laß mir nur des Vaters Liebe; ich will dir die Erbſchaft laſſen." (Der Kammer-Direktor ſah den Kapitain an.) „War er es nicht," fuhr Herrmann fort, „der den

Rath gab, man ſollte mich aus dem Hauſe ſchaffen? Elender Menſch, ich verachte deine Maulwurfsgänge; aber du mußt wiſſen, daß ich ſie doch errathen kann."

Eliſabeth ſah verwundert von einem auf den andern, und hätte gern dazwiſchen geſungen; ſie traute indeß der Uniform nicht. Der Kammer-Direktor ſah ſtarr den alten Martin an, der nun auf ein Zeichen, das Herrmann ihm gab, das Zimmer wieder verließ. „Mein Vater," ſagte Herrmann jezt tiefgerührt; „ich bitte Sie nur um das Einzige: ſtoßen Sie Ihren Sohn nicht von Ihrem Herzen weg! Geben Sie meinem Bruder Alles, und mir nur Ihre Liebe! . . . Jezt aber, lieber Vater, werden Sie doch gewiß fühlen, daß es beſſer iſt, wenn ich hier bleibe. Dieſe Stunde warnt mich, wie mein guter Genius. Auch ich habe Galle, Vater. Ich könnte einmal vergeſſen, daß der Menſch dort Ihr Sohn iſt; denn er würde es ja darauf anlegen, daß ich es vergeſſen ſollte. Wenn ich ihn auch nicht liebe, Vater, ſo ſollen Sie doch nicht erleben, daß wir einander haſſen. Mein Entſchluß iſt feſt. Ich thue auf alles Verzicht, auf Ihr

Vermögen, auf die Hülfe meiner Verwandten, nur nicht auf Ihre und meiner Mutter Liebe. Iſt dir dies Verſprechen hinlänglich, Bruder, ſo laß uns als gute Bekannte ſcheiden."

Dein Betragen gegen mich iſt ſo beleidigend geweſen, daß nur der Nahme Bruder mich beſänftigen kann.

„So beſänftige er dich denn, mein Bruder!"

Du verkennſt mich, wie immer! ſagte der Kapitain. Deine Familie bietet dir die Hand zur Verſöhnung, und du ſtößeſt ſie zurück, wie du es ſchon oft gethan haſt.

„Die Verſöhnung nehme ich an, ſogar von dir; nur erlaube meine Familie, daß ich auf meine Weiſe glücklich ſeyn darf. Sie laſſen mich alſo hier, mein Vater?"

Der Kammer-Direktor hielt nun eine feine Rede, worin er ſeine beiden Söhne ermahnte, brüderlich mit einander zu leben; dann wendete er ſich an Herrmann beſonders, und bat ihn, bei ſeinem erſten Entſchluſſe zu bleiben und in die Reſidenz zurückzukehren. Herrmann ſchlug es ehrerbietig, aber mit Feſtigkeit, ab. Der Vater wollte wieder anheben; da flog

die Thür auf, und Martin trat mit den Worten herein: er will ſich nicht abweiſen laſſen, der Herr Caſtran. — Caſtran ſtand jenſeits der offenen Thür, und machte eine tiefe Verbeugung über die andre.

„Es iſt nichts, Herr Caſtran!“ ſagte Herrmann bedauernd. Aber Caſtran ging, ohne das zu hören, auf den Kammer-Direktor zu, überſchüttete ihn mit den unterthänigſten Komplimenten, und bat um die Stelle des Holz-Inſpektors. Der Kammer-Direktor wies ihn verdrießlich ab. Wodurch, Ew. Gnaden, fragte Caſtran ſehr betreten, wodurch habe ich mir Dero hohe Ungnade zugezogen? Ich bin ſo glücklich, mich der hohen Freundſchaft von Dero Herrn Sohn rühmen zu können. Dieſelben ſind noch vor Kurzem ſo gnädig geweſen, mein Kind zur Taufe zu halten, und haben mir das gnädige Verſprechen gegeben, daß ich . . .

„Lieber Herr Caſtran,“ unterbrach ihn Herrmann; „ich bin wieder in Ungnade gefallen, und bleibe hier bis an meinen Tod.“

Caſtran erſtaunte. Er wendete ſich aufs neue an den Kammer-Direktor, und dieſer

ſagte, mit einer ſtärkeren Stimme als gewöhnlich: gehen Sie doch endlich einmal! Aber Caſtran ließ ſich nicht abweiſen; er fing an, dem Kammer-Direktor auseinander zu ſetzen, daß er berechtigt ſey, auf die Stelle Anſpruch zu machen, oder eine andre in der Reſidenz zu bekommen. Der Kammer-Direktor wendete ſich an Herrmann; machte er aber nur eine kleine Pauſe, ſo redete Caſtran ſogleich wieder auf ihn ein, ſo daß Niemand mehr zu Worte kommen konnte. Sehr verdrießlich ſtieg der Kammer-Direktor wieder in den Wagen, und der Kapitain ſchwang ſich auf ſein Pferd. Herrmann umfaßte Emilien, und ſagte: „es iſt unwiderruflich beſchloſſen, ich bleibe hier." Caſtran ſchüttelte bedenklich den Kopf, und ſagte im Gehen: der Baum fällt nicht von Einem Schlage! Und wenn auch! wenn ich auch hier bleibe; ich weiß doch, was ich weiß! Warum will der Herr Inſpektor nicht fort? Er wollte wohl; aber ſie nicht. Und warum ſie nicht? Da ſteckt der Knoten; da ſteckt er wahrhaftig! Ich werde nicht Inſpektor, weil ich — es nicht werden ſoll! Ah, die gnädige Frau! Da ſteckt es!

Der Leſer wird ſchwerlich errathen, wo der Geck ſich einbildete, daß der Knoten ſtecke. Er glaubte, Emilie wäre in ihn verliebt. Emilie ging alle Tage einmal in ſeine Wohnung hinüber, weil ſie der ſterbenden Mutter verſprochen hatte, ſich ihres Kindes mütterlich anzunehmen. Anfangs bemerkte er das nicht; und als er es bemerkte, ſah er es nur für eine Ehre an, daß eine gnädige Frau ihn beſuchte. Aber Emiliens Freundlichkeit brachte den Gekken auf den Gedanken, daß ſie wohl ſeinetwegen kommen müſſe. Nun ließ er ſich alſo in ſeinem beſten Kleide finden, mit Steinſchnallen auf den Schuhen. Wenn Emilie kam, ſo ging er nicht auf den Holzplatz. Mag ſie es doch verantworten! dachte er. Mit jedem Tage drückte ſich der Gedanke, daß die ſchöne gnädige Frau in ihn verliebt ſey, tiefer in ſeine Seele, und er wurde dadurch noch freundlicher und närriſcher.

Sinnlichkeit war Herrn Caſtrans Fehler gar nicht; eine ſolche Eroberung ſchmeichelte nur ſeiner Eitelkeit. Daher machte er auch gar keine Verſuche, bei Emilien weiter zu kommen. Er freuete ſich nur über ihre Beſuche,

ſuche, kicherte vor ſich ſelbſt, wenn ſie ging, und ſtellte ſich breit in die Thür, um ihr nachzuſehen.

Warum käme ſie denn, dachte er, immer gerade dann, wenn ihr Mann nicht zu Hauſe iſt? Weil er es nicht ſehen ſoll. Was ginge ſie denn mein Kind an? — Aber unglücklicher Weiſe durfte Herr Caſtran mit ſeinem großen Glücke nicht prahlen; denn, dachte er, wenn es der Inſpektor erführe: hilf Himmel! wie würde es mir dann ergehen! Zwar that er dennoch alles, was er nur konnte, um ſein Glück unter die Leute zu bringen: er ſprach z. B. von Menſchen, die unter einem glücklichen Sterne geboren wären, und lächelte dabei höchſt zufrieden; aber die Leute waren zu einfältig, etwas zu merken, und noch mehr ſagen konnte er doch nicht, höchſtens mit Entzücken von der gnädigen Frau Inſpektorin ſprechen. Herr Caſtran ſpielte für ſich ſelbſt einen Roman, von dem niemand etwas wußte, und der höchſt komiſch war. Um alles in der Welt willen hätte er nicht zu Herrmann geſagt: Ihre Frau Gemahlin iſt bei mir geweſen. Und fragte Herrmann zufälliger Weiſe dar-

nach, ſo wickelte Herr Caſtran ſeine Antwort ſo umſtändlich ein, daß Herrmann die Geduld verlor, ihn anzuhören. Ging Emilie von ihm weg, ſo lief er in der größten Eil auf den Holzplatz, und erzählte Herrmannen, er ſey da oder dort geweſen, um ja deſſen Eiferſucht nicht rege zu machen. Zuweilen ging er auch, um die Zeit, wo ſie zu kommen pflegte, mit dem Hute zur Vorderthür hinaus, um ſich durch Dornen und Neſſeln von hinten wieder in ſein Haus zu ſchleichen.

Nach dem Beſuche des Kammer-Direktors wurde es mit dem Allen noch weit ärger. Emilie glaubte, dem armen Menſchen doch einen Troſt für ſeine vereitelte Hoffnung ſchuldig zu ſeyn, und verſicherte ihm, daß ſie alles thun würde, ihm einen Erſatz zu verſchaffen. Wir werden, ſagte ſie, doch glücklich leben, Herr Caſtran, obgleich dieſe Hoffnung fehlgeſchlagen iſt. — O, meine gnädige Frau, erwiederte Caſtran mit dem freundlichſten Geſichte: ich frage gar nichts darnach. Wir bleiben doch nun zuſammen! Er erröthete über ſeine Dreiſtigkeit, ſo etwas zu ſagen. Aber nun brannte das Feuer in ihm auch mit je-

dem Tage ſtärker. Er ging immer in Schuhen, und trug eine ſeidne Weſte, ein Uhrband mit goldnen Quaſten. Doch mit ſeinem Feuer ſtieg auch ſeine Angſt vor Herrmann. Kam Emilie, ſo war er geputzt; ging ſie, ſo eilte er in ſeinem ſchlechteſten Anzuge auf den Holzplatz, damit ihr Mann ja nichts merken ſollte. War er bei Herrmann, und dieſer ſah ihn einmal ſtarr an, ſo ſagte er auf dem Rückwege: er merkt es; er merkt es wahrhaftig. Nun, ſo ſey mir Gott gnädig! Aber die gnädige Frau iſt doch auf Ehre auch gar zu dreiſt. Hat ſie mich nicht heute wenigſtens zwanzigmal „lieber Herr Caſtran" genannt! und Einmal ſogar „lieber Caſtran!" Ich glaube die ganze Stadt merkt es ſchon, ob mir gleich niemand etwas ſagt. Aber ich bin unſchuldig, wie ein neugebornes Kind. Das kann ich am Ende dem Herrn Inſpektor zuſchwören.

Zum Unglück mußte der arme Mann die Ehre, die er hatte, verſchweigen, weil Herrmanns furchtbarer Ernſt ihm auf allen ſeinen Wegen vorſchwebte. Seh' ein Menſch an! ſagte er zu ſich ſelbſt; da hat mich der Teufel in einen Handel verwickelt, bei dem

mein Leben an einem Spinnefaden hängt. Ich wollte wohl nicht zu Hauſe ſeyn, wenn die gnädige Frau käme; aber das könnte mir ja einen ewigen Schimpf machen.

Einmal traf Herrmann ſeine Frau bei dem unglücklichen Caſtran an, und dieſer gerieth in ſolche Angſt, daß er ſchon überlegte, ob er ſich nicht durch das Fenſter retten ſollte; er bekam indeß wieder einigen Muth, als Emilie ihrem Manne das ſchöne Kind zum Küſſen hingab. Herrmann lächelte; Caſtran aber, der ihn zuweilen verſtohlen anblickte, dachte: ich traue dem Lächeln nicht. Er gerieth in große Angſt, als Herrmann ihm ſagte: kommen Sie doch in das Nebenzimmer; ich habe Ihnen etwas zu ſagen. Was wird das geben! dachte Caſtran; und Herrmann — hatte von Amtsgeſchäften mit ihm zu ſprechen.

Caſtran ſchüttelte noch immer den Kopf, als Herrmann ſchon funfzig Schritte weit von ihm war. Nein, ſagte er; es iſt mehr Angſt als Ehre dabei! Der Henker hole den ganzen Handel! Ja, wenn wir nicht einander faſt gerade gegenüber wohnten! Meine gnädige Frau, ich bedanke mich für alle die ſchönen Worte und

Blicke. — Herrmann ſagte zu Emilien: „unſer Herr Caſtran hat etwas auf dem Gewiſſen, oder will es mit etwas beladen. Er kann mich nicht mehr anſehen. Der arme Mann wird es mir doch nicht zurechnen, daß es mit meiner Begnadigung nichts war?" Emilie erwiederte: nein, das hat er längſt vergeſſen. Vielmehr finde ich ihn närriſcher als je: höflich, einſchmeichelnd über alle Beſchreibung. Ich kann ihn nicht glücklicher machen, als wenn ich ein Paar Worte leiſer als gewöhnlich zu ihm ſage. Dann habe ich ihm wahrſcheinlich ein Geheimniß aus der Reſidenz entdeckt.

Auf einmal unterblieben die Beſuche der gnädigen Frau. Caſtran dachte mit Angſt: nun hat ihr Mann es gemerkt! Er ſah aber zu ſeiner Freude, daß Herrmann immer gleich freundlich gegen ihn war, und rief zuletzt: Dummkopf! Was ſollte die gnädige Frau noch länger bei mir thun? leere Aehren dreſchen? Sie iſt aus Verdruß weggeblieben! — Aber auch Emilie betrug ſich noch eben ſo gegen ihn, wie ſonſt. Er verdoppelte jetzt ſeine Freundlichkeit; doch Emilie kam nicht wieder, und Caſtran ſchalt auf den Wankelmuth der

Weiber. Der Thor bemerkte nicht, daß ſeine Tochter Sophie nicht mehr kränkelte, daß es Frühling geworden war, und daß nun die Amme alle Tage ein Paar Stunden mit dem Kinde bei Emilien zubrachte.

Einige Monate nachher erreichte Herrmann den höchſten Gipfel des irdiſchen Glückes: er wurde Vater eines geſunden Knaben, und ſeine geliebte Emilie befand ſich wohl. Herrmann hatte die frommen Thränen ſeines beängſtigenden Glückes in den freudigen Augen. Er mochte niemanden die Seligkeit ſeines Herzens aufdecken, ſelbſt ſeinem Freunde Mühlenberg nicht; der Einzige, den er dieſe Thränen der beſeligten Menſchheit ſehen ließ, war ſein treuer Martin, der in der Geburtsſtunde knieend gebetet, und dann, als ſie glücklich vorübergegangen war, mit freudigem Danke geſagt hatte: nun, lieber Gott, mach es mit mir, wie es dir wohlgefällt! Ich habe auf der Erde nichts mehr zu wünſchen.

Beide näherten ſich Emilien von jetzt an mit einer heiligen Ehrfurcht. Sie bemerkte es, und weinte ſüße Thränen darüber. „Ich bin glücklich!" ſagte Herrmann. — Gott iſt gnä-

dig! ſetzte Martin hinzu, und drückte mit dieſen Worten auf ſeine Weiſe aus, was Herrmann ſo eben geſagt hatte, und worüber Emilie mit ſolcher Rührung lächelte. Eliſabeth beſorgte während des Wochenbettes die häuslichen Geſchäfte mit dem emſigen Fleiß einer liebenden Mutter. Ach, Herr Vetter, ſagte ſie, als ſie Herrmanns und Martins Betragen endlich bemerkte, mit wahrer Rührung: ich glaube, Sie und Martin ſind eben ſo fromm als ich, ob Sie gleich nicht ſingen. — „Und dies Urtheil, Baſe Eliſabeth," ſagte Herrmann, „gilt vor Gott ſo viel als tauſend Geſänge."

Es gefiel der Baſe Eliſabeth nur nicht, daß der neue Ankömmling ein Knabe war. Denn, Herr Vetter, ſagte ſie; wäre es ein Mädchen, ſo ſammelte ich nun ſchon die Federn von den Gänſen zum Brautbette. Glauben Sie, man kann nicht früh genug anfangen.

„Fangen Sie immer an! Wer weiß, was über ein Jahr geſchieht!"

Nein, Herr Vetter; das hieße Gott verſuchen! David zählte das Volk; und was geſchah?

„Nun Baſe, wir wollen auch für den Jungen ſammeln.“

Ja, Herr Vetter, Geld!

„Das nicht; aber Liebe, Segen, gute Handlungen, und, wenn der Himmel will, Geſundheit.“

Herrmann war jetzt allzu glücklich; es mußte ſich ein Tropfen Wermuth in den Kelch ſeiner Freuden miſchen. — Sein Vater hatte ihn zwar mit Unmuth verlaſſen; doch ſchon unterweges verminderte ſich ſein Verdruß, und er geſtand im Herzen, daß Herrmann weit beſſer wäre, als ſein Bruder, ob er gleich über das Glück des Lebens nicht ſo dächte, wie er ſollte. Emilie hatte ihm gefallen, Herrmanns Zärtlichkeit für ſie ihn gerührt. Er konnte ſich nicht ableugnen, daß es augenſcheinlich des Kapitains Abſicht geweſen war, die Wirkung ſeines Beſuches bei Herrmann zu vereiteln und die Wiederherſtellung des guten Vernehmens unmöglich zu machen. Auch ſah er ſehr wohl, worauf es der Kapitain anlegte: auf das Vermögen ſeiner Tante. Indeß beſchloß er, fürs erſte zu ſchweigen, dem Sturme, den er nun vorausſah, nachzugeben, und

dann aufs neue für Herrmann zu arbeiten. Der Kapitain ſuchte ihn aufzubringen; der Vater aber ſagte ganz trocken: „wenn ich nirgends mehr hin wüßte, Kapitain, ſo zöge ich zu meinem Sohne Herrmann.“

Der Kapitain lächelte: Sie ſetzen viel Zutrauen in einen Menſchen, der bis jetzt ſeine Familie immer nur gekränkt hat.

„Das iſt wahr; er würde aber das Gute von Herzen thun.“

Nur Schade, daß er nicht viel thun könnte!

„Ja, ich bin überzeugt, er wäre ſelbſt mit dem Vermögen der Anfurth nicht reich; aber er würde ſich glücklich ſchätzen, das geben zu können, was er hätte.“

Der Kapitain ſah, daß ſein Vater gar nicht dazu geſtimmt war, ſeinen Plan zu unterſtützen, und er mußte nun ſich ſelbſt helfen. Zwar hätte er gern den Vater auf ſeiner Seite gehabt; doch fürchtete er ihn auch nicht als Gegner: denn der Vater war viel zu fein, zu langſam, zu umſtändlich, als daß er die hitzige Anfurth, die immer dem erſten Eindrucke folgte, hätte zu etwas bringen können.

Der Kammer-Direktor erzählte, als er wie-

der in der Reſidenz angekommen war, mit an- ſcheinendem Zorne, doch ſehr mäßigend und mil- dernd: Herrmann beſtehe auf ſeinen Kopf. „Indeß," ſetzte er hinzu, „iſt daran meiſtens der Kapitain Schuld, der ihn, freilich wider Willen, aufbrachte."

Wie konnte ich anders, Vater! Er rief ja den einhändigen Matroſen herein, um mich zum Hauſe hinaus werfen zu laſſen. Sahen Sie wohl, wie ſeine Frau lächelte, als er da- mit drohete?

„Mich dünkt, Kapitain, du haſt dich geirrt. Die Frau war ſehr beſcheiden, ſehr artig; und, wie geſagt, wäreſt du nicht dabei geweſen, es würde anders gekommen ſeyn."

Freilich, Sie würde er nicht haben miß- handeln können. Aber ſchicken Sie mich, oder Julchen, oder die Tante, denen er keine Achtung ſchuldig zu ſeyn glaubt; dann . . .

Der Vater wollte einfallen; aber die Tante fuhr auf: was! mir keine Achtung? Wie? mich wollte er vor die Thüre werfen?

Das ſag ich nicht, Tante; und, auf Ehre, wenn ſeine Unverſchämtheit ſo weit ginge: dann würde ich vergeſſen, daß er mein Bruder iſt.

Der Vater lächelte; doch warf er ſich dem Strome von Verwünſchungen, welche die Tante jetzt ausſtieß, nicht entgegen. Der Kapitain wußte ſehr wohl, daß ſein Vater deshalb lächelte, weil er den Zorn der Anfurth als ſehr vorübergehend kannte. Er ſah auch ein, daß die Anfurth immer wieder auf den Wunſch, ihren Neffen geſchmeidiger zu ſehen, zurückkommen würde. Daß es ſeines Bruders Ernſt ſeyn könnte, die Erbſchaft der Tante aufzugeben, glaubte er nicht; er hatte alſo eine Verſöhnung auf eine oder die andre Weiſe zu befürchten, zumal jetzt, da ſein Vater ſich von Herrmann und Emilien hätte einnehmen laſſen. Nun mußte er auf ein Mittel denken, die Tante ſelbſt mit Herrmann ſo zuſammen zu bringen, daß ſie perſönlich beleidigt würde; und er verzweifelte gar nicht, das Mittel zu finden.

Rolfs feierte ſeine Hochzeit mit Julchen, und der Fürſt — zahlte ihm zwar die Summen nicht aus, die der Kammer-Direktor dem verſtorbenen Erbprinzen vorgeſchoſſen hatte, erkannte doch aber an, daß die Forderungen der Familie von Lange rechtmäßig wären. Durch

dieſe Erklärung war Rolfs nicht geſichert, ſo lange die Brüder ſeiner Frau noch Anſprüche auf die Erbſchaft machten. Er horchte bei dem Kapitain hin; dieſer ſah aber ſehr hell, und ſagte geradezu: „Se. Durchlaucht haben die Rechtmäßigkeit von meines Vaters Forderungen nun anerkannt.“ — Das wohl nicht! erwiederte Rolfs.

„Was denn ſonſt?“

Se. Durchlaucht haben mir, in Betracht meiner Dienſte, Summen verſichert, . . .

— „die meinem Vater gehören,“ fiel der Kapitain ein, um ſeinen Schwager merken zu laſſen, was in der Folge geſchehen könnte. Rolfs war ein wenig betreten. Der Kapitain fuhr lächelnd fort: „Vor mir ſind Sie ſicher; aber nur vor mir.“ Nun mußte Rolfs glauben, daß Herrmann, unter Hochfelds Schutze, ihm ſehr gefährlich werden könnte; denn Hochfeld intereſſirte ſich noch immer für ſeinen Jugendfreund, fragte öfters nach, wie es ihm gehe, äußerte den Wunſch, ſeine Lage zu verbeſſern, und drang bei Rolfs darauf, ihm bei dem Fürſten ein Amt in der Reſidenz zu bewirken. „Ich könnte das ſelbſt thun,“ ſagte

Hochfeld; „aber Lange ſoll nicht wiſſen, daß er mir etwas zu verdanken hat.“

Rolfs ſah ein, daß Hochfeld erſt im höchſten Grade erbittert über Herrmann ſeyn müßte, ehe er ſicher ſeyn könnte, daß dieſer nicht wieder in die Reſidenz berufen würde. Deshalb erzählte er Hochfelden, was geſchehen war, ſeinen alten Freund wieder empor zu bringen. Ich liebe ihn nicht, ſagte er; allein ich bin jetzt ſein Schwager, und das ändert Alles. Er haßt mich. Alſo konnte ich ihm ſeine Zurückberufung nicht unter meinem Nahmen anbieten laſſen; und doch war mir wirklich daran gelegen, ihn hier zu haben. Ich brauchte daher — du wirſt mir das verzeihen; denn einen ſolchen Ausgang konnte ich unmöglich befürchten — ich brauchte deinen Nahmen. Jetzt muß ich, leider, alle Hoffnung aufgeben, ſeinen Eigenſinn zu beſiegen. Mein Schwiegervater, der ihn ſehr liebt, reiſ'te, auf meine Bitte, ſelbſt zu ihm. Sein Vater, dacht' ich, und deine alte, ſo herzliche Freundſchaft; — aber zu meinem Bedauern hab' ich mich verrechnet.

„Was hat er geantwortet?“ fragte Hochfeld erröthend.

Er iſt mein Schwager. Und dann muß man ſeiner Lage, die ihn erbittert, etwas zu gute halten.

„Seine Antwort aber?“

Ei nun, abſchlägig, ein wenig cyniſch.

„Aber die Worte?“

Lieber Hochfeld, laß es gut ſeyn.

„Ich muß ſie wiſſen.“

Er nähme keine Dienſte von Leuten an, die ihm verächtlich wären.

Hochfeld ſagte ein lang gedehntes „So?“ und an die Stelle der beinahe wieder erwachten Liebe trat jetzt entſchiedner Haß. Rolfs that, als wollte er für ſeinen Schwager bitten; unvermerkt goß er aber immer mehr Gift in Hochfelds Seele. Ich dächte, ſchloß er endlich, du ſchriebeſt an ihn. Vielleicht wird ein Brief . . . — „Ich ihm ſchreiben?“ erwiederte Hochfeld verachtend. „Nenne mir ſeinen Nahmen nicht wieder. Ich will nichts mehr von ihm wiſſen. Er bleibt Herr Holz-Inſpektor, ſo lange mein Wort bei dem Fürſten nur noch das Mindeſte gilt.“

Alles, was Rolfs geſagt hatte, beſtätigte der Kapitain in einer Unterredung mit Hoch-

feld auf die unſchuldigſte Weiſe, indem er ſeinen Bruder zu entſchuldigen ſuchte. Von Seiten Hochfelds hatte man nun nichts mehr zu befürchten; die Anfurth aber war noch nicht erbittert genug, und der Kammer-Direktor gewann mit jedem Tage immer mehr für Herrmann in ihrem Herzen. Der Kapitain ging nun damit um, ſeinen Bruder auch bei ihr zu ſtürzen, und machte ſeinen Plan ohne alle Gewiſſensbiſſe. Denn, ſagte er, ſein Glück mag eine Chimäre, ein Phantom ſeyn; genug, er hält es doch für Glück. Was will er mehr! Er iſt glücklich; ich muß es erſt werden, und kann es nun einmal nicht auf ſeine Weiſe. Gut, er hat Liebe, Zufriedenheit, den Himmel: wozu braucht er Geld? Ich habe von ſeinen Schätzen nichts. Wir müſſen alſo theilen: er den Himmel, ich die demüthige Erde.

Die Tante Anfurth ging in ein Bad, und der Weg dahin führte nahe an dem Städtchen vorbei, in welchem Herrmann lebte. Freilich hatte der Kapitain ſie zu der Reiſe beredet, und ſich ihr zum Begleiter angeboten; aber ſie hatte weder das, noch ſeine Abſicht dabei

bemerkt. Nahe an dem Städtchen fiel das Geſpräch auf Herrmann. Ach, gnädige Tante, ſagte der Kapitain, glauben Sie mir, mein Bruder iſt ſo ſchlimm eigentlich nicht. Der Vater hätte ihn ſehr wohl bereden können, wieder in die Reſidenz zu kommen. Auch fing er recht gut an, und Herrmann war ſchon halb gewonnen; aber nun ließ der Vater auf einmal nach. Sie kennen ihn ja, wie er iſt: ſo ſanft, ſo weichlich! Hätte er hart ſeyn wollen, es wäre gegangen. Aber da kam Herrmanns Frau, und Sie wiſſen, wie höflich der Vater ſich gegen Damen beträgt. Nun glaubte Herrmann noch Recht übrig zu haben. Hätte der Vater der Frau Holz-Inſpektorin recht derb den Text geleſen; es würde ganz anders gekommen ſeyn. Jetzt ſagt der Vater immer: es iſt unmöglich; er iſt nicht zu bewegen. Denn ſonſt könnte Jemand, zum Exempel Sie, gnädige Tante, auf den Einfall kommen, die Sache beim rechten Ende anzufangen. Was dem Vater nicht gelungen iſt, das, meint er, muß Keinem gelingen.

„Ob ich es einmal probire? was meinſt du?"

Ja,

Ja, meine gnädige Tante; jetzt wäre, verſichert Rolfs, ſo eben die rechte Zeit, ihn einzuſchieben. Nur, wie geſagt, müſſen Sie ihm recht ernſtlich erklären, daß Sie ihn enterben wollen, wenn er Ihnen nicht gehorcht; und der jungen Frau, die überall mit einredet, . . .

Oho! das ſoll ſie ſich einfallen laſſen! Gut, ich will hin! Dein Vater ſoll ſehen, daß ich auch etwas kann! Von Jugend auf ließen ſie dem Herrmann zu viel Willen. Ich ſagte es ſchon damals; aber da ſollte alles mit Feinheit gezwungen werden."

Der Kapitain ſtieg am Thore aus, bezeichnete dem Kutſcher Herrmanns Wohnung, und ging nach dem Wirthshauſe, um die Tante da zu erwarten. Die Anfurth fuhr vor Herrmanns Haus, und wurde von der Magd an das Wohnzimmer geführt. Sie öffnete die Thür, und fand Emilien mit ihrem Kinde an der Bruſt, Herrmannen neben ihr mit Hochfelds Sohn auf den Knieen, Martinen, der ein Holzpferd ſchnitzte, und die Baſe Eliſabeth, die Kinderzeug nähete. Herrmann ſetzte den Knaben nieder, und ging ſeiner Tante entgegen; Emilie ſtand auf, ſo ſchnell ſie konnte.

Die Tante ſah ſich im ganzen Zimmer um, und ihr höhniſcher Blick ruhete lange auf dem alten Martin, der ihr ſtarr in das Geſicht ſah. Wird der Kerl ewig hier bleiben? fragte ſie endlich ihren Neffen. — Herrmann winkte, daß Martin gehen ſollte, und warf einen beruhigenden Blick auf Emilien, die ihm nun ruhig zulächelte. Die Tante fuhr auf: was lachen Sie, Frau! Das will ich mir verbitten. Ich habe mit meinem Neffen zu reden. — „Tante,“ ſagte Herrmann ſanft und ehrerbietig; „erlauben Sie mir, daß ich Ihnen meine Frau, die Frau von dieſem Hauſe, vorſtelle.“

Mit der habe ich nichts zu reden, ſondern mit dir.

„Darf ich Sie denn bitten, mir auf mein Zimmer zu folgen?“

Nein, ich will hier bleiben; denn ſie da ſoll hören, was ich dir zu ſagen habe.

„Meine gnädige Tante, ich muß Ihnen noch einmal wiederholen, daß Sie die Frau vom Hauſe vor ſich ſehen.“

So? Das heißt wohl, ich ſoll Reſpekt vor ihr haben?

„Nur die gewöhnliche Achtung, Frau von Anfurth, die unter Leuten von Erziehung Sitte iſt."

Nein, deine Frau ſoll von mir hören, was wir von ihr denken: daß ſie Schuld an deinem Unglück iſt. Das ſoll ſie.

Emilien trat eine Thräne in die Augen. Herrmann, der es bemerkte, faßte ganz kalt den Arm ſeiner Tante, führte ſie aus dem Zimmer an die Hausthür, und die Stufen hinunter an den Wagen. O du abſcheulicher Menſch! o du Böſewicht! rief die Tante, braun und blau vor Wuth, und wollte ſich losreißen. Er öffnete den Schlag des Wagens, hob ſie hinein, und ſagte: „Achtung, gnädige Frau, ſind Sie jedem Menſchen ſchuldig, auch der Frau meines Holzknechtes, wenn Sie bei ihr ſind." Er beugte ſich, machte die Thür zu, rief: „fahr zu, Kutſcher!" und ging dann in das Haus zurück.

Emilie kam ihm ſchon lächelnd wieder entgegen. Ja, ſagte ſie; jetzt, mein Herrmann, erkenne ich, welch ein Glück es für uns iſt, daß wir hier geblieben ſind.

„Und Sie, Eliſabeth?"

Ich habe gefehlt, Herr Vetter;

Der Ehrgeitz macht zu Zank und Streit
Gar leicht ein ſolches Herz bereit,
Das ſich allein hoch ſchätzet.

Gott bewahre, in welche Familie ſind wir armen Leute gerathen! Das iſt ja der leibhaftige Hochmuthsteufel! „Sie da ſoll hören!“ Seh doch einer! „ſie da!“ Milchens Vater war Geheimer Juſtizrath, und ihr Großvater, mein Onkel, Paſtor in Hildesheim an der Hauptkirche. „Was lachen Sie, Frau!“ Ich konnte vor Aerger nur nicht zu Worte kommen, ſonſt hätte ich es ihr ſchön gegeben. Gott bewahre! — Sie ging hinaus, um ihre alte Freundin zu beſuchen, und der den Vorfall zu erzählen.

Der Weg führte ſie an dem Wirthshauſe vorüber, wo der Wagen noch hielt, und wo die Anfurth aus dem Fenſter ſah. Mamſell! ſagte dieſe: wollen Sie wohl dem Herrn Holz-Inſpektor ein Paar Zeilen zuſtellen? Baſe Eliſabeth verſprach das. Sagen Sie mir doch, fragte die Anfurth hämiſch: wodurch iſt denn der Menſch ſo grob geworden? Wahrſcheinlich durch ſeine Geſellſchaft. — Eliſabeth wurde vor Zorn roth, und antwortete mit einem ſchnellen

Knix: gebet nach, ſteht in der Schrift; aber das muß ich Ihnen doch ſagen, Frau von Anfurth, der Vater meiner Couſine war Geheimer Juſtizrath, und der Ihrige — ein braver Mann, das Zeugniß giebt ihm die ganze Welt, indeß doch nur ein Brauer. Was Sie zu ſeyn glauben, das ſind wir alle Tage. Die Anfurth fühlte ſich getroffen, und erwiederte etwas Bitteres. O, ſagte die fromme Eliſabeth, reden Sie, was Sie wollen; ich kann, Gott Lob! vergeben und vergeſſen. Ja, ja, der Couſin hat mir wohl tauſendmal geſagt, was ich nun leider ſelbſt erfahre. Ja, (mit einer Abſchiedsverbeugung)

Ja, ich ſtecke voller Pfeile
Von dem Teufel, Fleiſch und Welt!

Die Frau von Anfurth zitterte noch vor Wuth, als ſie ſich wieder in den Wagen ſetzte. Sie konnte ſich gar nicht darüber beruhigen, daß ihr Neffe ſie aus ſeinem Hauſe gewieſen hatte und ſie zum Gegenſtande ſeiner bitterſten Spöttereien machte. Auf der nächſten Station verſchaffte ſie ihrem Herzen wenigſtens dadurch einige Luft, daß ſie einen ſehr harten Brief an Herrmanns Vater ſchrieb.

Der Kapitain hütete ſich wohl, ihren Zorn zu beſänftigen; er bat vielmehr ſeinen Schwager Rolfs, das Unglück der Tante ſo ſehr zu verbreiten, als möglich, und ihm nach dem Bade hin ein Paar Briefe darüber ſchreiben zu laſſen, die er vorzeigen könnte. Er bekam einige ſolche Briefe, machte Gebrauch davon, und hatte nun das Vergnügen, daß die Badereiſe vollkommen nach ſeinen Wünſchen ausgeſchlagen war. Aber — er gerieth hier in eine Bekanntſchaft, die ſehr wichtige Folgen hatte: mit dem Kammerherrn eines kleinen Hofes, den die ganze vornehme Welt den liebenswürdigen Flinsberg nannte. Herr von Flinsberg, ein Mann über Vierzig, und nicht verheirathet, war immer heiter, immer artig, zu jedem Spaße aufgelegt, und — im höchſten Grade diskret. Er hatte kein Vermögen, und lebte doch mit Anſtand, war den Sommer hindurch in einigen Bädern, und brachte die Wintermonate, um der Luſtbarkeiten willen, in einigen Reſidenzſtädten zu. Er war kein Spieler von Profeſſion; allein er ſpielte hoch, und mit Glück. Jedermann kannte ihn, und hielt es für eine Ehre, mit ihm umzugehen. Mit Einem Worte: er war ein Geſellſchafts-Genie.

An dieſen Herrn von Flinsberg hängte ſich auch der Kapitain. Aber, Kapitain, fragte Flinsberg: was iſt denn das für ein Mütterchen, an deren Arm Sie immer auf der Promenade figuriren? — „Meine Tante, die Frau von Anſurth, der ich alle mögliche Ehrfurcht ſchuldig bin; denn ſie iſt ſehr reich, und ich bin ihr präſumptiver Erbe. Ich bitte Sie, lieber Kammerherr, ſagen Sie ihr doch um meinetwillen zuweilen ein Paar angenehme Worte.“ — Recht gern, mein Lieber, recht gern! — Der Herr von Flinsberg ſagte der Frau von Anfurth einige ſüße Worte, und ſie fand ſich dadurch nicht wenig geſchmeichelt. Auch ſie drängte ſich jetzt an den allgemein geliebten Mann, und ſpielte hoch, um mit ihm zu ſpielen. Die Anhänglichkeit einer Matrone war für Flinsberg ganz neu. Zum Scherz nahm er den Ton der Vertraulichkeit gegen ſie an, und ſie erwiederte ihn mit dem Tone einer ſpröden Koketterie. Sie fand den Herrn von Flinsberg ſehr liebenswürdig, und er fand ſie im Spiele ſehr großmüthig. Beider Vertraulichkeit ſchien dem Kapitain in Kurzem doch ein wenig allzu groß. Er bemühete ſich jetzt

eben ſo ſehr, den Kammerherrn von ſeiner Tante wieder zu entfernen, als vorher Beide einander zu nähern, und er that das ein wenig auffallend. Flinsberg fand das Mißtrauen des Kapitains ſehr lächerlich, und beſtrafte es dadurch, daß er ſich deſto mehr an die Tante drängte. Der Tante ſchwindelte der Kopf vor Eitelkeit über die Beeiferungen des bewunderten Mannes. Jetzt fing ſie auf einmal an, ſich ſehr zu putzen: das Matronenartige fiel von ihr ab, ihr Gang wurde raſcher, ihr Betragen jugendlicher. Der Kapitain gerieth darüber in Angſt, und verſuchte allerlei Mittel, ſeine Tante zu überreden, daß ſie das Bad verlaſſen möchte. Flinsberg aber drang in ſie, zu bleiben; und ihm konnte ſie nichts abſchlagen. Die Aengſtlichkeit des Kapitains veranlaßte Flinsberg zu der Unterſuchung, was jener denn eigentlich fürchte. Bisher hatte er auch nicht mit einem Gedanken an eine Heirath mit der reichen Matrone gedacht; doch jetzt fing er an zu überlegen. Er fühlte, daß die Eigenſchaften, die ihn der Geſellſchaft ſo werth machten, ſich mit jedem Jahre verringerten, und daß Kunſt die Natur nicht erſetzen konnte.

Wahrhaftig, dachte er, der Kapitain hat Recht. Es iſt Zeit, daß ich auf ein ſolides Etabliſſement denke!

Er behandelte jetzt die Frau von Anfurth mit noch feinerer Aufmerkſamkeit, als ſonſt, ließ ſich aber von ſeinem Plane nichts merken, ja ſchien ſich ſogar zurückzuziehen; indeß gewann er ihre Neigung immer mehr. Als ſie endlich das Bad verlaſſen mußte, erſuchte ſie ihn, doch einmal einen Winter in der Reſidenz ihres Fürſten zuzubringen. Er verſprach das, und nahm mit ehrfurchtsvoller Zärtlichkeit von ihr Abſchied.

Gott Lob! dachte der Kapitain, als er die Tante wieder im Wagen hatte.

Ein ſehr liebenswürdiger Menſch, der Flinsberg! ſagte die Tante.

O ja, erwiederte der Kapitain; nur — zu trauen iſt ihm nicht ganz.

Was du doch immer von allen Menſchen willſt! Er iſt der ehrlichſte Mann von der Welt, ganz ohne Falſch. —

Schon im Oktober kam Flinsberg in der Reſidenz an, und ſein erſter Beſuch war bei der Frau von Anſurth. Nun war der Kapi-

tain wieder auf der vorigen Stelle, und führte ein Leben voll Angſt und Sorgen, voll Neid und Kabale. Mit ſeinem freundlichen Geſichte und ſeinem Herzen voll Galle war er ein warnendes Bild des beſtraften Egoismus.

Sein Bruder Herrmann lebte unterdeſſen vollkommen ruhig, ohne Sorge, ohne Neid, im Genuſſe des ſchönſten häuslichen Glückes. Durch den Vorfall mit der Anfurth war er aus aller Verbindung mit ſeiner Familie gekommen, und hörte nichts mehr von ihr. Seine Schweſter Julchen hatte ihm indeß geſchrieben, daß die Eltern ihn liebten, und daß ſie es nur vor der Anfurth nicht wagten, ihm ihre Liebe zu zeigen. Dieſe Nachricht zerſtreute noch den letzten Ueberreſt von Kummer in ſeiner Seele; denn, was bedurfte er, bei ſeinem häuslichen Glücke, noch außer der Liebe ſeines Vaters und ſeiner Mutter! — Seine Freundſchaft mit dem Prediger Mühlenberg nahm täglich an Innigkeit zu. Je älter Beide wurden, deſto weniger achteten ſie das Spekuliren, und deſto praktiſcher wurde ihre Philoſophie. Beide nahmen übrigens, wenn ſie den Zweifeln ihres Kopfes nicht auszuweichen

wußten, ihre Zuflucht wieder zu dem ſtillen, mächtigen Glauben ihrer Herzen. Sie waren nicht kälter für die Ewigkeit, nur wärmer für die Erde. Ihr Glaube an Gott wurde Liebe für die Menſchheit, und ſie hatten aus ihren unſichern Spekulationen doch eine höhere Tugend gewonnen.

Ihre Kinder waren noch ein Band mehr für ſie. Es währte lange, ehe Beide ſich über die beſte Methode, Kinder zu erziehen und zu unterrichten, vereinigen konnten. Mühlenberg drang auf eine vollkommen ſyſtematiſche Erziehung; Herrmann auf fragmentariſche. Jener meinte, Kinder müßten von Allem deutliche und vollſtändige Begriffe bekommen; Herrmann hatte nichts gegen das Deutliche, in ſo fern es ſich bei Kindern thun läßt: „aber das Vollſtändige," ſagte er, „taugt für Kinder nichts. Reſultate müſſen ſie haben, weil ſie Kinder ſind."

Verſtand, Grundſätze, deutliche Ueberzeugung! ſagte Mühlenberg.

„Gefühle, Phantaſie, Glauben!" — ſagte Herrmann.

Ich ſchließe dieſe nicht aus; aber jene ſind die Hauptſache.

„Das iſt für Kinder nicht wahr. Dieſe ſind die Hauptſache; jene folgen nach!"

Sag mir, Inſpektor, wie willſt du ſie unterrichten?

„Wie die Natur uns unterrichtet. Was wir erleben, wird in unſerer Seele hell, deutlich, unverlöſchlich. Es kann jemand eine Theorie der Mechanik ſchreiben, und weiß nicht ein Orthoft Wein in den Keller zu ſchaffen. Zwar ſteht er an der Kellerthür, und ſpricht zum Erſtaunen ſeiner Leute von der ſchiefen Fläche; aber das Faß Wein bleibt ruhig liegen. Nun kommen ein Paar Kärrner, die nicht eine Sylbe von der Mechanik wiſſen; und die bringen das Orthoft in den Keller, als ob es Beine hätte. Da haſt du Wiſſen und Thun."

Willſt du denn das Wiſſen ausſchließen?

„Behüte mich Gott! Aber es iſt nicht ſo viel werth, als das Thun. Gelehrte wollen wir aus den Kindern fürs erſte nicht machen; und ihre letzte Beſtimmung iſt es eben ſo wenig. Gute, brave, nützliche Menſchen ſollen ſie werden, die für ſich und Andere mit Herz und Kopf arbeiten, die ein Paar Schrammen

in der Hand oder auch im Herzen nicht viel achten, die aber den Glauben an eine beſſere Zukunft in Zeit und Ewigkeit feſt halten; Menſchen, die dem Tode einmal fröhlich entgegen treten können, weil ſie wiſſen, daß ihre Heimath über den Sternen iſt. Dazu gehört Herz, Kraft, Glaube und Thun; nicht Spekuliren und leeres Wiſſen. Und fürs erſte, Freund Mühlenberg, ſollen ſie fröhliche Kinder ſeyn: nicht einmal gute Menſchen, nur gute Kinder; und ein fröhliches Kind iſt ein gutes Kind. Lernen müſſen ſie fürs erſte, zu gehorchen, Menſchen zu achten, und dann Menſchen zu werden; das heißt ..." —

Und bedürfen ſie dazu nicht der größten Ausbildung ihres Verſtandes, Inſpektor?

„Nun, eben das ſag' ich ja!"

Das ſagſt du?

„Das ſag' ich! Sieh, unſre Erziehung kommt mir vor, als ließe ich einen gelehrten Muſiker kommen; der ſetzte ſich dem Kinde gegenüber, und finge ſeinen Unterricht an. Das Kind lernt die ganze Theorie der Muſik, die Lehre von dem Generalbaß. Es weiß am Ende alles, nur kann es weder ſpielen noch

komponiren. Da lob' ich mir den Organiſten! Der ſtellt das Kind ans Klavier, legt ein Stück auf, erklärt, zeigt, und geht nicht eher weiter, als bis das Kind das machen, thun kann, was es lernt. Hole den erſten Tänzer aus Paris, und laß deiner Frau, die nie getanzt hat, die ganze Theorie der Tanzkunſt vortragen: ich ſtehe dafür, ſie tanzt dennoch nicht; und hätte ſie nicht tanzen ſehen, ſo würde ſie auch nicht einmal einen lebendigen Begriff davon haben. Der blinde Engländer lehrte, in Oxford, oder wo es ſonſt war, die Optik, die Perſpektiv, und hatte nicht einmal eine Vorſtellung von dem Lichte. Das iſt Wiſſen und Thun! Warum lernen unſre Knaben in den Schulen unter der Anleitung der gründlichſten Lateiner kein Latein, und bei einem Haſenfuß von Sprachmeiſter ganz ordentlich Franzöſiſch? (Daß die Lateiniſche Sprache ſo erſtaunlich viel ſchwerer ſeyn ſollte, als jede andere, iſt nicht wahr; die Römiſchen Bauern lernten ſie ja, wie unſre Kinder ihre Mutterſprache, in ein Paar Jahren.) Warum? Weil man das Latein mit der Theorie anfängt, und nicht, wie der Sprachmeiſter das Franzöſiſche, mit der

Ausübung. Da haſt du Wiſſen und Thun! Dieſer und jener ſchreibt das ſchönſte Syſtem der Moral, ließe ſich für die Wahrheit ſeiner Behauptungen foltern, und — in ſeinem Herzen ſieht es aus, als ob der Menſch gar keines ſittlichen Gefühles fähig wäre; in ſeinem Hauſe gehen Teufeleien vor, die ein ehrlicher Sackträger verabſcheuen würde, der im Stande wäre, dich zu fragen: was? ich hätte ein Gewiſſen? ich hätte Pflichten? Da haſt du Thun und Wiſſen! Weshalb, um dich a contrario aus dem Felde zu ſchlagen — weshalb ſchrieb Helvetius gegen die Freundſchaft, erklärte ſie für Eigennutz, und war doch einer der zärtlichſten, uneigennützigſten Freunde? Da haſt du Thun und Wiſſen!"

Alſo, mein edler Herr Inſpektor, iſt dir, wie es ſcheint, die Gelehrſamkeit nicht eine taube Nuß werth!

„Wer hat das geſagt? Ich habe nur von dem Unterſchiede des Thuns und Wiſſens geredet. Gelehrſamkeit, guter Freund, iſt mir das Ehrwürdigſte in der Welt; nur nicht immer die Gelehrten. Was wären wir Menſchen denn ohne die mühſame Ausbildung aller Wiſſenſchaften! Aber ich will ſagen: viele

Gelehrte ſind wie der Negerſklav, der den Zucker pflanzt, pflegt, wartet, auskocht, raffinirt, in Tonnen packt, und an die Schiffe ſchleppt, ohne ihn je in ſeinem Leben gekoſtet und ſich von etwas Andrem, als groben bittren Wurzeln, genährt zu haben; — oder wie der Bergmann, der das Gold aus der Erde holt, reinigt, ſchmelzt, ſcheidet, ohne je in ſeinem Leben ein Stück davon zu beſitzen. Das will ich ſagen, und folglich auch, daß Thun beſſer iſt als Wiſſen, daß wir alſo bei unſrer Kindererziehung nie Thun vom Wiſſen trennen dürfen, und daß wir die Theorie bis zuletzt aufſparen müſſen, weil eine Theorie eine Folge von Sätzen iſt, die man behalten kann, ohne ſie zu verſtehen, die man verſtehen kann, ohne ſie jemals anzuwenden. Sollen unſre Kinder einmal Gelehrte werden, welche ihr Brot und nicht ihre Tugend aus der Moral ziehen, welche die Geſchichte treiben, um Archivare, Hiſtoriographen oder Profeſſoren zu werden, und nicht edle Menſchen, die aus der Geſchichte lernen, was ein ſtarkes Herz kann, wenn es die Menſchen liebt: ſo müſſen wir freilich die Moral unter a b c und ſo weiter bringen,

und bei der Geſchichte ja niemals die Jahrszahl und das Datum vergeſſen. Das mein' ich, Mühlenberg, und das meinſt auch du. Die Phantaſie und das Herz ſind keine Krükken für einen lahmen Verſtand, ſondern der lebendige Athem, den der Menſch den Wiſſenſchaften einhauchen muß, wenn ſie nicht todt daſtehen ſollen, wie eine Ruine aus beſſern Zeiten. — Haben wir einander nun verſtanden?"

Mühlenberg ſchüttelte noch immer den Kopf. Wenn ich nur begreifen könnte, wie du Geſchichte lehren willſt, ohne Geſchichte!

Herrmann lächelte. „Wie ich Geographie gelernt habe. Mein erſter Lehrmeiſter war der alte Martin; und ich verſichre dir, ich hätte von Strabo, wäre ich auch ſieben Jahre bei ihm in der Lehre geweſen, nicht ſo viel (freilich nicht bloße Geographie) gelernt, als von dieſem Martin, der noch jetzt nicht begreifen kann, wie man die Erde am Himmel mißt, und ſich nichts Wahres, aber etwas Erhabenes dabei denkt. Er ſagte nehmlich, als einmal davon geſprochen wurde, mit gefaltenen Händen: nun, ich denke, wohl ſo, wie man das Leben mit der Todesſtunde mißt!"

Wir werden ja ſehen, ſagte Mühlenberg. Aber der Streit hob immer aufs neue an, und wurde zuweilen mit Hitze geführt, bis endlich Herrmann in Mühlenbergs Gegenwart eine Stunde nach ſeiner Methode unterrichtete. Nun, lieber Lange, ſagte Mühlenberg; das eben habe ich ja gemeint! — „So? Und was hab' ich denn gemeint?" fragte Herrmann. Beide hatten verſchiedne Worte gebraucht, und jeder im Grunde daſſelbe behauptet.

Der Kinder, die erzogen werden ſollten, waren fürs erſte vier: Hochfelds Sohn Karl, Herrn Caſtrans Tochter Sophie, Herrmanns Sohn Julius, und Mühlenbergs Tochter Luiſe. Sophie war ſchon vom dritten Jahre an weit öfter in Langens Hauſe, als bei ihrem Vater. Herr Caſtran hatte nichts dagegen; denn es war ihm ja eine Ehre, daß ſeine kleine Sophie Tag für Tag bei der gnädigen Frau ſeyn durfte. Sie glauben nicht, ſagte er zu ſeinen Bekannten, wie lieb die Leutchen mich haben! Wir ſind Ein Herz und Eine Seele. Herr von Lange geht mit mir um, wie mit einem Bruder. Sie ſollen ſe-

hen, ich mache durch ihn noch mein Glück; denn haben müſſen ſie ihn doch einmal in der Reſidenz. Mein kleines Mädchen iſst da, ſchläft da, und nennt die gnädige Frau: liebe Mutter.

Bald waren die vier Kinder bei Mühlenberg, bald bei Langen; jetzt wurden ſie im Garten, dann im Zimmer unterrichtet. Beide Mütter lehrten ſie leſen, und kleine Arbeiten machen. Nebenher lernten ſie mit dem Lineal, dem Zirkel, der Gartenſchnur, dem verjüngten Maaßſtab und der Meßkette umgehen. Sie mußten in Pappe arbeiten, und ſich im Garten kleine Beete anlegen. Das alles geſchah, um ihnen mechaniſche Fertigkeit der Hände, Augenmaß und Beurtheilungskraft zu verſchaffen. Erſt als ſie lange genug gemeſſen hatten, fingen ſie an zu zeichnen, und lernten es nun ſehr ſchnell. Sie baueten Häuſerchen von Pappe, Anfangs nur die äußeren Wände, dann aber auch inwendig ausgebauet und in Zimmer abgetheilt. Nun wurde ihnen aufgegeben, Herrmanns Wohnhaus nachzubilden. Sie fingen von dem einen Zimmer an, bauten das andre daneben, bis das un-

tere Stockwerck fertig war, und ſetzten dann auch das obere darauf. Die Verhältniſſe waren nicht beobachtet; indeß hatten die Kinder doch ihre herzliche Freude über das kleine Haus des Vaters.

Nun kam Mühlenbergs Haus an die Reihe, und man machte die Kinder aufmerkſam auf die Verhältniſſe der Zimmer gegen einander. Das Haus des Predigers war kein Viereck, ſelbſt einige Zimmer waren nicht regelmäßig. Die Kinder wollten das Häuschen gerade eben ſo haben, wie das große; denn Herrmann hatte ihnen unter den Fuß gegeben, daß ſie es dem Vater Mühlenberg zu ſeinem Geburtstage ſchenken ſollten: aber die Winkel machten Schwierigkeiten. Nun gab ihnen Herrmann den Transporteur in die Hände, und lehrte ſie Winkel meſſen. Das Haus wurde fertig, und endlich auch mit den Farben des großen angemahlt. Die Kinder freueten ſich über ihr Werk ganz unglaublich; ſie meinten geſpielt zu haben, und hatten dabei, ohne es zu wiſſen, eine Menge nützlicher Kenntniſſe bekommen. Jetzt ſollte auch Mühlenbergs Hof nachgebildet werden, was noch weit ſchwerer war.

Herrman half, wo die Schwierigkeit unüberwindlich ſchien, aber nur durch Fingerzeige und Verſuche. Karl zeichnete nun einen Grundriß des Hauſes, und dabei gab es neue Arbeit und neues Vergnügen. Dann wurde Herrmanns Garten ausgemeſſen, und ein Plan davon gezeichnet. So lernten die Kinder die Anfangsgründe der Trigonometrie, nebenher auch vieles aus der Naturgeſchichte, und ſehr oft, ſo wie ſich eine Veranlaſſung dazu fand, etwas aus der Phyſik. Es gingen Jahre darüber hin, und die vier Kinder, die für ihr Alter in der That recht viel wußten, fanden nichts natürlicher als ihre Kenntniſſe, die ihnen faſt gar keine Mühe gekoſtet hatten.

Bei dem allen wurde das Gedächtniß der Kinder nicht verſäumt. Herrmann fing das Franzöſiſche mit ihnen an, und war hierin allein der Lehrer, von dem auch ſeine erwachſenen Freunde mit lernten. Man las, man ſang, und trieb förmlich Muſik. Endlich mußten die Kinder auch beſtimmte Arbeiten liefern, die Mädchen weibliche, die Knaben bald Hand-, bald Kopfarbeiten. Aber dennoch blieben die meiſten Stunden dem Vergnügen gewidmet,

das freilich bei dieſen glücklichen Kindern im̃mer eine angenehme Beſchäftigung war.

Emilie drang endlich darauf, daß die beiden Mädchen mehr ſitzen, und oft auch ganze Stunden lang, von den Knaben getrennt, nur in ihrer oder der Predigerin Geſellſchaft ſeyn ſollten. Mühlenberg wollte den Kindern Einiges aus der Phyſiologie bekannt machen; Emilie war aber dagegen, daß auch die beiden Mädchen an dieſem Unterrichte Theil nehmen ſollten. Sie ſagte, nicht zu Mühlenberg ſelbſt, ſondern zu ihrem Manne, und ſanft erröthend: Mädchen dürfen nie in Gegenwart des männlichen Geſchlechtes von dem menſchlichen Körper nur reden hören; denn auch ihre Gedanken müſſen ſchamhaft bleiben. Was die beiden Mädchen davon wiſſen ſollen, das überlaßt uns Müttern. Auch dem Vater muß die Weiblichkeit der Tochter heilig ſeyn. Herrmann wagte es nicht einmal zu fragen, was Emilie thun, was ſie lehren wollte. Er küßte ihr mit liebevoller Achtung die Hand, und verſprach, Alles ihr ſelbſt zu überlaſſen.

Mühlenberg wollte ſeinen Plan nicht gern aufgeben. Er ſagte: ſie müſſen doch deutliche

Begriffe haben. „Das müſſen ſie nicht,“ erwiederte Herrmann, „wenn dieſe Begriffe ihnen den köſtlichſten Schatz, die höchſte Reinheit der Seele, koſten können. Meine Frau hat Recht, lieber Freund. Die Schamhaftigkeit eines Mädchens, das nicht auch gegen den Vater, gegen den Bruder ſchamhaft iſt, erkläre ich für Verſtellung, für Prüderie. Laß uns die zarte Blüthe, die von dem Hauche eines Wortes, von dem Blicke eines männlichen Auges, ſo leicht verwelkt, nicht antaſten!“

Es wurde nicht weiter an Mühlenbergs Plan gedacht, und Herrmann ſetzte es ſogar durch, daß der Unterricht in gewiſſen Kenntniſſen auch für die Knaben wenigſtens noch aufgeſchoben blieb. Emilie, und nach ihrem Beiſpiel auch ihre Freundin, würde, wenn ja eins der beiden Mädchen einmal etwas Unſchickliches gethan hätte, gewiß nicht geſagt haben: pfui, ſchäme dich! das iſt in Gegenwart der Knaben unſchicklich; du biſt ein Mädchen! ſondern ſie machte die Mädchen wirklich ſchamhaft. Beide mußten ſich oft waſchen. Sie führte aber eine nach der andern, nie Beide zuſammen, in ein halb dunkles Ka-

binet. Dann ging ſie ſelbſt wieder hinaus, ließ das Kind inwendig abriegeln, und es das Waſchen oder das Umkleiden ſo, ganz ſicher vor Ueberraſchung, verrichten. Emilie ſelbſt zeigte ſich immer ſchon früh Morgens völlig angekleidet, und hielt darauf, daß auch die Magd im Hauſe ſehr züchtig ſeyn mußte. Sie bezeigte ihren lebhafteſten Widerwillen gegen jede Ungezogenheit, die ſonſt wohl nicht geachtet wird; die Kinder durften z. B. an ihrer Kleidung nie anders, als ohne Zeugen, etwas verändern. Sie hütete die Knaben, wie die Mädchen, vor jedem ungezogenen Worte. Jene beſtrafte ſie für einen heftigen Ausbruch ihrer Leidenſchaft; aber die kleine Luiſe, die ſich einmal ohne Scheu in Gegenwart der Andern einer dreiſten Heftigkeit überließ, nahm ſie ſchnell auf den Arm, und trug ſie in ein entferntes Zimmer. Hier küßte ſie das erſtaunte Kind, und ſagte mit rührender Stimme: Gott Lob, meine liebe Luiſe! noch hat keine von den Mannsperſonen gemerkt, was du thun wollteſt; du hätteſt ſonſt dein Auge nicht wieder gegen ſie aufſchlagen dürfen. O, ich bitte dich, Kind, nimm dich ja in Zukunft in Acht,

daß du ihnen nicht zum Abſcheu wirſt! — Die kleine Luiſe fing an zu weinen, und war von dem Augenblicke an höchſt aufmerkſam auf ſich.

So vertraulich die Kinder unter einander lebten, ſo hätte man doch an ihrem Betragen die Geſchlechter auf den erſten Blick unterſcheiden können, auch wenn ſie gleich-gekleidet geweſen wären. Herrmann arbeitete dahin, den beiden Knaben die höchſte Achtung für das weibliche Geſchlecht beizubringen; und ſein Beiſpiel, ſo wie Emiliens ſanfte Hoheit, und die ſtille Güte ihrer Freundin, bewirkte das ſehr früh bei ihnen. Ein Fehler gegen Emilien oder Mühlenbergs Frau, beſonders Unbeſcheidenheit gegen die beiden Mütter, wurde doppelt geahndet, doch freilich nur durch Worte.

Baſe Eliſabeth ſchüttelte wohl hundertmal den Kopf über Herrmanns Erziehung; aber ſie ließ ſich doch die Ehrfurcht ſehr wohl gefallen, welche die Kinder ihrem Alter erwieſen. Es koſtete Herrmannen große Mühe, ſie zu überzeugen, daß der Unterricht nicht mit den Kirchengeſängen angefangen werden müſſe; denn ſie verlangte durchaus, daß die Kinder jede Woche einen Geſang auswendig lernen ſollten. Er

mochte die längſten, ſeltſamſten Reden halten, (das einzige bewährte Mittel, die Baſe Eliſabeth von etwas abzubringen): ſelbſt das half in dieſem Falle nichts. Eliſabeth weinte zwar, und drückte Herrmannen die Hand; doch ſagte ſie: ich wollte gern ſchweigen; aber ich darf nicht. Herr Vetter, vielleicht ſteh' ich ſchon morgen vor Gottes Thron; ich kann keine Sünde mehr auf mein Gewiſſen laden. Man muß Gott mehr gehorchen, als den Menſchen, Herr Vetter!

Herrmann redete ſich faſt müde, um ihr zu beweiſen, daß Gott kein Singen befohlen habe; aber da belehrte ſie ihn bald eines beſſern! Sie führte wohl dreißig Pſalmen an: „Lobſinge den Herrn, meine Seele! Singet dem Herrn ein neues Lied! Spielet ihm auf Pſaltern!" Kurz, ſchloß ſie endlich, die Kinder müſſen Geſänge lernen.

„Die lernen ſie ja, Baſe!"

Ja, ja! Aber welche? Da ſitzt es. Aus einem Buche, das nicht einmal ſchwarz eingebunden iſt.

„Ich will es ſchwarz einbinden laſſen, Baſe!"

Eliſabeth blieb ſo feſt bei ihrem Sinne, daß Herrmann endlich unmuthig wurde. Der alte Martin meinte, als er das bemerkte: nun, die Geſänge der Mamſell mögen wohl ziemlich verwirrt ſeyn. Aber, Sie ſagen ja, meine Erklärungen von Länge und Breite wären das auch geweſen; und es hat Ihnen doch Gott Lob nicht geſchadet.

„Du nimmſt ihre Parthei?" fragte Herrmann verwundert.

Hm! die Parthei des Singens nicht; denn ich bin gewiß, man kann gut und ſelig werden, ohne, wie eine Lerche, oder wie die Mamſell, den ganzen Tag zu ſingen. Aber die Angſt der Baſe geht mir nahe. Es iſt doch rührend, daß ſie, ſo gern ſie auch nachgeben will, doch feſter an Gott hält, als an uns. Liegt denn ſo viel daran, lieber Herr Inſpektor? Die ſelige Großmama ſang doch auch, und ... Die arme Mamſell, mit ihrer Angſt vor Gott, geht mir nahe.

Herrmann wurde nachdenkend; und hätte ſich mit der Baſe ein Vergleich über eine Auswahl von Geſängen treffen laſſen, ſo würde er vielleicht nachgegeben haben. Doch jetzt

wollte er die Baſe ganz beſiegen. Sie aber machte ſich, um des Hausfriedens willen, heimlich an den kleinen Karl, weil der, als ein beſonders in Sünden empfangenes und gebornes Kind, nach ihrer Meinung in noch größerer Gefahr ſtand, als die übrigen. Da Herrmann und der Prediger hauptſächlich darin fehlten, daß ſie den Kindern nicht ein Wort von ihrer verderbten Natur ſagten, ſo wählte ſie natürlicher Weiſe zuerſt einen Geſang vom menſchlichen Verderben. Du ſollſt einen ſchönen Geſang lernen, mein Söhnchen, hob ſie an; lies mir doch vor. Karl las: „Wie groß iſt meine Miſſethat,“ ꝛc. Der Knabe ſah ſie ein Paarmal verwundert an; doch las er weiter. Beim Ende der zweiten Strophe fragte er: „wer hat denn das Lied gemacht, Baſe? Das muß ja ein ſehr böſer Menſch geweſen ſeyn!“ Die Frage brachte die Baſe in einige Verwirrung. Ei, ſagte ſie, ſo ſind alle Menſchen, lieber Karl, gegen Gott gehalten. Das Lied hat ein frommer Mann gemacht. Karl las weiter, und ſchüttelte den Kopf. Bei den Zeilen:

Ich bin im Sünden-Orden
Ein Bild des Satans worden!

legte er das Buch hin, und ſagte: „Aber, liebe Baſe, wozu ſoll ich denn das Lied lernen? Davon paßt ja kein Wort auf mich. Es muß ein erſtaunlich böſer, oder ein erſtaunlich dummer Menſch geweſen ſeyn, der es gemacht hat; oder er mag es wohl für recht böſe Leute gemacht haben. Aber ſo ſchlecht iſt doch wohl kein Menſch in der Welt.”

Die Baſe erröthete; bald fing ſie aber an zu predigen, daß er, Karl, ſelbſt ein böſer ſündiger Menſch ſey. Das nahm der Kleine übel; und als ſie es fort behauptete, fing er an ſo bitterlich zu weinen, daß Eliſabeth nicht wußte, wie ſie ſich aus der Schlinge ziehen ſollte.

Mein Söhnchen, ſagte ſie endlich; auch ich bin eben ſo, wie der Geſang ſagt: gerade eben ſo! — Der Knabe hörte vor Schrecken auf zu weinen, ſchauderte, und ſagte zweifelnd: „Baſe, iſt das wahr? Sie wären wie der Satan?” — Die Angſt der Baſe nahm fürchterlich zu; aber ſie glaubte, feſt bleiben zu müſſen. Ja! ſagte ſie großmüthig, und machte ſich zum Opfer der Frömmigkeit. Der Knabe nahm das Geſangbuch wieder auf, las ihr vor, that Fragen, und ſah ſie bei jeder feſt an: „Was,

Baſe? Sie lögen ſo entſetzlich, wie hier ſteht?" — Ja, mein Sohn. — „Herr Gott! Auch rachgierig, geitzig wären Sie, Baſe?" — Ja, mein Sohn. — Der Knabe ſah wieder in das Buch, erſchrak, zeigte es ihr hin, und ſagte: „Leſen Sie doch! auch das hätten Sie gethan?" — Nein, das habe ich nicht, ſagte hier Eliſabeth, faſt zernichtet durch die Fragen. Aber mein Sohn, fuhr ſie fort: das alles ſind deine Mutter und dein Vater auch; alles! — „Das iſt nicht wahr!" rief der Knabe heftig; „und ich weiß nicht, wie Sie ſo von meiner guten, frommen Mutter reden können. Aber Sie haben ja," ſetzte er erbittert hinzu, „erſt dieſen Augenblick geſagt, daß Sie ſo entſetzlich lögen; und ſo . . ."

Die Baſe Eliſabeth unterbrach ihn, und in ihrem Aerger würde ſie ihn geſchlagen haben, wenn er ſich nicht geſchwind zurückgebogen hätte. Wart, rief ſie; ich will dich höflich ſeyn lehren!

Baſe, ſagte das Kind: bin ich unhöflich geweſen, ſo iſt es ja das Lied noch mehr; und Sie ſagten doch, es wäre alles, was darin ſteht, wahr.

So lief die erſte dogmatiſche Stunde ab, welche Baſe Eliſabeth gab. Der andern Kinder konnte ſie nicht allein habhaft werden; ſie verſuchte daher ihr Heil noch einmal an Karln, der ſchon ſehr großen Widerwillen gegen das ſchwarze Buch hatte, indeß der Baſe doch gehorſam war. Er mußte leſen: „Durch Adams Fall iſt ganz verderbt,“ ꝛc. Die Baſe fing nun an zu erklären. Karl fragte dazwiſchen, fand ſich durch die Antworten, die er bekam, nicht befriedigt, und blieb dabei: „Baſe, das glaube ich nimmermehr. Und das Buch mag ich nicht leſen, wenn es der Vater nicht befiehlt.“ Die Baſe wurde ſehr unwillig; aber ſie bewies nichts. Der Knabe behauptete: Adam könne unmöglich ſo klug geweſen ſeyn, wie Eliſabeth ihn mache, oder nicht ſo ſchuldig. Abends bei Tiſche erzählte nun Karl zu Herrmanns großem Erſtaunen von der Schlange, von Adam, von Eva, von einem Garten, u. ſ. w.

„Gut,“ ſagte Herrmann ruhig, „daß du mich daran erinnerſt. Morgen will ich euch erzählen, wie es mit den erſten Menſchen eigentlich zugegangen iſt, und wie ſie gelebt ha-

ben. Denn ſeht, Häuſer, Pflüge, Eggen, Kähne, Tiſche und Stühle hatten ſie noch nicht; das alles haben die Menſchen erſt heraus denken müſſen. Sie lebten ganz anders als wir, hatten nicht einmal Kleider, und . . ." — gingen nackend, wollte er ſagen; Emilie blickte ihn aber erröthend an, und er ſchwieg.

Der Herr machte ihnen Kleider von Fellen, ſagte Eliſabeth. Aber Emilie hatte die kleine Sophie, die mit am Tiſche ſaß, ſchon angeredet, ſo daß ſie es nicht hörte.

Nun mußte Herrmann, durch die Lieder der Baſe genöthigt, die Geſchichte der Menſchen mit den Kindern anfangen, ſo gern er ſie auch noch ausgeſetzt hätte. Der Apparat zu dieſem Unterrichte war ſchon da: eine Kugel mit weißem Papier überzogen, etwa zwei Ellen im Durchmeſſer, die dazu gedient hatte, den Kindern die mathematiſche Geographie (noch immer Herrmanns Lieblingsfach aus ſeiner Jugend her) beizubringen. Auf dieſe Kugel war weiter nichts gezeichnet als Meridiane, der Aequator und die übrigen Kreiſe, nebſt den Graden der Breite und Länge.

„Dieſe

„Dieſe Kugel iſt der ſinnliche Gegenſtand der Geſchichte," ſagte Herrmann; und Mühlenberg war begierig, den Unterricht zu hören.

Die Kugel hing in der Mitte des Zimmers an der Decke, der Aequator gerade vor den Augen der Kinder, die mit der leidenſchaftlichſten Erwartung da ſaßen. Herrmann, der einige Taſſen mit Farben und Pinſeln neben ſich ſtehen hatte, hob an: „Wahrſcheinlich haben die erſten Menſchen hier gewohnt. (Er machte mit einem Pinſel auf der weißen Kugel einen grünen Fleck.) Zuverläſſig weiß ich das nicht, und Niemand kann es zuverläſſig wiſſen. Ich will euch ſagen, warum." Er ſetzte den Zeitpunkt der hiſtoriſchen Gewißheit mit der Erfindung und Verbreitung der Schreibekunſt feſt, und zeigte den Kindern, daß die Tradition alles habe ungewiß machen müſſen, und daß Anfangs auch nicht einmal Tradition möglich geweſen ſey. Die Kinder hingen mit den Augen immer an dem grünen Fleck auf der Kugel; da er aber nicht eher wieder an die Reihe kam, als bis ſie den Unterricht über Tradition und Schreibekunſt gefaßt hatten, ſo merkten ſie ſich alles, um nur bald mehr zu hören.

Herrmann legte den Wohnplatz der erſten Menſchen zwiſchen den Euphrat und den Tigris, und ſchilderte ſie als erwachſene Kinder: ohne Geiſt, ohne Willen, und nur ſinnlich. Die Menſchen vermehrten ſich, blieben aber noch Fruchteſſer. Die Sprache mußte allmählig entſtehen. Bei den erſten allgemeinen Begriffen, die der Menſch faßte, kam auch die Vernunft in Wirkſamkeit. (Hier gab es wochenlange Digreſſionen über Inſtinkte, Triebe, Sinnlichkeit, Verſtand und Vernunft.)

Herrmann ließ die erſten Menſchen an den Ufern beider Flüſſe immer Früchte ſuchen, eſſen, trinken, ſchlafen und ſich vermehren, bis die Kinder die Digreſſionen, welche er vorher mit Mühlenberg durchſtudierte, gefaßt hatten. Bei Gelegenheit wurden Boden, Klima, Pflanzen und Thiere dieſes Erdſtriches mitgenommen. Die beiden Flüſſe waren ſchon, als die Gränzen des Menſchengeſchlechts, auf die Kugel gezeichnet, und zwar richtig; aber nicht bis zu ihren Quellen, nicht bis an ihre Mündungen.

Durch Mangel an Früchten wurden die Menſchen nun Jäger und Fiſcher. (Hier betrachtete Herrmann die Erfindungen, welche zu

dieſen beiden Gewerben erforderlich waren.) Mit den neuen Gewerben bereicherte ſich die Sprache. Noch war kein Menſch über einen der beiden Flüſſe gekommen; aber einſt ſchwamm ein hohler Baum im Waſſer, und nun wagte es ein kühner Mann, das andre Ufer zu beſuchen. So entdeckte man neues Land, und auch das Meer, (deſſen Küſte nun auf die Kugel gezeichnet wurde.) Die Vernunft wird immer wirkſamer; Glück oder Noth ſchaffen die erſten Keime der Religion. Das Wild vermindert ſich, und die Jäger werden Viehhirten. Doch bald haben nicht alle mehr Raum; es ſchwärmen Jägerſtämme nach allen Seiten, und bevölkern die Erde. Bis jetzt ſind nur Zelte die Wohnungen. Das Eigenthum entſteht, mit ihm die Tugenden und Laſter der Menſchen. (Der Ackerbau machte den Uebergang in die politiſche Geſchichte, die indeß noch immer mehr Geſchichte der menſchlichen Kultur blieb.) Es entſtehen Dörfer, Städte, Schiedsrichter und Beherrſcher. Je weiter Herrmann erzählte, deſto weiter ging auch ſein Pinſel; doch blieben die Länder ohne Gränzen, ſo lange er nicht Menſchen dahin

brachte. Nun wurden Klein-Aſien, Aegypten und die Inſeln zwiſchen Europa und Aſien gezeichnet, und immer die Naturgeſchichte jedes Landes mitgenommen. Alles ſtand lebendig vor den Seelen der Kinder da.

Endlich wurde Griechenland, nebſt Sicilien und einigen Küſten von Italien, gezeichnet. Geſchichte und Pinſel gingen immer zuſammen, und zwar ſehr langſam; denn dieſer Unterricht umfaßte beinahe alle Wiſſenſchaften, alle Erfindungen, alle Irthümer, und das Steigen der Menſchen zur Vollkommenheit.

So trug Herrmann die Geſchichte vor; und man denke, wie tief ſie ſich den Seelen der Kinder eindrücken mußte! Sie hätten ganze Tage an der Kugel ſitzen mögen, und ſie jauchzten darüber, daß noch ſo viel Raum auf der Erdkugel war, wo Menſchen ſich ausbreiten konnten.

Die Küſten des Mittelländiſchen Meeres waren gezeichnet; aber im Norden, Süden, Oſten und Weſten blieben viele unbekannte Gegenden übrig, von denen die Kinder noch nicht wußten, ob es Meere oder Länder wären. Sie jauchzten, wenn Herrmann den grü-

nen Pinſel nahm, um ein Land anzuſetzen, und trauerten, wenn er mit dem blauen wieder ein Meer bezeichnete. Die Berge, welche braun gemahlt wurden, erregten immer ſehr lebhafte Freude; denn hinter ihnen wohnten gewöhnlich Menſchen mit andern Sitten. So zeichnete Herrmann ein Land, ein Gebirge, einen Fluß, ein Meer nach dem andern, wie es in der Geſchichte bekannt wurde. Zur Wiederholung ſeines Unterrichtes laſen die Knaben Einiges aus alten Geſchichtſchreibern in den Grundſprachen, und die Mädchen in Franzöſiſchen Ueberſetzungen. — Im Oſten kam endlich Hindoſtan unter Alexander, im Norden Deutſchland und Gallien unter Cäſar zum Vorſchein. Deutſchland! riefen die Kinder jubelnd: Deutſchland! Aber nur ein ſchmales Stückchen am Rhein und der Donau wurde grün. Es ging ſehr langſam; denn der Anfangs ſo kleine Bach der Geſchichte war ein ungeheurer Strom geworden, deſſen Ufer ſich dem Auge entzogen. So dauerte dieſer Geſchichts-Curſus mehrere Jahre fort, und verſchlang den ganzen übrigen Unterricht; denn Herrmann ging nicht eher weiter, als bis Alles, was die Menſchen

erfunden und gethan hatten, erklärt war. Wann, fragten die Kinder, wann wird doch Amerika kommen? Was liegt auf der andern Seite? was gegen Süden? Und Herrmann war noch bei Karln dem Großen.

Bei jedem Edlen, jedem Tugendhaften, verweilte er ſtundenlang: denn die Geſchichte ſollte auch eine Schule der reinſten Sittenlehre für die Kinder ſeyn; aber mit Sokrates ließ er ſie einen ganzen Monat leben. Er führte ſie Schritt für Schritt an Sokrates Seite bis zu dem Giftbecher, zeigte ihnen die Schwierigkeiten, mit denen dieſer große Lehrer der Griechen zu kämpfen, die Siege, die er über ſich ſelbſt zu gewinnen, die Aufopferungen, die er zu machen hatte. Dann verglich er ihn mit Alexander, und machte den Kindern anſchaulich, daß der Letztere nicht ſo viel Muth, Standhaftigkeit und Größe des Charakters bedurft habe, um Aſien zu erobern, als Sokrates, um ſich ſelbſt zu beſiegen. In ihre Bewunderung des Macedoniers miſchte ſich Abſcheu; doch Sokrates bewunderten ſie mit Thränen der Liebe.

Aber nie verlor Herrmann das menſchliche Geſchlecht über die Tugenden des Einzelnen aus

den Augen. Er zeigte den Kindern immer, wie die Kultur unter tauſend Geſtalten die Völker beſucht; wie die Geſetzgebung fortſchreitet, allgemeiner wird, mehrere Völker umfaßt, und dann mit den größten Reichen wieder verſchwindet, um andern ungeſtalteren Formen Platz zu machen, die aber endlich das alte Gute mit neuem vereinigen; wie Ehrgeitz, Herrſchſucht, Blutdurſt, Schwelgerei und Luxus ein Band nach dem andern um die Völker ſchlingen, und in den ſegnenden Händen der Vorſehung zu Mitteln einer höhern Vernunft-Kultur werden; wie die vielen Formen der Geſetzgebung, der Regierungen, der Religionen die Menſchen tolerant und aufmerkſam auf das Beſſere machen; wie der Aberglaube in ſeiner häßlichſten Geſtalt den Keim des beſſern Glaubens enthalten mußte. So ſahen die Kinder in der Geſchichte freilich die menſchlichen Thorheiten und Verbrechen, aber auch die ſegnende Güte der weiſen Vorſehung, und lernten ſie mit Demuth verehren.

Während ſich hier um zwei Familien die Bande der innigſten Freundſchaft mit jedem Tage enger zuſammen zogen (Karl und Ju-

lius waren die innigſten Freunde, und Sophie und Luiſe hingen mit ſanfter, zärtlicher Liebe an einander); während hier das häusliche Glück eine Freude nach der andern ſchenkte; während Herrmann in Emiliens Armen tauſendmal ausrief: wie glücklich bin ich! — während deſſen wurden in der Reſidenz die Bande der Freundſchaft durch Habſucht und Eitelkeit zerriſſen. Der Kammerherr von Flinsberg beſuchte die Frau von Anfurth jeden Winter, legte es darauf an, im Nothfalle an ihr eine Hülfe zu behalten, und ſpielte ſeine Rolle ſo gut, daß er nach einigen Jahren, Trotz den Kabalen des Kapitains, ihre Hand davon trug.

Der Kapitain wurde vor Schrecken über die Nachricht bleich, und der Kammer-Direktor wollte verzweifeln; aber es war nicht zu ändern. Die Anfurth behauptete, der Kammerherr liebe ſie mit der größten Zärtlichkeit. Der Kapitain machte ihr beſcheidne Vorſtellungen; da ſie ihn aber mit Hohnlächeln anhörte, und da er ſah, daß ihr Vermögen für ihn verloren war: ſo veränderte er plötzlich die Rolle des ehrfurchtsvollen Neffen, die er bis hieher ge-

ſpielt hatte, und ſagte ihr geradezu: ſie ſey eine alte Thörin, die ſich durch ihre Heirath lächerlich mache. Sie gerieth in Wuth, und es gab eine ganz gemeine Scene des pöbelhafteſten Zankes.

Der Kammer-Direktor wollte nach ſeiner Gewohnheit zum Frieden reden; aber der Kapitain ſagte ihm ſelbſt die größten Härten über ſeine Unbeſonnenheit, dem Erbprinzen ſolche große Summen zu leihen. Der arme Mann ſtand gedemüthigt vor ſeinem Sohne da, und ſah ihn traurig an. Endlich, als dieſer nicht aufhörte, ihm die bitterſten Vorwürfe zu machen, rief er ſchmerzlich: o! mein Sohn Herrmann! du würdeſt mich jetzt tröſten, du würdeſt mich doppelt lieben! und dieſer . . . — O, du hatteſt Recht! Mein guter Herrmann, du hatteſt Recht!

Der Kapitain, der jetzt beinahe nur von ſeiner Gage leben mußte, machte alles im Hauſe durch ſeine üble Laune unglücklich, und ließ ſie beſonders ſeine Eltern empfinden. Der Kammer-Direktor hätte gern das gute Vernehmen mit ſeiner Schwägerin wieder hergeſtellt, weil er mehr Feinheit zu haben glaubte, als Flins-

berg; der Kapitain aber, der dieſen beſſer kannte, ſah nicht die mindeſte Hoffnung mehr, und wollte nun Rache. Er breitete die ſeltſamſten Gerüchte über die Heirath ſeiner Tante aus, und ſo beſchleunigte er, was freilich auch ohnedies geſchehen wäre: daß die Tante ihrem Manne durch eine unwiderrufliche Schenkung unter Lebenden ihr ganzes Vermögen zuſicherte.

Der Kapitain verlangte nun, daß ſein Schwager Rolfs ihm Rechenſchaft von den jetzt ſchon bezahlten Forderungen ſeines Vaters geben ſollte. Rolfs lächelte, verſprach, und hielt nichts. Als der Kapitain auf eine beſtimmte Erklärung drang, glaubte er zu bemerken, daß Rolfs ſich vor Herrmann mehr fürchte, als vor ihm. Nun drohete er mit ſeinem Bruder, und Rolfs wurde geſchmeidiger, doch ohne ſich auf eine Erklärung einzulaſſen, wie es eigentlich ſtände.

Jetzt ſchrieb der Kapitain an Herrmann; und dieſer antwortete: „So lange unſer Vater lebt, habe ich an Rolfs keine Anſprüche; und wenn er ſelbſt keine macht, ſo habe ich überhaupt keine.“ Der Kapitain ſetzte ſich nun zu Pferde, beſuchte ſeinen Bruder, und

bat ihn, ſich doch, um ſeiner Kinder willen, der Sache anzunehmen. „Ich habe keine Zeit dazu,“ erwiederte Herrmann. — Was haſt du denn ſo Nothwendiges zu thun? fragte der Kapitain. — „Meine Kinder zu lehren, wie ſie Reichthum entbehren können.“ Der Kapitain bat ihn, doch wenigſtens einen drohenden Brief an Rolfs zu ſchreiben; Herrmann ſagte aber: „ich drohe niemals, wenn ich nicht Willens bin, meine Drohungen auszuführen.“ Alle Bemühungen des Kapitains, ſeinen Bruder zu reitzen, waren vergeblich; Herrmann blieb bei der Verſicherung: „ich bin glücklich, und will nichts weiter.“ Nun entdeckte ihm der Kapitain, wie Rolfs ihn bei Hochfeld verläumdet habe. „In der That, Bruder,“ ſagte Herrmann; „da hat er mich etwas ſagen laſſen, das ich wenigſtens dachte. Aber — wie kommſt du denn dazu, das zu wiſſen?“

Der Kapitain gewann durch ſeine Reiſe nichts als den Verdruß, ſich abgewieſen zu ſehen, und Zeuge von dem Glücke ſeines Bruders zu ſeyn, den er ſo unglücklich hatte machen wollen. Als Rolfs erfuhr, daß der Kapitain bei Herrmann wäre, wurde er beſorgt; denn

er fürchtete ſich vor dieſem noch immer. Da abe der Kapitain nach ſeiner Rückkehr nicht drohete, ſo behandelte Rolfs ihn mit Verachtung. Die ganze Folge der Verhandlung war, daß der Kapitain den Umgang mit ſeinem Schwager abbrach, wofür er denn bei dem erſten Avancement übergangen wurde. Der unglückliche Vater, den ſein Sohn despotiſirte, verlor nun auch den Umgang ſeiner weniger ſchlechten Tochter, und behielt nur den Umgang des Sohnes, der ihn quälte.

So waren die Herzen der Familie getrennt. In Langens Hauſe, das ehemals ein Aufenthalt der Größe, der Pracht, der ſtolzeſten Hoffnungen geweſen war, wohnte jetzt bettelhafter Prunk, Troſtloſigkeit, Mißmuth und Feindſchaft. „Ach, mein Sohn Herrmann!“ ſeufzte der Kammer-Direktor an jedem Tage; er durfte es aber nicht wagen, dieſen Seufzer laut werden zu laſſen, wenn er nicht die bitterſten Vorwürfe von dem Kapitain hören wollte, der ſeinen Bruder nach der abſchlägigen Antwort noch mehr haßte, als zuvor.

Die Tante bemerkte bald, daß ſie eben nicht wohl daran gethan hatte, Frau von Flinsberg

zu werden. Ihr Mann hatte die liebenswürdigſten Eigenſchaften, aber nur für Fremde. Sie ſah an ſeinen Mienen, ſie hörte ſogar an manchem Worte von ihm, daß ſie zu lange lebte. Jetzt bereuete ſie es, ſich durch eine Schenkung unter Lebendigen von ihm abhängig gemacht zu haben. In ihrer Troſtloſigkeit ſuchte ſie die Freundſchaft mit ihrer Schweſter wieder anzuknüpfen; ſie wurde aber mit Kälte empfangen, und mit Spott zurückgeſtoßen. Auf einer Reiſe, die ſie mit ihrem Manne machte, und die ſie nahe bei Herrmanns Wohnorte vorüber führte, traf ſie ihren Neffen in Amtsgeſchäften. Er näherte ſich ihr mit Ehrerbietung, und äußerte unverſtellte Freude, als ſie ihm, freilich mit ſchwerem Herzen, ſagte: ich lebe recht glücklich. Sie äußerte nun, daß ihr Mann Herr ihres ganzen Vermögens ſey; und er blieb unverändert ehrerbietig.

Auf der Rückreiſe, die ſie allein machte, beſuchte ſie ihren Neffen, und wurde von ihm, ſo wie von Emilien, mit zärtlicher Liebe aufgenommen. Beide behandelten ſie mit einer ſo zarten Schonung ihres jetzt nicht mehr verhehlten Unglücks, daß die Tante zum erſten Male fühlte:

Liebe ſey doch wohl mehr werth, als Rang und Gold. „O Herrmann, Herrmann!“ ſeufzte ſie, als ſie in den Wagen ſtieg, der ſie wieder zu dem Aufenthalt ihres Unglücks bringen ſollte. Selbſt Julchen, die jetzt Mutter zweier Kinder, und die angeſehenſte Dame am Hofe war, ſeufzte zuweilen, mitten unter der Pracht, die ſie umringte: „Herrmann! Herrmann!“ wenn ſie eine neue Bosheit ihres Mannes entdeckte, wenn er über ihre Eltern, oder ihre Brüder bitter ſpottete, ihre Mutterliebe lächerlich machte, und ſie bei jeder ſittlichen Aeußerung für eine Heuchlerin erklärte.

Herrmanns Glück ſtieg von Tage zu Tage, ſo wie ſich die Tugenden und die Talente der Kinder mehr entwickelten. Die zärtlichſte Freundſchaft, die reinſte Bildung des Geiſtes und des Herzens vereinigte ſie alle, und gab ihrem Glücke Sicherheit. Karl, den noch immer Jedermann für Herrmanns und Emiliens Sohn hielt, (ſo wie er ſelbſt es zu ſeyn glaubte, weil Baſe Eliſabeth ſich durch Emiliens unwiderſtehliches Bitten abhalten ließ, das Gegentheil zu verrathen) — Karl war ein edler Jüngling geworden, und Julius ſtand ihm

nicht nach. Emilie hatte immer fortgefahren, über die beiden Mädchen mit der Sorgfalt einer Mutter zu wachen. Sie waren ſchon vorher nur ſelten mit den Jünglingen allein geweſen; und jetzt konnten ſie es noch weniger ſeyn, da die kleine Caſtran die Haushaltung ihres Vaters beſorgte, und da auch Luiſe mehr zu Hauſe bei ihren Eltern blieb, um für die jüngeren Geſchwiſter zu nähen und zu ſtricken. Freilich hatten die Eltern heimlich den Wunſch, daß ſie die vier Herzen eins für das andere gebildet haben möchten; ſie überließen indeß die jungen Leute ſich ſelbſt, und nie, auch nicht einmal in den Stunden der vertraulichſten Liebe, verriethen ſie ihre Wünſche. Martin behauptete zuweilen, man müſſe den jungen Leuten ein wenig zurecht helfen; allein er brauchte nicht zu ſorgen: die Natur that das ſchon, ohne ſeiner zu bedürfen. Die Eltern würden auch bald die Erfüllung ihrer Wünſche geſehen haben, wenn es den beiden Paaren an Vertrauten gefehlt hätte; aber jetzt konnte Emilie nicht Sophiens Vertraute werden, weil es Luiſe war, und Herrmann erfuhr Karls Geheimniß nicht, weil Julius es ſchon wußte.

Karl verſchwieg ſeine erwachende Liebe zu Sophien ſehr lange; er ſtellte ſich ſogar kälter gegen ſie, als er es zu ſeyn nöthig gehabt hätte, wenn er auch nur ein bloßer Bekannter von ihr geweſen wäre. Sophie ihrer Seits behandelte ihn mit einer feinen Achtung; aber ihr Vertrauen ſchien Julius in einem höheren Grade zu beſitzen. Martin brach endlich die Bahn. Eines Tages, als die jungen Leute zuſammen im Garten waren, bemerkte er, daß Karl nur einzelne Worte mit Sophien ſprach, ſie hingegen ſich immer an Julius wendete. Nun wurde ihm bange; denn er hatte Sophien für Karl, und Luiſen für Julius beſtimmt. Gegen Abend begleiteten ihn die beiden Jünglinge unter die Ulmen, die hinter dem Garten ſtanden, und hier ſetzte er ſich zwiſchen ihnen nieder.

„Sagt einmal,“ hob er an: „könnten wir wohl glücklicher ſeyn, als wir ſind? Gott mag wiſſen, Kinder, womit ich alter Mann es verdient habe, daß mir die letzten Tage ſo bei friſchem Winde und glatter See hingehen. Drei und achtzig Jahre bin ich alt. Ich kann alle Tage ſterben; aber ich möchte wohl noch

Einen

Einen Tag erleben, nur noch Einen!" — (Er ſah ſtill vor ſich hin; Karl that eben das.) Julius fragte lächelnd: welchen denn, Vater Martin? — „Fragſt du noch, Herzensjunge? Da iſt Mamſell Sophie . . ." — Karl erröthete bei dem Nahmen. — Was ſoll die? fragte Julius. — „Sie iſt ein Jahr älter als du, Julius. Ihr taugt nicht für einander. Kinderchen, ich möchte nur einen Augenblick der liebe Gott ſeyn; ihr ſolltet recht glücklich werden! Seht, das Bißchen Blut, das mir noch durch mein altes Herz läuft — ich hätte es immer gern hingegeben für den Papa und die Mama. Sie haben ſich nun, und ſind glücklich. Kinder, laßt mich alten Mann doch, ehe ich ſterbe, noch erfahren, daß auch ihr ſo glücklich ſeyn wollt! Karlchen," (er trocknete ſich Thränen aus den Augen) „du mußt nur recht freundlich mit Mamſell Sophie ſeyn; aber das biſt du nicht. Sie iſt ſeelengut, und ſchön wie ein heiliger Engel! . . . Kinderchen, es muß heraus. Ich thue vielleicht Unrecht; aber — ſie bedenken nicht, daß ich ein alter, ſchwacher Mann bin. Ja, der Papa kann's abwarten, die Mama auch; aber ich? Eure Eltern

wünſchen, daß du, Karl, einmal Sophien heimführen möchteſt, und du, Julius, die kleine Luiſe." — Wünſchen? fragte Karl, und ſeine Wange glühete von einem ſchnellen Feuer; aber er ſchlug ſogleich die Augen nieder, und ſchwieg. Der Matroſe verſtand das Schweigen unrecht. „Ja, ſie wünſchen es, Karl. Du könnteſt den Wunſch deiner Eltern wohl erfüllen, und würdeſt gewiß das gute Kind am Ende lieben." (Er ſah nicht, wie Karls Bruſt ſich hob, und wie ein Strahl der Freude aus ſeinem Auge hervorbrach, daß ſein heißeſter Wunſch auch der Wunſch ſeiner Eltern war.) „Ich bitte dich, mache deinen Eltern die Freude, wenn es dir möglich iſt. Das Herz läßt ſich freilich nicht zwingen. Und wenn es denn nichts iſt; nun, ſo kann ich auch ſterben, ohne dieſe Freude mit in das Grab zu nehmen. Aber beſinne dich, Karlchen!"

Jetzt ſtand der Alte auf, und ging hinein, weil es ihm zu kühl wurde. Die beiden Jünglinge blieben noch. Karl ſaß unruhig, mit Falten auf der Stirn; Julius näherte ſich ihm, und fragte zärtlich: Bruder, darf ich ſagen, was du fühlſt? Karl blickte ihn wehmüthig an,

und drückte ſeine Hand. Julius beugte ſich an ſein Geſicht, und ſagte leiſe: du liebſt Sophien! Karl umfaßte ihn heftig, und drückte ihn an ſeine Bruſt, ohne zu antworten.

Nach und nach bekam das Vertrauen Worte. Sie geſtanden einander ihre geheimſten Empfindungen. Nun wuchs durch das Vertrauen ihre Freundſchaft, aber zugleich a ch ihre Liebe zu den beiden Mädchen. Und wenn wir nun, ſagte Julius, den Eltern unſre Empfindungen entdeckten!

Karl zuckte die Achſeln. Und wir erreichten unſre Wünſche nicht, und ſie wüßten dann, daß wir nicht glücklich wären!

Nicht glücklich? Du wenigſtens, lieber Karl. Denn Sophie . . . Zwar hat ſie nie ein Wort geſagt; allein ich wollte darauf ſchwören, daß ſie dich liebt. — Karl ſchüttelte den Kopf: ach wüßte ich, was ich von Luiſen weiß! Das holde Vertrauen, womit ſie dich behandelt! Julius meinte, eine Frage an die Mädchen ſelbſt würde ihre quälende Ungewißheit endigen. Karl ſeufzte, und ſagte ernſt: Julius, ich liebe unbeſchreiblich. Aber, wüßte ich auch gewiß, daß ich durch das Geſtändniß meiner Liebe glücklich

werden würde — dürfte ich es wagen? dürfteſt du es wagen? Was ſind wir? Können wir jetzt heirathen, da wir erſt auf die Akademie gehen ſollen? Wiſſen wir unſre Schickſale? Wir müſſen ſchweigen, Julius. Denke an unſre Eltern, die ſo unglücklich waren, und ſchwiegen!

Julius umarmte ihn. Es wurde Beiden jetzt leicht, auch über ihre kleinſten Bewegungen Herren zu ſeyn, da ihr gegenſeitiges Vertrauen ſie entſchädigte. Die Eltern merkten nichts; nur die beiden Mädchen ſahen an den Jünglingen die Zeichen der Liebe, und erkannten in dem erhöheten Vertrauen, in der enthuſiaſtiſcheren Freundſchaft der Jünglinge die Flamme, die ſie verbergen wollten.

Martin wurde krank; und niemand im Hauſe hatte jetzt eine andre Empfindung, als die zärtlichſte Liebe für den guten Alten. Alles drängte ſich an ſein Lager, und jeder wollte ihm Dienſte erzeigen. Dieſe zärtliche Liebe erweichte ſein Herz in einer himmliſchen, frohen Wehmuth. Er ſtreckte Allen die Hand entgegen, und rief: o, daß ich euch mein Herz, meine Seele ſo geben könnte!

Einer nach dem andern wachte bei ihm, und auch an Karl kam die Reihe. Der Alte ſprach von ſeinem Tode, und erweichte dadurch das Herz des Jünglings. „Karl,“ ſagte er; „du weißt, was ich gern noch wiſſen möchte, ehe ich ſterbe. Ihr macht mir den Tod ſchwer mit eurer herzlichen Liebe; du kannſt mir ihn leicht machen!“ Karl küßte Martins Lippen, und ſagte: ja, ich liebe Sophien, guter Martin! Nimm dies Geheimniß mit in die Ewigkeit. Des Alten ſchon halb erloſchnes Auge funkelte noch einmal hell auf. „Und ſie wird deine Frau, Karl?“ fragte er haſtig.

Wenn es der Himmel will! antwortete Karl mit einem ſchweren Seufzer. Martin hob die gefaltenen Hände auf, und ſagte eifrig: „es iſt mein letztes Gebet auf der Erde, guter Gott; es ſoll auch mein erſtes in jener Welt ſeyn: mache die Kinder glücklich, wie es die Eltern waren!“ Nun gebrauchte der Kranke ſeine letzten Kräfte, Karln zu verſichern, daß Sophie ihn lieben werde, lieben müſſe, und bat ihn, ihr ſein Herz zu entdecken. Karl weigerte ſich, und gab ſeine Gründe an. „Du haſt Recht, Karlchen,“ ſagte Martin. „Gott

wird dich dafür ſegnen. Aber ich bitte dich, zieh deine Eltern zu Rathe, und ſey Sophien treu!"

Beides verſprach Karl, und es ſchien, als ob Martin durch dieſe Unterredung neue Lebenskraft bekommen hätte. Er überlegte die Sache vor ſich. Zwar hatte er verſprochen, des Jünglings Geheimniß zu bewahren; er fühlte indeß, wie ſehr deſſen Entſchluß, Sophien ſeine Liebe zu verſchweigen, die Erfüllung ſeiner Wünſche hindern könnte. Nun beſchloß er, noch einen Schritt weiter zu gehen. Als Sophie eines Tages an ſeinem Bette ſaß, nahm er ihre Hand, und hob an: „ich ſterbe nun bald. Sie wiſſen, gutes Kind, daß kein Menſch auf der Erde Sie lieber hat, als ich. Und nun wollte ich, Sie thäten mir einen Gefallen." Sophie erbot ſich, mit Freuden zu thun, was er verlange. „Sie ſollen mir eine Frage aufrichtig beantworten: haben Sie Karln von ganzem Herzen lieb, und wünſchen Sie wohl, ſeine Frau zu werden, wenn es Gottes Wille iſt? Liebes Herzens-Kind, Sie können es mir ſagen; denn was Sie mir antworten werden, ſoll nicht über meine Lippen kommen.

Ich will es mit in die Ewigkeit nehmen; kein Menſch ſoll etwas davon erfahren. Und da ich ſchon in ein Paar Tagen todt bin, ſo dürfen Sie auch nicht mehr darüber roth werden, daß ich es weiß. Thun Sie mir den Gefallen; es iſt meine letzte Bitte!“ Sophie wurde bleich und roth, und ſchien ſich zu beſinnen. „Ich ſterbe bald, liebes Kind!“ ſagte Martin bewegt.

Ja! hauchte Sophiens Lippe; aber ſogleich bedeckte ſie das glühende Geſicht, weil ſie fühlte, daß ſie das nicht hätte ſagen ſollen. Endlich blickte ſie den Kranken wieder an, und machte eine bittende Bewegung. Martin ſagte lächelnd: „ich ſchweige, gutes Kind. Aber halten Sie feſt an ihm; denn er liebt Sie. Laſſen Sie Sich auch nicht irre machen; er hat Sie lieb, wie ſeine Eltern, ja wohl noch lieber. Er wird nicht von Ihnen laſſen; laſſen Sie auch nicht von ihm. Geben Sie mir die Hand darauf!“ In der Betäubung erfüllte Sophie ſein Verlangen.

Dieſe Freude war für den Kranken zu ſtark; er wurde immer bleicher. „Gott Lob!“ ſagte er; „beinahe wär' es zu ſpät geweſen, und ich

hätte nichts erfahren! Luiſe und Julius . . . Sophie nehmen Sie Sich ihrer an. Gott gebe, daß auch die ſich lieben! . . . Liebes Kind . . . mir wird . . . Rufen Sie doch . . . Und ſeyn Sie Karln getreu! . . . Rufen Sie den Vater Lange geſchwind! Ich ſterbe ſonſt, eh' ich ihn noch einmal geſehen habe." Sophie ſchrie, und das ganze Haus kam herbei.

Lieber Herrmann! ſagte der Sterbende, und richtete ſich auf. Ich muß Sie noch einmal Du nennen! Es iſt vorbei! . . . Gott ſey mit dir! Er reichte ihm die Hand, ſank zurück, und war todt. Mit ſanfter Stimme fing Eliſabeth an zu ſingen, und Thränen begleiteten den Geſang:

Zu Gott ſteht mein Verlangen,
Da wollt ich gerne hin;
Die Welt bin ich durchgangen,
Daß ichs faſt müde bin.

Aber ſie ſang die Strophe nicht aus, und ſagte ſchluchzend: er war gut, ſehr gut, der Beſte von uns allen, Emilien ausgenommen. Nie dachte er an ſich. Nein, Herr Vetter, er hatte keine Freude auf Erden, als die Freude An-

derer. Ich bin wohl manchmal unfreundlich gegen ihn geweſen; aber er hat es mir immer vergeben. Er war gut; Gott wird es ihm vergelten!

Herrmann küßte die Baſe Eliſabeth für das Lob, das ſeine bebende Lippe jetzt nicht ſagen konnte. Er faßte Martins kalte Hand, drückte ſie an ſein Herz, und ſagte endlich ſtockend zu Emilien: „er liebte uns ſo ſehr, und wir ihn ſo wenig. Wir waren nicht einmal dankbar genug für ſeine Liebe!“ Nun verſchloß er ſich in ſein Zimmer. Als er nach mehreren Stunden wieder hervor kam, fragte ihn Niemand, was er gemacht habe; Alle ſahen, daß er geweint hatte.

So lange die Leiche noch im Hauſe war, ſaß Herrmann jeden Tag einige Stunden neben dem Sarge. „Nie,“ ſagte er, „werde ich wieder ein Herz finden, das mich ſo treu, ſo feſt liebt, als mein todter Freund.“ Er begleitete mit ſeinen beiden Söhnen den Sarg zur Beerdigung, und das ganze Städtchen ſtrömte zuſammen, ein ſo unerhörtes Schauſpiel zu ſehen, daß der Herr, ſehr ſchmerzlich weinend, der Leiche ſeines Bedienten folgte. Das

ganze Lanaiſche Haus zerfloß in Thränen; es war, als ob der Vater der Familie begraben würde. Unter den Kindern war Sophie am gerührteſten. Sie konnte ſich nicht erholen; denn noch immer hörte ſie die Worte des Sterbenden: „Karl liebt dich, und wird nicht von dir laſſen! Laſſe du nicht von ihm!" Ihre geheime Liebe hatte jetzt einen heiligen Charakter angenommen, und ſie betrachtete ſich ſchon als Karls Verlobte. „Laß dich nicht irre machen!" hatte der Sterbende auch geſagt; und auf dieſes Wort hin traute ſie Karln, der ſie immer mit zarter Achtung behandelte, aber ſeine Liebe jetzt mehr als je verbarg. Der Sterbende hatte ihr geſagt: „Luiſe und Julius . . .! nimm dich ihrer an!" Um Martins letzten Wunſch zu erfüllen, hauchte ſie in Luiſens Bruſt noch mehr Liebe zu Julius.

Jetzt war es für beide Jünglinge Zeit, auf die Univerſität zu gehen. Herrmann ſprach lange mit ihnen über die neue Welt, in die ſie eintreten ſollten. Er zeigte ihnen die Abgründe der Verführung, die ſie erwarteten, und gab ihnen Regeln, ſich vor ihnen zu hüten. Sie verſprachen es; Herrmann aber

hatte noch immer etwas auf dem Herzen. Emilie war unruhig darüber geworden, daß ſie an den jungen Leuten nie ein Zeichen der Liebe zu einander bemerkte. Sie glaubte genau beobachtet zu haben; und dennoch hatten die jungen Leute ihr den Anblick ihrer Herzen entzogen. Deshalb redete Herrmann zu ſeinen beiden Söhnen räthſelhaft von Wünſchen, welche erſt die Zukunft erfüllen könnte, und bat ſie, allen genauen Umgang mit Mädchen, ſelbſt mit achtungswürdigen, zu vermeiden. Er wagte es nicht, ſich näher zu erklären; aber ſeine Unruhe ſprach deutlich.

Am Tage vor der Abreiſe ſank Karl an ſeines Vaters Herz, und geſtand ihm mit zögernden Worten, daß er Sophien liebe. Der Vater drückte ihn freudig an ſeine Bruſt, und ſegnete ihn. Der ſanftere Julius lag in demſelben Augenblicke mit dem Geſtändniſſe ſeiner Liebe zu Luiſen an dem Herzen ſeiner Mutter, und am Abend, als Herrmann und Emilie einander ihre Geheimniſſe mittheilten, war alles glücklich. Jetzt errieth Emilie auch die beiden Mädchen, und ſie empfand eine ſanfte Freude, als Luiſe und Sophie mit bleichen

Wangen und verweinten Augen dem Abſchieds=feſte beiwohnten. Daß es nicht zu einer Erklärung gekommen war, konnten die Eltern leicht ſehen; denn die Liebenden ſuchten einander nicht ohne Zeugen zu ſprechen. Als die Jünglinge abgereiſt waren, entdeckte auch Sophie ihrer Freundin ihr Herz, um Vertrauen mit Vertrauen zu vergelten.

Das Haus ſchien ausgeſtorben, ſeitdem Karl und Julius es verlaſſen hatten. Jetzt waren ihre Briefe faſt die einzige Freude des Langiſchen Hauſes, und an dieſer nahmen immer auch die beiden Mädchen Theil, welche ſich jetzt mehr als je an einander drängten. Emilie ſchwieg, ſo leicht es ihr auch geweſen wäre, das Vertrauen der beiden Mädchen zu gewinnen; ſie wußte, wie viel das Geſtändniß der Liebe einem Mädchen koſtet, und ehrte das theure Geheimniß der jugendlichen Herzen.

Etwa ein Jahr nachher bekam Herrmann einen Beſuch von einem ehemaligen Freunde, der ihn geliebt hatte und ihn noch immer achtete. Der Mann glaubte, ſeinen alten Freund in tiefem Elende zu finden; zu ſeinem Erſtau=

nen fand er es aber ganz anders. Herrmann ſaß froh unter ſeinen jüngeren Kindern (Emilie war noch viermal Mutter geworden), und der Kreis wurde von Luiſen, Sophien, und Mühlenbergs jüngeren Kindern vergrößert. Man durfte die Familie nur ſehen, um von ihrem Glücke überzeugt zu ſeyn. Der Fremde verlebte hier einen fröhlichen Tag, und blieb auf Herrmanns Bitte auch die Nacht. Spät am Abend, als die Kinder ſchon zu Bett waren, ſprach man von den ehemaligen Zeiten. Herrmann erkundigte ſich nach ſeinen Eltern, und wurde betroffen, als der Fremde die Achſeln zuckte. Er bat ſeinen Freund, ihm nichts zu verhehlen, und fragte unruhig: „meine Eltern ſind doch glücklich?“

Der Fremde erwiederte mit Kopfſchütteln: ich zweifle faſt, ob ſie das ſind. Vielleicht ſehnt ſich Ihr Vater in dieſem Augenblicke mit ſchwerem Herzen nach dem Sohne, den er verſtoßen hat. Herrmann ſprang in großer Bewegung auf. „O mein Gott! reden Sie! Man ſagte mir, ſie lebten ſehr einig.“ Der Fremde erzählte, was er genau wiſſen konnte, da er Umgang in dem Hauſe des Ka-

pitains hatte. „O,“ ſagte Herrmann nun; „wenn mein Bruder den Greis, der ſo viel für ihn that, und endlich Alles, auch das Letzte, für ihn hingab — wenn er undankbar gegen dieſen guten Vater ſeyn könnte! Nein, es iſt nicht möglich!“ Mit Einem Worte, ſagte der Fremde: als Ihr Vater hörte, daß ich hier durchreiſen würde, gab er mir den Auftrag, Sie zu grüßen, und Ihnen, wenn Sie ihn noch liebten, zu ſagen, er ſey für ſeine Härte gegen Sie ſehr ſchwer beſtraft. Ihr armer Vater muß tief gekränkt ſeyn; denn als er mir das ſagte, brachen Thränen aus ſeinen Augen hervor, und es ſchien mir, als wäre ſein Herz gebrochen.

Herrmann hatte Thränen in den Augen, und ging in ein Nebenzimmer, um ſich zu erholen. Als er wieder kam, ließ er ſich ſogleich ſein Pferd ſatteln, übertrug Emilien die Bewirthung ſeines Freundes, und trat noch in der Nacht den Weg zur Reſidenz an.

Der unglückliche Kammer-Direktor war immer abhängiger von ſeinem jüngeren Sohne geworden. Der Kapitain machte ihm die bitterſten Vorwürfe über Julchens Verheirathung

mit Rolfs, die doch er ſelbſt betrieben hatte. Auch gab er ſeinem Vater die Verheirathung der Tante Schuld, und behauptete: durch nachdrückliche Maßregeln, wie er ſie vorgeſchlagen habe, wäre ſie wohl zu hintertreiben geweſen. Jetzt mußte der Kammer-Direktor von ſeinem Gehalte leben, das, ſo anſehnlich es auch war, dennoch nicht zu den gewohnten Verſchwendungen des Kapitains hinreichte. Es mußten Einſchränkungen gemacht werden, und alle übernahm der Vater, um nur der üblen Laune des Sohnes zu entgehen. Dem Kapitain fehlte es bis jetzt an nichts; er machte außer dem Hauſe noch den vorigen Aufwand; im Hauſe ſeines Vaters aber herrſchte Mäßigkeit, und zuweilen ſogar Mangel. Der Kammer-Direktor war von Natur furchtſam, und konnte auch in ſeinen glänzendſten Zeiten nichts mit Entſchloſſenheit durchſetzen; noch weniger vermochte er es jetzt, da ſein Sohn ihm mit einigem Schein den Fall ſeines Hauſes Schuld gab. Es blieb dem unglücklichen Greiſe gar kein Troſt übrig. Julchen durfte ihn vor ihrem Manne, mit dem aller Umgang aufgehoben war, nicht beſuchen; die Flinsberg fühlte

ſich ſelbſt unglücklich genug, und ſeinen Sohn Herrmann durfte er nicht einmal nennen, wenn er den Kapitain nicht noch mehr aufbringen wollte.

Aber das Maaß ſeines Unglücks und ſeiner Aufopferungen für den undankbaren Sohn war noch nicht voll. Der Kapitain hatte Umgang mit dem Fräulein von Dreskow, einem der reichſten Mädchen der Stadt. Man nahm ihn in dem Hauſe gut auf, und ſchmeichelte ihm ſogar. Dieſe zuvorkommend höfliche Begegnung gab ihm die Hoffnung, daß er vielleicht die Hand des Fräuleins erhalten könnte. Er drängte ſich an das Mädchen, und ſuchte die Eltern zu gewinnen. Nun ließ er von weitem hinhorchen, ob man ihm das Fräulein wohl geben würde; und er bekam zur Antwort: ja, wenn ſein Vater ſein Amt niederlege, das alsdann der Bruder des Fräuleins erhalten müßte. Der Kapitain ließ ſich auf den Vorſchlag ein; denn — der Verluſt traf ja nur ſeine Eltern! Zwar glaubte er ſelbſt kaum, daß ſein Vater ein Amt, welches ihn reichlich ernährte, um ſeinetwillen niederlegen würde; indeß er wollte den Verſuch machen, und ging

einige Tage ſchmeichelnd um ſeinen Vater her. Dieſer, der ſeinen Sohn höchſt ſelten ſo freundlich ſah, fühlte ſich einmal wieder glücklich, und zeigte ihm ſeine ganze Liebe.

Endlich rückte der Sohn mit ſeinem Anliegen hervor. Lieber Vater, ſagte er; es ſteht noch einmal in unſerer Gewalt, uns zu heben, ſobald wir nur wollen. Das reiche Fräulein von Dreskow kann meine Frau werden, wenn Sie nichts dagegen haben.

„Ich? Behüte Gott, mein Sohn! Gar nichts! Ich danke dem Himmel, wenn du glücklich werden kannſt, und gebe dir meinen Segen."

Es iſt nur Schade, lieber Vater, daß eine Bedingung die Sache ſchwierig macht. Der Bruder des Fräuleins iſt, wie Sie wiſſen, bis auf ein Paar Kammerräthe, die nicht in Betracht kommen, der älteſte im Collegium, und der Fürſt hat ihm verſprochen, daß er Kammer-Direktor werden ſoll, ſobald die Stelle vakant wird.

„Gott gebe mir einen ſeligen Tod, mein Sohn! Es wäre delikat von dir geweſen, wenn du mich nicht daran erinnert hätteſt."

Ja, lieber Vater, das iſt eben die Bedingung: das Fräulein giebt mir ihre Hand, ſobald ihr Bruder Kammer-Direktor geworden iſt.

„Eine ſeltſame Bedingung, mein Sohn! Das heißt dein Glück auf meinen Tod verſchieben. Sehr surprennant! recht ſehr!“

Sie verſtehen mich nicht, mein theurer Vater. An Ihren Tod wird gar nicht gedacht. Man will mir das Fräulein geben, ſobald Sie Ihr Amt niederlegen. — Ich habe nichts dazu geſagt.

„Und haſt ſehr wohl daran gethan; denn daraus wird nichts. Wovon ſollt' ich denn leben?“

Der Fürſt würde Ihnen eine Penſion zuſichern. Und, glauben Sie denn, lieber Vater, daß Sie, wenn Sie meinem Glücke dieſes Opfer brächten, nicht Herr meines ganzen Vermögens ſeyn würden? Sie ſelbſt hätten dann noch überdies die Freude, wenigſtens Eins von ihren Kindern glücklich gemacht zu haben. Ich will nicht in Sie dringen; aber doch bitte ich Sie, die Sache zu überlegen. Sie ſind jetzt ſechs und ſechzig Jahre alt; und ich bekäme

mit dem Fräulein wenigſtens funfzig tauſend Thaler.

„Mein Sohn," ſagte der Vater traurig; „du erinnerſt mich oft an meinen Tod! Nun, ich will mich bedenken." Er überlegte mit ſeiner Frau, und ſie fanden Beide, daß es ſehr gewagt ſeyn würde, ſich von dem Kapitain abhängig zu machen. Wenn es Herrmann wäre, ſagte die Mutter betrübt; dann wollte ich ohne Bedenken Ja ſagen. Der Vater ſchlug es, obgleich furchtſam, ſeinem Sohne ab. Nun wendete ſich der Kapitain an die Mutter, die aber doch klug genug war, in dieſem Falle feſt zu bleiben. Er that ſeinen Vorſchlag unter mehreren Geſtalten, bekam aber von den Eltern jedes Mal eine abſchlägige Antwort. Nun machte er ihnen die bitterſten Vorwürfe über ihre Kälte und Gleichgültigkeit gegen ſein Glück, und es ging ein Leben voll ſchmerzlicher Qual für ſie an. Beide verloren endlich den Muth, ihm länger zu widerſtehen. Gieb ihm dein Amt, ſagte die Mutter troſtlos; und dann laß uns ſterben!

Nun knüpfte der Vater die Unterhandlung wieder an. Der Kapitain verſprach mit ge-

heuchelter Rührung, die aufopfernde Liebe ſei-
ner Eltern nie zu vergeſſen. Mein Vermögen,
ſagte er, gehört Ihnen; ich werde alles, was
mein iſt, nur als Ihr Eigenthum betrach-
ten. Und habe ich es denn nicht im Grunde
durch Sie? Er ſprach und betheuerte ſo viel,
daß der Vater zuletzt ihm wirklich glaubte,
und daß die Unterhandlung mit der Familie
Dreskow angefangen wurde. Der abgehende
Kammer-Direktor bekam eine Penſion von
vierhundert Thalern, des Fräuleins Bru-
der ſeine Stelle, und der Kapitain des Fräu-
leins Hand.

Die junge Frau zog zu ihrem Schwieger-
vater, und Anfangs ging Alles ziemlich gut.
Doch es währte nicht lange, ſo wollte ſie al-
lein im Hauſe befehlen. Sie lud Gäſte ein;
doch niemals die Bekannten des Kammer-
Direktors. Er ſelbſt bekam nun, anſtatt der
Aufſicht über die fürſtliche Kammer, die Auf-
ſicht über den Weinkeller ſeines Sohnes. Sei-
ne Schwiegertochter, ein widriges, geitziges
Geſchöpf, ließ die Eltern von Tage zu Tage
immer mehr fühlen, daß alles von ihr kam,
und begegnete ihnen mit der beleidigendſten

Verachtung. Der Kammer-Direktor fand ſich, obgleich mit wundem Herzen, noch ſo ziemlich in ſeine Lage; aber mit ſeiner Frau war es anders. Es gab Anfangs zwiſchen ihr und der Schwiegertochter nur Anzüglichkeiten, Anſpielungen; dieſe wurden indeß immer deutlicher, bis die zurückgehaltene Erbitterung endlich ausbrach. Die geizige junge Frau ſchränkte ihre Schwiegereltern, die einer liberalen Lebensart gewohnt waren, immer mehr ein. Nun kam es mehr als Einmal zu bittern Vorwürfen zwiſchen Vater und Sohn. Nach einem ſolchen Zanke warf ſich der unglückliche alte Mann einmal in die Arme ſeiner Gattin, und ſagte weinend: „Großer Gott! wir haben zu lange gelebt! O, zu lange! Unſre Kinder wünſchen uns den Tod!"

Bei dem Allen faßte der Kammer-Direktor immer wieder gute Hoffnungen. Er intriguirte um die Gunſt ſeiner Schwiegertochter, und legte alles ſo fein, ſo von weitem an; aber man entdeckte ſeine Abſicht ſo leicht, und er wurde verſpottet. „Ich weiß nicht," ſagte er ſehr betrübt und gedemüthigt; „mir will doch gar kein Plan mehr gelingen, ſo fein ich ihn

auch anlege!" — Lieber Mann, erwiederte ſeine Frau, als wir noch reich waren, ſtellte ſich jeder, als merkte er deine Plane nicht, und beeiferte ſich, ſie auszuführen. Jetzt aber? Arme, verachtete Leute dürfen keine Plane machen.

Dieſe Bemerkung ſchnitt dem alten Kammer-Direktor durch das Herz. Er ſetzte ſich nieder, überlegte, und fand, daß er ſeiner Frau nicht Unrecht geben konnte. Auch nach ſeiner Dimiſſion hatte er auf ſein perſönliches Anſehen gerechnet; jetzt mußte er aber die traurige Erfahrung machen, daß der jüngſte Kammerrath, daß die Kammerkopiſten ſich für klüger hielten als ihn. Nichts that ihm ſo weh, als dieſe Erfahrung; aber dennoch behielt er ſeine Schwachheit. „Ich will es verſuchen, uns eine beſſere Lage zu verſchaffen," ſagte er, und wendete ſich nun mit aller möglichen Feinheit an ſeine Tochter Julchen. Sie beklagte zwar das Unglück ihres Vaters mit aufrichtigen Thränen; das war aber Alles, was ſie ihm geben konnte. Rolfs lächelte eben ſo fein als der Kammer-Direktor, und bedauerte, daß er ſich, wichtiger Urſachen wegen, nicht zwiſchen

Vater und Sohn eindrängen könne. Der Alte erhielt von ſeinem Schwiegerſohne nichts, als die Lehre, daß es eine Thorheit ſey, auf die Dankbarkeit ſeiner Kinder zu rechnen, und daß dieſe Thorheit nur von der übertroffen werde, wenn ein Vater ſich von ſeinen Kindern abhängig mache. Uebrigens ſagte Rolfs dem alten tief gebeugten Manne, daß er ſich, bei dem Verhältniſſe zwiſchen ihm und dem Kapitain, auch nicht einmal auf einen Umgang mit dem Schwiegervater einlaſſen könne. — Der Kammer-Direktor kam troſtloſer von Rolfs zurück, als er hingegangen war.

Nur die Flinsberg war noch gedemüthigter, als ihre Schweſter und ihr Schwager. Sie bewarb ſich um ihren Umgang, und ertrug die Vorwürfe ihrer Schweſter mit ſtiller Geduld. Doch ſelbſt dieſen Umgang, der ihr bei der Kälte und den Vorwürfen ihrer Schweſter wenig Freude machen konnte, mußte ſie nur verſtohlen haben; denn der Kapitain hatte erklärt, daß er nie die Tante wieder im Hauſe ſehen wolle.

So ſaßen nun beide Schweſtern, die reichſten Erbinnen der Stadt, in eben dem Hauſe,

daß ſie ſonſt mit Glanze beherrſchten, auf einem kleinen Stübchen, das ehemals der Kammerdiener bewohnte; denn die Schwiegertochter hatte durch mancherlei Kunſtgriffe und Vorwände die Eltern nach und nach aus allen beſſeren Zimmern zu verdrängen gewußt. Die Mutter ſetzte ſich Anfangs dagegen; der Vater aber, der den feinen Plan hatte, ſeines Sohnes Gefühl durch das Beziehen eines ſo elenden Zimmers rege zu machen, beredete ſie auch zu dieſer Aufopferung. Er bat nun ſeinen Sohn um einen Beſuch, und ſagte: ſieh, ich wohne, wie ehemals mein Kammerdiener! Der Kapitain erröthete zwar; allein ſein Vater blieb in dem Stübchen.

In dieſem Zimmer ſaßen nun die Eltern, und zuweilen auch die Frau von Flinsberg. Sie hörten das Rollen der Wagen, die nicht mehr um ihretwillen kamen; ſie ärgerten ſich über die Bedienten und Jungfern, die ungeſcheut vor ihrem Zimmer lärmten. Bei einem Lichte von Unſchlitt auf einem meſſingenen Leuchter fliſterten ſie über ihr Elend, nur mit Seufzern, leiſen, abgebrochenen Worten und Achſelzucken; denn laute Klagen wagten ſie nicht

einmal. Das war nun die Frucht alles ihres Treibens, aller ihrer Plane, ihrer Hoffnungen! Kein Herz, das ſie liebte; und Alles aufgeopfert für eine verſchwundene Größe. „Der undankbare, ſchlechte Rolfs!" ſagte der Vater. — Ach, Herrmann hat es voraus geſagt! ſeufzte die Mutter. Julchen liebt uns wohl; aber ſie darf es nicht zeigen.

So waren ihre Geſpräche immer geheime Vorwürfe, die ſie einander machen mußten. „Der Rabenſohn! der Kapitain!" ſeufzte die Mutter. „Und den guten Herrmann mußten wir verſtoßen!" ſagte der Vater mit einem finſtern Blicke auf die Tante. Sie fühlte den Vorwurf, und ſeufzte: ach, hätte ich mich nur nicht durch die Schmeicheleien meines Mannes bethören laſſen; ſo könnte ich noch alles wieder gut machen! — „Nein, Schweſter, da irrſt du dich! Dann wüßteſt du noch nicht, was unſer Herrmann iſt. Der Kapitain würde noch immer dein Liebling ſeyn; denn das Schmeicheln verſtand er nur gar zu gut." — Ach! Reichthum iſt doch eine gefährliche Sache! ſeufzte die Flinsberg. — „Und der Hochmuth auch!" ſetzte der Vater hinzu. „Wir wollten

immer hoch hinaus; und nun?" Er ſah nachdenkend auf den Leuchterknecht, der neben dem Lichte lag.

Frau von Flinsberg konnte nicht helfen, ſo gern ſie auch gewollt hätte. Ihr Mann hatte ſeine vorige Lebensart wieder angefangen: er ſchwärmte von Bade zu Bade, von Reſidenz zu Reſidenz, ſpielte aber jetzt mit Unglück, verſchwendete das Vermögen ſeiner Frau mit vollen Händen, und gab ihr gerade nur ſo viel, als ſie höchſt nöthig brauchte. Er hatte ſie ſo zu unterjochen gewußt, daß ſie vor ihm zitterte, und beſuchte ſie höchſtens nur vier Wochen im Jahr, um ſeine Einkünfte zu reguliren. Dann ließ er ſie wieder in ihrer tiefen Einſamkeit, die niemand ſtörte, weil ſie nichts zu geben hatte.

Durch ein Ungefähr hörte der Kammer-Direktor, daß ein Freund ſeines Sohnes Herrmann durch deſſen Wohnort reiſen würde, und trug ihm auf, was ſchon erzählt iſt.

Herrmann kam am folgenden Abend in der Reſidenz an, und ging mit ängſtlich klopfendem Herzen nach ſeines Vaters Hauſe, wo die ſämmtlichen Viſiten-Zimmer hell erleuch-

tet waren. Er bat einen Bedienten, den Herrn Kammer-Direktor von Lange auf einen Augenblick aus der Geſellſchaft zu rufen. Der Bediente führte ihn nach dem Stübchen, und machte die Thür auf. Herrmann trat hinein, und ſah ſeine Eltern mit der Tante Anfurth bei dem matten Schimmer ihres Einen Lichtes ſitzen. Sie kannten ihn nicht, da ſie ihn in ſo vielen Jahren nicht geſehen hatten.

Der Anblick des Zimmerchens, der Möbeln, der Kleidung, die ſeine Eltern trugen, that auf Herrmann die ſchnellſte und heftigſte Wirkung. Er warf ſich mit den Worten: o, meine theuren Eltern! vor ihnen nieder, und weinte. Der verſtoßene, gemißhandelte Sohn zu ihren Füßen: durch dieſes Schauſpiel wurden die tiefgebeugten Eltern ſtärker, als je durch irgend etwas in ihrem Leben, erſchüttert. Sie ſanken Beide laut weinend in die ausgebreiteten Arme ihres guten Sohnes, und fühlten ihr Elend in dieſem Augenblicke noch tiefer, da Reue, Scham, Liebe und Haß ihre Herzen zu gleicher Zeit beſtürmten. Alle viere waren ſtumm; denn niemand wußte, was er reden könnte, ohne daß es die andern ſchmerzte. End-

lich ſagte der Vater, der weichſte unter allen: Herrmann, kannſt du uns vergeben? — „O, mein Vater,“ antwortete Herrmann; „ich habe Sie immer geliebt, und weiß ja auch, daß Sie mich lieben!“ Nun ging die Unterredung ruhiger. Vater und Mutter wollten dem Sohne ihr Elend verſchweigen; die Flinsberg aber brach los, erzählte, und ergoß ſich in Verwünſchungen gegen den undankbaren Kapitain.

Schon unter der Erzählung entbrannte Herrmanns Zorn, und ſobald er Alles wußte, wollte er zu ſeinem Bruder hinüber; ſeine Eltern hielten ihn aber mit ängſtlichen Bitten zurück, und zeigten dadurch, welche Gewalt der undankbare Sohn über ſie gewonnen hatte. Er that ihnen endlich den Vorſchlag, daß ſie zu ihm ziehen möchten. Doch auch dazu konnte er ſeine Eltern nur mit Mühe bewegen; denn ſie zitterten davor, daß der Kapitain es für eine Beleidigung halten könnte. Zuletzt überredete Herrmann ſie indeß doch, da er verſicherte, daß er morgen alles ganz freundſchaftlich mit dem Kapitain abthun würde. Er ging wieder nach dem Wirthshauſe, wo er abgetreten war, ſchrieb noch dieſen Abend Emilien, daß er ſeine unglück-

lichen Eltern mitbrächte, und bat ſie, übermorgen alles zum Empfange derſelben bereit zu halten.

Am folgenden Morgen ging er zu ſeinem Bruder, ſagte ihm ganz kalt, aber ſehr nachdrücklich, was er zu hören verdiente, und kündigte ihm an, daß ſeine Eltern dieſen Nachmittag mit ihm abreiſen würden. Zugleich ſagte er, daß der Kapitain noch dieſen Vormittag den Werth des Hauſes (des letzten Ueberreſtes von dem Vermögen ſeiner Eltern) bezahlen müßte, wenn er darin wohnen bleiben wollte. Der Kapitain ſuchte davon abzulenken, und war äußerſt freundlich. Als aber das nichts half, und ſein Bruder immer gleich feſt und kalt blieb, fragte der Kapitain trotzig: was haſt du mir denn zu befehlen? — „Was jeder ehrliche Mann einem Schurken zu befehlen hat. Ich befehle dir, zu zahlen." — Das brauche ich nicht. — „Nicht?" ſagte Herrmann kalt, und nahm die Uhr aus der Taſche. „Biſt du in einer halben Stunde nicht entſchloſſen zu zahlen, ſo gehe ich von hier zu dem Fürſten, laſſe mich bei ihm melden, und erzähle ihm die ganze hölliſche Undankbarkeit des Kapitains von Lange gegen ſeine Eltern, mit allen ſeinen Bübereien."

Das ſteht dir frei, ſagte der Kapitain. Du biſt auch vorzüglich gut bei dem Fürſten angeſchrieben!

„Glaube nur, er wird die Wahrheit von mir hören. Und hört er ſie nicht — ſieh, bei Gott! ſo geh' ich von ihm auf die Parade, und erkläre dich dort öffentlich für einen elenden feigherzigen Buben. Es fehlt mir nicht an Zeit und an Muth, dich einmal zu belehren, daß Menſchen über dir ſind. Ich beſuche den Staatsminiſter Hochfeld, und ſtehe dir dafür, daß der mir glaubt. Mag ſein Herz jetzt kalt ſeyn, wie Eis, ich will es ſo lange erwärmen, bis du beſtraft biſt. Thu, was du Luſt haſt, elender, verächtlicher Menſch; mich ſollſt du nicht irren!"

Vergeſſe ich erſt, ſagte der Kapitain hitzig, und ſchlug auf ſeinen Degen — daß du mein Bruder biſt, ſo . . .

„Nun denn!" rief Herrmann hitzig: „da habe ich dich ja, du Großprahler! Sieh, da ſteht noch ein Seitengewehr. Wohlan! Ich habe auch dazu Muth, dich Elenden ſelbſt zu züchtigen. Du biſt nicht der erſte; aber der letzte Schurke, hoff' ich, ſollſt du ſeyn, an dem

ich den Büttel mache.“ Er nahm den Degen, und zog ihn. Bruder, ſagte der Kapitain ängſtlich: wir ſind ja Brüder! — „Ja, Menſch, das ſind wir leider! Aber wahrlich, darum läßt du deinen Degen nicht in der Scheide! Sag kurz: willſt du zahlen?“ — Nein, ſagte der Kapitain zögernd. Herrmann ſetzte ſich in einen Stuhl, ſchwieg eine Weile, und fragte dann ganz kalt: „wann geht die Parade an?“

Wozu, Bruder? Laß dich doch bedeuten!

„Spare deine Worte! Mein Entſchluß iſt gefaßt. Ich betrachte dich nicht mehr als meinen Bruder. Du ſollſt vor mir zittern lernen, Elender!“

Sey doch nur ruhig, und begehe keine Unbeſonnenheit. Ich will dir die eine Hälfte bezahlen, Bruder; denn die andre Hälfte gehört ja mir.

Herrmann ſprang im größten Zorne auf. „O du armſeliger Menſch! mir wagſt du dieſen Vorſchlag zu thun? Mir? zu nehmen, was meines Vaters iſt? Bei Gott! du biſt verloren, ohne Rettung verloren!“

Jetzt trat ein Bedienter herein, und mel-

dete, daß des Kapitains Oberſt nach einer hal⸗ben Stunde einen Beſuch machen wolle. Der Kapitain wurde noch ängſtlicher. Herrmann ſagte lächelnd: „nun werde ich ja ſehen, wie du dich benehmen wirſt, wenn ich deinem Ober⸗ſten ſage: Herr Oberſt, ich habe hier den Ka⸗pitain von Lange ſeit einer Stunde für einen Schurken über den andern erklärt. Er will mir nicht glauben, daß er einer iſt. Jetzt neh⸗me ich Sie zum Zeugen, und auf der Parade werde ich auch alle Herren Officier zu Zeugen nehmen."

Ich will bezahlen, Bruder!

„Sicherheit, auf der Stelle, ehe der Oberſt kommt!" (Der Kapitain ſchrieb eine Obliga⸗tion auf den Werth des Hauſes.) „Deine Frau unterſchreibt mit."

Traueſt du mir nicht?

„Nein! Darum ſoll auch deine Frau un⸗terſchreiben."

Jetzt ließ der Oberſt ſeinen Beſuch abſa⸗gen, und der Kapitain machte aufs neue Schwierigkeiten. Aber Herrmann ſagte: „was bedarf es denn auch aller Umſtände! Morgen wird das Haus im Intelligenz⸗Blatte zum

Ver⸗

Verkauf ausgeboten.“ Er nahm den Hut, und wollte gehen; der Kapitain hielt ihn aber auf, holte ſeine Frau, und ließ ſie in Herrmanns Gegenwart unterſchreiben, was ſie freilich, bei ihrem Charakter, nur ſeufzend thun konnte. „Jezt komm zu dem Vater!“ ſagte Herrmann; „und ich rathe dir, ehrerbietig gegen ihn zu ſeyn! Ich habe meinen Kopf darauf geſezt, dich einmal eine Stunde wenigſtens einen Menſchen ſcheinen zu laſſen.“

Von jezt an, Herr Holz-Inſpektor, ſagte der Kapitain, haben wir nichts mehr mit einander zu ſchaffen. Er klingelte, und rief dem Bedienten, der hereinkam, entgegen: meine Leute! Als der Bediente wieder hinaus ging, ſagte Herrmann lächelnd: „du haſt alſo Luſt, die Sache ins Publikum zu bringen. Meinethalben! Ich will dir auch in Gegenwart aller deiner Leute ſagen, was du wiſſen ſollſt. Vielleicht iſt ein Böſewicht von Sohn darunter, dem es nützlich ſeyn kann.“ Der Kapitain ſtand erbittert und ſchwankend da; als ſeine Leute kamen, fluchte er ſie wieder weg. „Sieh,“ ſagte Herrmann kalt, „ich wollte dir einmal zeigen, daß dein Glaube, als wäre der Böſewicht dem ehrli-

chen Manne überlegen, nicht weit her iſt. Du ſiehſt nun, daß der Schurke, der den ehrlichen Mann aufbringt, allemal vor ihm zittern muß. Komm zu unſerm Vater!"

Der Kapitain folgte ihm, betäubt durch dieſe überraſchenden Vorfälle, und faſt ohne alle Beſinnung. „Der Kapitain," ſagte Herrmann, „will Abſchied von Ihnen nehmen, meine theuren Eltern. Lieber Vater, hier iſt eine Obligation über den Werth Ihres Hauſes." Der Kammer-Direktor erſtaunte; das kam ihm ganz unerwartet. Er war vor Schrecken zuſammengefahren, als er den Kapitain erblickt hatte; jetzt aber, als er dieſen ſo furchtſam, ſo verwirrt, und ſeinen Herrmann ſo ruhig, ſo ſtolz ſah, wurde er wieder muthig.

Die Koffer waren nach der Abrede ſchon gepackt und ſtanden bereit; auch hatte Herrmann Leute zum Tragen mitgebracht, die nun ſogleich ihr Geſchäft verrichteten. Der Vater fing unterdeſſen Ein Geſpräch über das andre an, um ſeinen Unwillen über den Kapitain zu verbergen. Die Mutter ſchwieg; als aber der letzte Koffer aus dem Zimmer getragen war,

nahm ſie Herrmanns Arm, und ſagte: abſcheulicher Böſewicht! mein Fluch ſoll dich verfolgen, ſo lange du lebſt! — Das war dem Vater doch allzu hart. Er machte dem Kapitain eine Verbeugung, und ſagte freundlich: „dieſes neue Arrangement, mein Sohn, iſt freilich wohl mit deine Schuld; indeß — die ländlichen Reitze des Städtchens, worin Herrmann wohnt . . . Man wird des Stadtlebens überdrüßig, beſonders im Alter, . . .“ — das der Böſewicht uns vergiftet hat! fiel die Mutter ein. — „Ich bitte dich, liebe Frau, laß . . .“ — Nein, ich muß ihm einmal ſagen, was er iſt: ein Böſewicht, ein Heuchler, ein Niederträchtiger! Der Kapitain wollte einfallen; doch Herrmanns ernſter, wehmüthiger Blick hielt ihn in Zaum. Ich wünſche, hob er endlich in dem Tone der Erbitterung an — Herrmann blickte ihm mit naſſen Augen ins Geſicht, und ſagte ohne Heftigkeit: „ſey ſtill! Es thut mir weh, daß eine Mutter ihren Sohn mit Verwünſchungen verläßt; es thut mir weh! Aber, Bruder, du haſt es verdient. Ich verzeihe dir; doch, beim Himmel! muß deine Mutter dir über eine neue Kränkung fluchen, dann bin

ich ihr Sohn, und ihr Rächer! . . . Ich bitte dich, Bruder, laß mich nichts weiter von dir hören!"

Der Kapitain ging ſchweigend in ſein Zimmer, ohne die Augen aufſchlagen zu können. Herrmann hatte einen Wagen beſtellt, und fuhr mit ſeinen Eltern nach dem Wirthshauſe. Beide ſaßen hier ſchweigend neben einander: die Mutter weinte; der Vater ſann darüber nach, wie die Trennung ohne éclat hätte vor ſich gehen können. Herrmann ſtand an einem Fenſter, und dachte trauernd über die fürchterlichen Wirkungen des Ehrgeizes und der Habſucht. Auf einmal ſtreckte die Mutter beide Arme nach ihm aus, nahm ihn zitternd an ihre Bruſt, und ſagte furchtſam: o Herrmann! ſo hat uns ein Sohn behandelt, den wir liebten, für den wir alles aufopferten! Und du . . . Dich haben wir verſtoßen, beleidigt, gequält! Ach, mein Sohn Herrmann, wenn du fühlſt, daß du es nicht vergeſſen kannſt, ſo ſag es lieber! Den Böſewicht darf ich haſſen; aber dich . . . Ich würde vor Schmerz und Reue ſterben, wenn auch du . . . (Herrmann zitterte vor Schrecken über den

furchtſamen wehmüthigen Ton ſeiner Mutter. Er küßte ihre Hand, legte ſie auf ſein pochendes Herz, wollte etwas ſagen, und vermochte es nicht, weil Thränen ſeine Worte erſtickten.) Wenn ich bedenke, fuhr ſie fort, wie wenig ich und die Flinsberg unſre Eltern liebten . . . Aber nein; ich liebte meine Mutter bis in den Tod. Freilich liebte ich meine Eltern nicht, wie ſie mich liebten, ob ich gleich Alles von ihnen hatte, was ich mir nur wünſchen konnte. Und du, Herrmann, . . .

Die Vorwürfe, die ſeine Mutter ſich machte, gingen ihm durch die Seele. „Ich werde Sie ewig lieben," ſagte er betheuernd.

Aber deine Frau, Herrmann! O, wie haben wir die beleidigt! Und deine Kinder! Ach, faſt möchte ich doch lieber bei dem Böſewicht ſeyn!

Herrmann gab ihr die heiligſten Verſicherungen von Emiliens Liebe und Ehrfurcht. Die Mutter ſchwieg; aber ſie hörte nicht auf zu weinen.

Gleich nach dem Mittagseſſen ſtiegen die Eltern in den Wagen. Herrmann ritt nebenher, und ſprach von Zeit zu Zeit mit ihnen,

um ſie auf das Leben in ſeinem Hauſe vorzubereiten. Am folgenden Abend kamen ſie auf die Höhe, an deren Fuße das Städtchen lag, worin ſie nun wohnen ſollten. Herrmann ſtieg vom Pferde, und gab einem Menſchen aus dem Städtchen den Auftrag, es nach Hauſe zu bringen. Er bat ſeine Eltern, ſie möchten ausſteigen, weil ein Fußpfad ſie bequemer nach ſeiner Wohnung bringen würde; und nun führte er ſie unter ſchönen Ulmen auf ein kleines Gehölz zu.

Auf einmal hörten ſie ein lautes, frohes Geſchrei: der Vater! der Vater! „Da iſt meine Familie," ſagte Herrmann; „ſie kommt uns entgegen, meine ehrwürdige Mutter." Ach, guter Gott! ſagte die Mutter weinend, und hielt ſich feſt an ihres Sohnes Arm. Aber auf einmal machte Herrmann ſich von ihr los, und rief: Karl! Julius! meine Söhne! Die beiden Jünglinge hatten ihren Vater durch einen Beſuch überraſchen wollen, und breiteten ihm jetzt ſchon in der Ferne die Arme entgegen. Nach wenigen Minuten hingen ſie ſchluchzend, freudig zitternd, an ſeinem Halſe. Er drückte einen um den andern an ſein Herz,

und hatte in dieſem Augenblick alles Andre vergeſſen.

Die Kammer-Direktorin blieb ſtehen, als ihr Sohn ſie verlaſſen hatte, und ſah ängſtlich nach Emilien hin, die jetzt, von einer Gruppe Kinder umringt, aus dem Gehölze hervorkam. Die Kinder jauchzten alle: „der Vater! der Vater!" und liefen voraus, um ſich an Herrmann zu hängen. — Ach, ſagte die Kammer-Direktorin leiſe zu ihrem Manne; eine ſolche Freude haben wir nie erfahren!

Emilie kam immer näher; Herrmann küßte ſie, und führte ſie dann auf ſeine Eltern zu. Die Kinder ſchloſſen ſich alle hinten an, und gingen mit zu den Großeltern. Ach, Frau Tochter! ach, Frau Tochter! ſagte die Mutter ſchluchzend; wir armen Eltern kommen . . . Emilie wurde durch dieſe Töne des innigſten Schmerzes ſo gerührt, daß ſie ſich nicht faſſen konnte. Laut weinend breitete ſie die Arme aus. Als eben die Mutter ſie in die ihrigen nehmen wollte, ſank Emilie vor ihr nieder, umfaßte ihre Kniee, und ſchluchzte nur die Worte: Mutter! geliebte Mutter! Ihren Segen! Herrmann bat Emilien, ſich zu beruhigen.

„Meine Eltern,“ ſagte er, „lieben dich ja, und bleiben nun bei uns.“ Aber ſie hörte ihn nicht; ihr gerührtes Herz ergoß ſich aufs neue in Thränen des Mitleids und der höchſten Freude: denn nur die Verſöhnung mit ihres Herrmanns Eltern hatte noch an ihrem vollen Glücke gefehlt.

Emiliens tiefe Rührung that auf Alle die größte Wirkung. Sophie und Luiſe ſtanden mit Thränen in den Augen da, und umfaßten einander; die Kleinen umringten die weinende Mutter, küßten ihre Hände, und weinten mit ihr. Aber am ſtärkſten war Herrmanns Mutter erſchüttert. Sie warf ſich in Emiliens Arme, lehnte das Geſicht an ihre Wange, und ſtammelte Liebkoſungen, Segen und Bitten um Vergebung zu gleicher Zeit hervor. Selbſt der Kammer-Direktor fühlte hier einmal, welches Entzücken in den ſchönen Rührungen des Herzens liegt. Er vergaß in dieſem Augenblick alle Politur und ein feines Kompliment, auf das er ſich gefaßt gemacht hatte. O, ſagte er, mit lauterer Stimme, als je in ſeinem Leben: — o du theure Tochter, wie lange haben wir dich ver-

kannt! Ach, um wie viele Freude hat uns die Armſeligkeit der großen Welt gebracht! Gott ſegne dich! Er faßte ſie in ſeine Arme, und drückte ſie herzlich an ſeine Bruſt. Vergieb, mein Sohn, (mußte er dann doch hinzuſetzen), daß ich deine vortreffliche Frau Du genannt habe. Aber ſieh, mir ſtehen die Thränen in den Augen. Ich konnte nicht anders.

Nun wurden den Großeltern die Enkel und Enkelinnen vorgeſtellt. Karl und Julius näherten ſich ihnen mit zärtlicher Ehrfurcht. Guter Gott! ſagte die Großmutter; ich ſehe ſie jetzt zum erſten Male! Sie umarmte die Kinder mit einer Art von ſcheuer Heftigkeit. Dann ſagte ſie tief gerührt: Gott vergebe es mir, mein Sohn Herrmann! Ich weiß nicht einmal, wie deine Kinder heißen!

Herrmann nannte ihr die Nahmen, und ſtellte ihr dann auch Sophien und die Kinder des Predigers vor. Endlich trat man den Weg nach Hauſe an. Karl führte die Kammer-Direktorin, da ſie es ausdrücklich verlangte, und auf der andern Seite ging Emilie neben ihr. Herrmann und Julius führten den Großvater; die jüngeren Kinder folgten

nach, und ſo ging die Familie freudig durch den Garten nach Hauſe. Hier wartete Baſe Eliſabeth ſchon in der Thür. Sie war die Einzige, die noch an den ehemaligen Haß der Eltern gegen Emilien dachte. Indeß betrug ſie ſich bei dem Empfange artiger, als Herrmann hoffte; denn Emilie hatte ihr nicht geſagt, daß die Schwiegereltern jetzt durch die Umſtände genöthigt würden, bei Herrmann zu wohnen, und die Baſe glaubte daher, ſie hätten ſich ganz von freien Stücken mit ihrem Sohne verſöhnt.

Als die erſten unruhigen Stunden vorüber waren, als Mutter und Vater ſich von ihrer gewaltſamen Rührung erholt hatten, da ſchien es ihnen, als wären ſie in einer neuen Welt. Das Vertrauen, die Liebe, die zärtliche Theilnahme bei der ganzen Familie, die Güte der größeren Kinder gegen die kleinern, der Eltern gegen den ganzen Kreis, der beiden älteſten Söhne gegen Sophien und Luiſen: das alles war für ſie ein völlig neues Schauſpiel. Ein ſo gänzliches Vertrauen der Kinder zu den Eltern, mit der größten Ehrfurcht und dem unbedingteſten Gehorſam verbunden, war für die

beiden Alten durchaus unbegreiflich; und doch ſahen ſie nur erſt die Außenſeite von dieſem heiligen Tempel des häuslichen Glückes.

Herrmann und Emilie führten die Eltern auf das Zimmer, das ſie bewohnen ſollten, das beſte im Hauſe. Freilich war es nicht groß und nicht prächtig; Emilie hatte indeß doch dafür geſorgt, daß es ein wenig ins Auge fiel. Herrmann ſelbſt kannte es nicht mehr: ſo war es in aller Geſchwindigkeit durch ſeidne Stuhlüberzüge und Gardinen verändert worden.

Als die beiden Alten ſich endlich allein befanden, ſahen ſie einander ſehr verlegen an. Die Vorfälle [illegible] letzten Tage hatten in ihrem Herzen eine ſo tiefe Scham über das Vergangene entwickelt, daß ſie lieber ſchweigen als erröthen wollten. „Mich dünkt, liebe Frau,“ ſagte endlich der Vater, „unſer Herrmann lebt hier ſehr glücklich.“ (Sie ſchwieg.) „Und ſeine Frau iſt doch in der That ſehr artig.“ (Er erſchrak ſelbſt vor der Nüchternheit dieſes Ausdrucks.) „Ich will ſagen,“ ſetzte er hinzu, „ſie iſt herzensgut, ein wahrer Engel; und wir . . .“ — Wir, fiel jetzt die Mutter, mit

Thränen in den Augen, ein: — wir ſind nicht werth, eine ſolche Tochter und einen ſolchen Sohn zu haben. O, ich bitte dich, lieber Mann, zieh die Stirn nicht ſo kraus; denn Gott weiß, es iſt wahr! — Der Kammer=Direktor ſtand auf, und ſagte gerührt: ach, liebſte Frau, verſteh mich nicht unrecht! Ich habe nicht das Herz, die Augen gegen unſern Sohn aufzuſchlagen, gegen Alle hier im Hauſe nicht. Lieber Gott! wir haben ſie ja ſo bitter gehaßt und beleidigt. Ich wünſchte — ja, es iſt mein Ernſt, liebe Frau, — ich wünſchte, unſre Schwiegertochter hätte uns kälter aufgenommen. Zwar will ich wohl lächeln; aber mein Inneres brennt vor Scham, daß ich den guten Herrmann und die vortreffliche Frau ſo verkannte. — Sie legten ſich endlich nieder, und ſchloſſen in Thränen der Liebe die Augen.

Als ſie am folgenden Morgen erwachten, ſchlich ihre älteſte Enkelin, die ſanfte Auguſte, an ihr Bett, und fragte mit der herzlichſten Ehrerbietung, was ſie zu befehlen hätten. Ich bin doch ſtill genug geweſen, liebe Großmutter? ſetzte ſie hinzu. Schon ſeit einer Stunde habe ich hier gewartet. Meine Mutter hat mir ge=

ſagt, ich ſoll Ihnen helfen, wenn Sie etwas brauchen.

Die Großmutter rief das Kind an ihr Bett, und küßte es zärtlich. Ach, gute, liebe Großmutter, ſagte Auguſte; wir werden Sie alle recht herzlich lieben! Sie beſorgte nun das Frühſtück, und ließ es ſich dann nicht nehmen, der Großmutter beim Ankleiden zu helfen. Die Kammer-Direktorin unterhielt ſich mit dem Mädchen, und erſtaunte über die ſüße, weiche Liebe, welche ſich in allen ihren Antworten zeigte. Bald kam Herrmann, dann Emilie, dann ein Kind nach dem andern. Alle umringten die Großeltern mit Liebe, alle beeiferten ſich, ihnen Dienſte zu leiſten. Man ſchien kein andres Vergnügen zu kennen und zu verlangen, als das ihrige.

Freilich war der Tiſch, ſo wie das ganze Leben, hier einfach, und es ſtanden nur drei Weingläſer darauf: für die Großeltern und für Herrmann; aber rings umher flog Scherz und Lachen, und die reinſte Freude würzte die einfache Mahlzeit. Nach Tiſche ſagte der Kammer-Direktor ſehr aufrichtig: jetzt, Herrmann, begreife ich, warum dir der Hof ſo wenig

war! — Dies, Herr Vetter, ſagte Eliſabeth ein wenig nachdrücklich — dies iſt unſer Hofſtaat: redliche Herzen und chriſtliche Liebe! Zwar nur Ein Gericht, höchſtens zwei, aber mit freudigem Herzen.

„Sie haben Recht, Baſe Eliſabeth,“ fiel Herrmann ein; „was geht mir hier ab! Was hätte ein König mehr als ich! Eltern, die mich lieben, eine Frau, wie vielleicht nur wenige in der Welt ſind, Kinder, die ich mir nicht beſſer wünſchen kann, und meine gute Baſe Eliſabeth, die gewiß dieſen Morgen ſchon für meine Eltern gebetet hat, wie ſie für uns Alle betet.“ — Ja, das habe ich, ſagte Eliſabeth, ein wenig mürriſch über Herrmanns gerührten Ton, gegen den ihr Herz nie aushalten konnte. Ja, ich habe gebetet, daß Gott uns Alle ſegnen wolle, mit Frieden, Liebe, Einigkeit und Demuth! — „Das wolle er, gute Eliſabeth!“ Und nun erzählte Herrmann ſeinen Eltern ſo viel Gutes von der Baſe Eliſabeth, von ihrer Frömmigkeit, ihrem Fleiße, ihrer Ordnungsliebe, daß ſie endlich ſehr freundlich lächelnd ſagte: Sie wollen mich noch hochmüthig machen, Herr Vetter! Der Kammer-Direktor

gab der Baſe die Hand, und ſagte herzlich: ich weiß nur Eins von Ihnen, Mamſell Baſe. Sie haben meine vortreffliche Schwiegertochter erzogen; und das belohne Ihnen Gott: wir können es Ihnen nie genug verdanken! Jetzt war Eliſabeth da, wo Herrmann ſie gern haben wollte. Nun, lieber Herr Kammer-Direktor, liebſter Herr Vetter, ſagte ſie höchſt freundlich: man thut, was man kann. Das werde ich denn auch für Sie thun, und Gott wird es ſegnen.

Nach dem Eſſen wurde die Bekanntſchaft mit dem Prediger Mühlenberg und den übrigen angeſehenen Perſonen des Ortes gemacht. Auch der Floßverwalter Herr Caſtran kam, und zwar, dem vornehmen Beſuche bei dem Inſpektor zu Ehren, prächtig gekleidet. (Seine Tochter machte ihm zu ſeiner Freude oft die bunteſten ſeidenen Weſten, Uhrbänder, Hutkokarden und andern kleinen Putz, den er auch jetzt, in einem Alter von ſechzig Jahren, noch immer trug.) Er näherte ſich, ſo wie er in das Zimmer trat, dem Kammer-Direktor mit tiefen Verbeugungen, und hob an: ich habe von meiner Tochter, welche Dero Herr Sohn

und Frau Gemahlin mit ihrer Freundſchaft beehren, erſt dieſen Augenblick erfahren, daß der Herr Kammer-Direktor geruhen, ſich einſtweilen hier aufhalten zu wollen. Nun konnte ich nicht unterlaſſen, mich dem gnädigen Herrn Vater meines Vorgeſetzten unterthänigſt zu empfehlen, und Denenſelben die Bitte, die ich ungefähr vor achtzehn Jahren that (ja, ſo lange wird es her ſeyn) in das Gedächtniß zurückzurufen. Wenn Dieſelben die Gnade haben wollten, mir eine Stelle in der Reſidenz zu conferiren, ſo . . .

Um Vergebung, mit wem habe ich die Ehre . . .? fragte der Kammer-Direktor, ziemlich verlegen darüber, daß man ihn noch um Beförderung bat.

Ich bin der Floßverwalter Caſtran, Ew. Gnaden. Meine Familie iſt eigentlich aus Frankreich, wo einer Ehrenſache wegen mein . . .

Herrmann unterbrach ihn. „Mein Vater, lieber Herr Caſtran, hat allen ſeinen Einfluß am Hofe verloren.“

Caſtran ſprang zwei Schritte zurück. Was Sie ſagen! nicht möglich! . . . Aber Dero Herr Schwiegerſohn, der Herr — ich weiß nicht,

nicht, was Sie jetzt ſind — der Herr von Rolfs?

„Steht auf dem Sprunge, ihn zu verlieren.“

Behüte Gott! da müſſen ja erſchreckliche Dinge vorgegangen ſeyn!

„Erſchreckliche, lieber Herr Caſtran. Mein Bruder iſt Schuld an Allem. Er heirathet in eine Famlie . . . Sie müſſen ſie ja kennen . . .“ —

O, was wollt' ich nicht, lieber Herr Inſpektor! Ich habe die Ehre alle große Familien zu kennen, und halte mir auch den Adreßkalender, ſeitdem ich hier ſo zu ſagen in Ungnade bin. Nun aber, Dero Herr Bruder, der Herr Staabs-Kapitain?

„Ich wollte, man hängte dem Adreßkalender auch eine Rangliſte an, lieber Herr Caſtran; ſo wüßten Sie, daß mein Bruder wirklicher Kapitain iſt, und vielleicht in einem Monate Major wird.“

Bitte tauſendmal um Vergebung. Alſo Dero Herr Bruder, der Herr Kapitain?

„Kennen Sie die Dreskows?“

O freilich! Der Vater war Amtshauptmann.

„Richtig. Beiläufig anzumerken — ich finde den Titel etwas ſeltſam. Amtshauptmann! Wer nicht am Hofe gelebt hat, wie Sie und ich, weiß doch in der That nicht, ob ein ſolcher Hauptmann vom Militair oder vom Civil iſt.“

Ganz recht, Herr Inſpektor. Nun alſo Dero Herr Bruder, der wirkliche Herr Hauptmann?

„Sie werden wohl merken, Herr Caſtran — Man ſpricht nicht gern davon. Doch, Sie ſagen gewiß nichts wieder, wenn Sie es auch gemerkt haben.“

Aha! Aha! ſagte Caſtran mit einem dummen Geſichte. Freilich, freilich! das iſt denn ſchlimm genug! Aber, lieber Gott, ich werde alt, und nach gerade ungeduldig. Man wird mich verſetzen, wenn ich nicht mehr dienen kann. Schon ein und zwanzig Jahre habe ich es hier ausgehalten. Ich wäre für mein Leben gern wieder in der Reſidenz.

„Ich auch; doch mein Vater nicht. Der iſt des Lebens dort überdrüßig geworden. Aber warten Sie nur noch eine Weile, lieber Herr Caſtran. Wir bekommen am Ende den halben

Hof hierher; und dann fangen wir an, wie Emigrirte, gerade ſo zu leben, als ob hier die Reſidenz wäre. Wir wollen uns das Leben ſauer genug machen, und, beim Lichte beſehen, gerade um das, warum man ſich in der Reſidenz quält: um nichts."

Herr Caſtran war noch immer der Alte, und wünſchte nichts ſehnlicher, als ein Aemtchen in der Reſidenz. Wohl hundertmal hatte er ſeit achtzehn Jahren ſchon auf dem Sprunge geſtanden, ſeinen Wunſch zu erreichen; wohl hundertmal hatte er „dem gnädigen Herrn Holz-Inſpektor" eine völlige Abänderung des jetzigen Syſtems angekündigt, und mit Zuverſicht geſagt, daß er nun bald ankommen müſſe: denn dieſe Hoffnung konnte ihm jeder machen, der Luſt dazu hatte; und jeder, der ihn kannte, bekam Luſt dazu. Selbſt Herrmann that es zuweilen, wenn der arme Caſtran ſo betrübt und verlegen umher ging, — nicht aus Muthwillen, ſondern aus Mitleiden. Er ſagte dem armen Floßverwalter nur: ich habe einen Brief aus der Reſidenz; und ſogleich war Caſtran mit der Bitte da: ich hoffe doch, Sie werden mich in Ihrem Glücke nicht vergeſ-

ſen? — Herrman gab ihm die Hand darauf; und Caſtran trieb nun ſeine Geſchäfte wieder ein Vierteljahr hindurch mit vieler Heiterkeit. Er ging dann in ſeiner Freude von Haus zu Haus, und ſagte: glauben Sie mir, Inſpektors ſind am längſten hier geweſen. Da ſie nun ohne meine Tochter, und — warum ſoll ich es nicht ſagen? — auch ohne mich nicht leben können — die gnädige Frau haben von je her viel Gnade für mich gehabt. Ei nun, die Zeiten ſind vorbei; man iſt nur Einmal jung —: ſo können Sie leicht denken, daß ich bald etwas mehr ſeyn werde, als Floßverwalter.

„Wenn ich bedenke,“ ſagte Herrmann bei einer ſolchen Gelegenheit, „wie fröhlich dieſer arme Floßverwalter bleibt, obgleich ſeine Hoffnungen ſo oft zertrümmert werden; wie er mit begierigen Blicken die Nahmen im Adreßkalender anſieht, und die Frage thut: iſt es dieſer, der mir helfen wird, oder iſt es jener? wenn ich bedenke, daß er keinen von Allen kennt, und dennoch immer hofft; daß er ſich ſo unglücklich fühlt, und dennoch ſo heiter bleibt, dennoch ſeine Hoffnung nicht aufgiebt: ſollte ich dann nicht wünſchen, die Natur möchte

unſre Herzen alle ſo hoffnungsreich gemacht haben? Ja, welches Unglück mir auch begegnet, ich will es freundlich aufnehmen, und ſagen: nun, ich bin ja noch nicht todt; das Hof-Syſtem des Schickſals kann ſich ändern. Gott gebe mir nur den Muth des Tanzmeiſters! Denn, hätte er ein größeres Unglück, das ſo oft käme, und eine edlere Hoffnung, deren Zertrümmerung er ſo heiter ertrüge: er wäre ein Held, dieſer Tanzmeiſter. Warum ſollte ich nicht, ihm zu gefallen, von Vierteljahre zu Vierteljahre einen Brief aus der Reſidenz bekommen, da er dadurch wieder Hoffnungen auf drei Monate bekommt? Wäre ich reich, ich wollte zuweilen in einer neuen Equipage mich ſelbſt beſuchen und ihm dann ſagen: haben Sie die Equipage geſehen, lieber Herr Caſtran? Denken Sie an mich! Vielleicht in Kurzem!"

Herrmann war Herrn Caſtran wirklich gewogen geworden, zum Theil wegen ſeiner Heiterkeit, noch weit mehr aber wegen ſeiner vortrefflichen Tochter, eines ſchönen und in jedem Betracht vortrefflichen Mädchens. Er mußte dem Floßverwalter freilich manches nachſehen;

denn, zum Beiſpiel, wenn ſie Beide im Holz-zählen begriffen waren, und auf der Heerſtraße, die ganz nahe bei dem Holzplatze hin lief, eine Equipage vorüberkam, ſo ließ ſich Herr Caſtran gar nicht halten. O, nur einen Augenblick, lieber Herr Inſpektor! ſagte er dann, und lief geſchwind an die Straße, um dem Reiſenden eine tiefe Verbeugung zu machen. Man muß, ſagte er, ſeine Angel überall auswerfen; weiß man doch nicht, wie unerwartet es zuweilen kommen kann. Ich wollte mein halbes Gehalt darum geben, wenn der Fürſt einmal hier vorüber führe. Vielleicht redete er mich an, wenn ich da ſtände; und dann wäre ich auf einmal glücklich.

„Und wenn er das nicht thäte, ſo redeten Sie ihn an, Herr Caſtran."

Ja, das habe ich wohl tauſendmal gedacht; aber — was ſollte ich ihm ſagen?

„Das iſt freilich ſchwer zu beſtimmen!"

Ich wollte, er führe mich um und um; dann müßte er ſich doch erkundigen, wen er umgefahren hätte!

„Träumt Ihnen wohl nicht zuweilen, daß Sie der Fürſt ſelbſt ſind?"

Faſt jede Nacht; und dann geht es mit meinem Avancement ſehr ſchnell, Herr Inſpektor.

„Sie ſind ein glücklicher Mann! am Tage Floßverwalter, der gern avancirt ſeyn will, und bei Nacht im Traume Fürſt, der ſich ſelbſt avancirt! Wäre ich wie Sie, ich ſuchte mich zu überreden, daß ich im Traume wachte, und im Wachen träumte! ... Aber, wie weit waren wir doch im Holzzählen?

Herr Caſtran mißfiel dem Kammer-Direktor gar nicht; die tiefe Ehrerbietung, die der Mann ihm auch jetzt in ſeiner Ungnade zeigte, ſchmeichelte ihm. Man kann nicht wiſſen, dachte Herr Caſtran; der Herr von Rolfs iſt doch einmal ſein Schwiegerſohn! Er verließ ſeinen hohen Gönner mit tiefen Verbeugungen und neu belebter Hoffnung. Als er nach Hauſe kam, bat er Sophien, ſich ja um die Gnade des Herrn Kammer-Direktors und ſeiner Gemahlin zu bewerben. Liebes Kind, ſagte er; wir müſſen ſie nicht zu Athem kommen laſſen! Die gnädige Frau, das weißt du, hält ohnedies ſehr viel auf mich; denn — Glaub mir, Sophie, ſie muß es mir Dank wiſſen, daß ich ſchweige. Verliebt war ſie einmal in mich.

Lieber Vater! ſagte Sophie ſchmerzhaft. Aber Herr Caſtran ſchwor darauf, und nannte ſeiner Tochter noch zwei oder drei andre Damen, die gleichfalls in ihn verliebt geweſen wären. Kurz und gut, ſchloß er zuletzt; erwirb dir ja die Gnade ihrer Schwiegereltern!

Sophie hatte während dieſer ſchönen Tage andere Geſchäfte, als die Politik ihres Vaters; denn ihr Geliebter war da. Die Trennung eines Jahres hatte ſie zwar etwas fremder gegen Karl gemacht, aber auch zärtlicher. Sie ſprachen freilich mit einander nur von Dingen, die mit ihrer Liebe gar nicht in Verbindung ſtanden (Karl erzählte von der neuen Welt, in der er gelebt hatte, und Sophie von allen Veränderungen, die im Städtchen vorgefallen waren); aber dieſe Kleinigkeiten ſagten ſie in einem Tone, dem auch ein ſtumpfes Ohr die innere Bewegung ihrer Herzen angehört haben würde. Sie drängten ſich nicht zu einander; und dennoch fanden ſie ſich immer zuſammen. Das Geſtändniß ihrer gegenſeitigen Liebe lag in ihren Augen, und ſchwebte auf den rührenden Tönen ihrer Stimme; aber es kam nicht über ihre Lippen. Wäre nur die kleinſte

Veranlaſſung von außen hinzugekommen, ſo hätten ſie einander ihre Liebe entdeckt; denn Sophie hielt es ſogar für ungroßmüthig, daß ſie ihm die ihrige nicht geſtand, da ſie doch die ſeinige durch den alten Martin wußte. Sie ſah indeß, wie ſchwer es ihrem Geliebten wurde, Herr ſeines Geheimniſſes zu bleiben, wie oft er ſich von ihr abwendete, um ihr die zu große Erweichung ſeines Herzens zu verbergen; und dafür gelobte ſie ihm in ihrem Herzen tauſendmal die feſteſte Treue, die heiligſte Liebe.

Ihre Freundin Luiſe war glücklicher. Sie wußte gewiß, daß ihre Eltern ihre Liebe zu Julius billigten. Dieſe hatten zwar Emilien verſprochen, die jungen Leute ganz ſich ſelbſt zu überlaſſen; aber dennoch glaubten ſie, wenigſtens Luiſen durch verſteckte Anſpielungen auf ihre Wünſche aufmerkſam machen zu müſſen. Sie behandelten Julius jetzt nicht mit der vorigen Freundſchaft, ſondern mit einer neuen Zärtlichkeit. Mühlenberg ging noch weiter; er gab den beiden Liebenden oft Gelegenheit allein zu ſeyn, und ſcherzte mit ihnen, wenn ſie die Gelegenheit ergriffen. So ſtanden ſie einmal

Hand in Hand an einem Fenſter. Er nahm ein Buch, trat vor ſie hin, legte ſeine Hand auf die beiden vereinigten Hände der Liebenden, und fragte: ſoll ich, Kinder? Beide erröt̃heten, und ſchlugen die ſchönen Augen nieder. „Nun," ſagte Mühlenberg mit großer Rührung: „liebt einander nur; die Stunde wird auch kommen!" Mit dieſen Worten verließ er ſie. Luiſe zitterte; ſie fühlte, daß der Augenblick der Entſcheidung da ſey. Julius umfaßte ſie, und ſagte mit dem innigſten Tone: „o Luiſe!" Sie blickte zu ihm auf, und ſah ihn mit einem zärtlichen Lächeln an. Er drückte ſeine Lippen auf ihre Wange, und das ſchöne Bündniß war geſchloſſen.

Nach drei Tagen hatte Julius das offene Geſtändniß ihrer Liebe, und war unausſprechlich glücklich. Luiſe bat ihn indeß dringend, noch zu ſchweigen; denn, ob ſie gleich den Segen ihrer und ſeiner Eltern hatte, ſo mußte ſie doch beſorgt ſeyn, daß Emilie das frühe Geſtändniß ihrer Liebe tadeln würde, und ſie ſcheuete ſich, dieſe geliebte zweite Mutter nur im mindeſten unzufrieden zu machen.

Julius nun ſo hohes Glück würde ohne

Zweifel auch Karln das Geſtändniß ſeines Geheimniſſes entriſſen haben, wenn er es früher gewußt hätte, als nach ſeiner Rückreiſe auf die Univerſität. Julius nahm nehmlich von Luiſen im Hauſe ihrer Eltern Abſchied, und ſie ſank vor den Augen derſelben mit Thränen in ſeine Arme.

Karl beugte ſich nur bewegt auf die Hand der geliebten Sophie, die zitternd und bleich vor ihm ſtand und vergebens ihre Rührung zu verbergen ſuchte. Emilie nahm, als ihr Sohn fort war, das Mädchen in ihre Arme, und ſagte in bedeutender Bewegung: meine Tochter! — Sophie wurde nun dreiſter, ſagte mit Thränen der Freude: geliebte Mutter! und verbarg die erröthenden Wangen an Emiliens Herzen.

Emilie war von dieſem Augenblicke an zärtlicher, vertraulicher gegen Sophien, befahl ihr wie ihren eigenen Kindern, kurz, ſchien ſie ſchon gänzlich zu ihrer Familie zu zählen; aber ſie ließ Sophien ihr ſüßes Geheimniß. Das Mädchen ſah, daß die Eltern es wußten: denn mit dem Ausdruck, wie jetzt, hatten Emilie und Herrmann ſie noch nie Tochter ge-

nannt. Dieſes zarte Verhältniß des verhehlten Wiſſens und der erhöheten Zärtlichkeit drang endlich Sophien (und das wollte Emilie) das Geſtändniß ihrer Liebe ab. Meine geliebte Tochter! ſagte Emilie, mit glänzenden Augen, ſie umarmend. Und nun, meine theure, edle Freundin! ſetzte ſie mit dem Blicke einer ſo vertraulichen Liebe hinzu, daß Sophie ſich entzückt fühlte. Emilie wußte zu belohnen; von dieſem Augenblick an behandelte ſie das Mädchen wie eine jüngere Schweſter, mit dem freundſchaftlichſten Vertrauen.

Selbſt Herrmann erfuhr das Geheimniß nicht ganz, und Emilie konnte nun die Empfindungen der jungen Freundin völlig nach ihrem Gefallen leiten. Dieſe Empfindungen hatten etwas Heroiſches, das Emilie liebte. Auch war Sophie mehr von ihr gebildet, Luiſe mehr von ihrer Mutter. Die letztere wagte es nie, Emilien ihr Herz zu entdecken; indeß leitete dieſe doch mittelbar, durch Sophien, Luiſens Handlungen. Uebrigens mußte Luiſe auch alle Briefe, die ſie an Julius ſchrieb und von ihm bekam, ihrem Vater zeigen; und ſo blieben ſie in den Schranken einer zärtlichen

Freundſchaft. Auch Sophie und Karl ſchrieben einander, und Emilie war die geheime Vertraute dieſes angenehmen Briefwechſels.

Die Großeltern fanden ſich nach und nach in die Liebe und das Vertrauen ihrer Hausgenoſſen: die Großmutter früher, als der Kammer-Direktor, der ſich die Manier, alles durch Umwege zu treiben, ſchlechterdings nicht abgewöhnen konnte, auch hier nicht, wo ihm jedes Herz zu Gebote ſtand. Er fing nur an: ich wünſchte wohl dies oder jenes; und ſogleich lief einer ſeiner Enkel weg, um es zu holen. Aber er hatte das Gegentheil haben wollen. Kinderchen, ſagte er; eure Muſik am Abend iſt entzückend. Ich ſchliefe freilich gern; aber, gewiß, ich wache nie angenehmer, als wenn ich euer Singen höre. Nun ſangen die Kinder dem Großvater heute allen Schlaf weg, bloß, um ihm Vergnügen zu machen, bis endlich Herrmann ſich ins Mittel ſchlug. Der Kammer-Direktor mußte ſich am Ende wirklich entſchließen, gerade heraus zu ſagen, was er wünſchte. Nur gegen ſeine Frau blieb er noch der alte; und ſie konnte allemal ganz ſicher das Gegentheil von dem thun, was er

mit einem „charmant!" zu billigen ſchien. Er fing auch wieder an von Emporkommen, von Größe, zu ſprechen. Deine beiden Söhne, lieber Herrmann, ſagte er, ſind edle, brave Jünglinge. Ich dächte, wenn du auf eine gute Art die Bekanntſchaft mit Rolfs wieder anknüpfteſt — Es ſind doch ſeine Neffen; und ich ſage dir, er regiert den Fürſten.

„Liebſter Vater," erwiederte Herrmann, „wir danken Gott, daß wir von ihm los ſind; und ich ſollte meine Söhne in eine Verbindung bringen, die . . . " —

Es iſt wahr, Herrmann. Du haſt supérieurement Recht. Aber das Glück deiner Söhne, dachte ich, . . .

„Beſteht in Liebe, in Güte, in Muth, in Redlichkeit. Vater, ich bin dadurch ſo glücklich geworden!"

Ja; aber ihr Stand!

„Wir laſſen ihn fahren. Hat er Sie glücklich gemacht, mein Vater?" — Der Kammer-Direktor ſchwieg betrübt, weil er fühlte, daß Herrmann Recht hatte. Aber wie ſchwer iſt es, die Feſſeln nicht mehr zu ehren, welche die lange Gewohnheit uns heilig gemacht hat,

auch wenn ſie ſchon abgeworfen ſind! Herrmann ſagte: „die große Welt iſt ein ſchmales ſchlüpfriges Brett über einem tiefen Abgrunde, wo uns keine Hand anfaßt, wo niemand neben uns geht, wo jeder ſeinen Vordermann nur hinabzuſtoßen ſucht und von ſeinem Hintermanne daſſelbe fürchten muß." Recht, ſagte der Kammer-Direktor: ein ſuperber Vergleich! Aber dennoch hätte er alle ſeine Enkel auf dieſes ſchmale, ſchlüpfrige Brett geführt, wenn es nach ſeinen dunkeln Empfindungen gegangen wäre.

Er ſchüttelte oft den Kopf, wenn Herrmann ſo vertraut mit ſeinen Kindern umging; denn er meinte, da müſſe ein Vater ja alle Autorität verlieren. Aber mit Verwunderung ſah er, welchen Gehorſam die Kinder ihren Eltern bewieſen. Nur ein Wunſch von Herrmann oder Emilien; und die Kinder brachten die ſchwerſten Opfer.

Der Kammer-Direktor lernte endlich, daß Liebe mehr iſt, als Geſchliffenheit der Sitten, die er zu dem einzigen Principe bei der Erziehung gemacht hatte. Zu ſeinem großen Erſtaunen, machte er endlich einmal auch die Ent-

deckung, daß alle Kinder fertig Franzöſiſch ſprachen. Er wollte, als er ſchon über acht Wochen im Hauſe war, ſeinem Sohn etwas ſagen, das die Kinder nicht hören ſollten; Herrmann fragte aber ſchnell ſeine jüngſte Tochter etwas auf Franzöſiſch, und das Kind antwortete richtig. Erſtaunlich! ſagte der Kammer-Direktor; man kann ja ein Jahr lang hier ſeyn, und weiß noch nicht, wie unterrichtet deine Kinder ſind! Herrmann erzählte ihm nun, wie er ſeine Kinder erzogen und gebildet habe. Sein Vater ſchüttelte zuweilen den Kopf, und wagte doch einige Einwürfe, die von dem Glücke der Kinder hergenommen waren. „Glücklich, mein Vater," ſagte Herrmann, „kann ich meine Kinder nun einmal nicht machen; denn ſie ſchwimmen, wie alle Menſchen, mitten in dem Strome der menſchlichen Thorheiten, Vergehungen und Schickſale. Ich kenne ihre Zukunft nicht, und würde alſo, wenn ich für ſie wählte, nie wiſſen, ob ich ihr Unglück oder ihr Glück gewählt hätte. Was ich thun konnte, habe ich gethan: ich habe ſie Geduld und Ergebung gelehrt. Meine Kinder wiſſen, daß die Thränenquelle, und

die

die Quelle des feinſten menſchlichen Vergnügens, das Auge, Nachbaren ſind. Es wird ſie nicht befremden, wenn ſie nicht glücklich werden. Indeß habe ich ſie gelehrt, gleichgültig gegen Rang und Gold zu ſeyn, damit ſie den Mangel daran nicht fühlen.“ (Der Alte ſeufzte hier laut.) „Das iſt Alles, was ich für ihr Leben gethan habe.“

Mich dünkt, mein Sohn, das iſt zu wenig für ihre Beſtimmung. Vergieb . . .

„Für ihre Beſtimmung, mein Vater?“ unterbrach ihn Herrmann begeiſtert: „dafür habe ich unabläſſig gearbeitet.“

Und was nennſt du denn ihre Beſtimmung? Es iſt mir lieb, daß wir einmal auf dieſes Kapitel kommen, mein Sohn. Ich lerne von dir immer.

„Ihre Beſtimmung iſt die Beſtimmung aller Menſchen: den Forderungen ihrer Vernunft genug zu thun. Ich habe den heiligen Glauben an Gott, den ihnen die Natur gab, geleitet; ich habe ihnen gezeigt, wie unſer ſittliches Gefühl uns eine neue Welt, die Ewigkeit, die Seligkeit, eröffnet; ich habe ihr Leben für die Tugend begeiſtert. Unbekümmert um

die Folgen für ſie ſelbſt, für ihr Glück, für ihr Fortkommen, lehrte ich ſie nur dieſen Glauben an Gott, an die Ewigkeit, an ſich ſelbſt feſthalten. Nein, mein Vater, ich darf nicht fürchten, daß eins von meinen Kindern ſeine Beſtimmung verfehlen wird. Sie können arm, verachtet, verfolgt, verſpottet werden, aber nie unglücklich, nie laſterhaft; ſie können vielleicht vor Menſchen zittern müſſen, aber nie vor ſich ſelbſt, vor dem Tode und vor Gott; ſie können vielleicht den Glauben an die Freundſchaft verlieren — o, Gott behüte ſie davor! — aber nie werden ſie aufhören, den Menſchen zu lieben und ihm wohlzuthun, weil das ihre Pflicht iſt. Dieſes Leben kann für ſie eine finſtre Mitternacht voll Seufzer und Jammers werden; aber der Strahl der Ewigkeit, der das feſte Herz mit der zweifelnden Vernunft vereinigt, wird ihnen nie erlöſchen; ich habe ſie gelehrt, für ihre Pflicht Ehre, Vermögen, Liebe, Freundſchaft, ſelbſt das Leben aufzuopfern, und Gott zu vertrauen, wenn die Erde unter ihnen in Trümmer bricht. O," ſagte Herrmann in hoher Begeiſterung; „o mein Vater! welch ein Elend wäre das Leben für den denkenden Men-

ſchen ohne den Glauben an die Tugend!" Darauf ließ ſich nichts ſagen, ſo gern der Vater auch noch von der bürgerlichen Beſtimmung der Kinder geredet hätte. Sehr charmant, mein Sohn, ſagte er; ſogar erhaben! Freilich kann man, leider, bei ſolchen Grundſätzen dennoch unglücklich ſeyn.

„Aber ohne dieſe Grundſätze, mein Vater, iſt man kein wahrer Menſch." Der Vater verſtand das nicht, und ſchüttelte den Kopf.

Leider bekam Herrmann bald Gelegenheit, dieſe Grundſätze an ſeinen Zöglingen zu prüfen. Herr Caſtran hatte wirklich Umgang mit einigen Adeligen, die ſich über ſeine Sehnſucht nach einem Aemtchen in der Reſidenz luſtig machten. Unter andern beſuchte er zuweilen einen Herrn von Dornau, auf einem Landgute in der Nähe. Dornau, ein junger, luſtiger Mann, der als Lieutenant ſeinen Abſchied vom Militair genommen, um ſein ererbtes, ſehr anſehnliches Gut ſelbſt zu bewirthſchaften, hatte auf dem Lande große lange Weile, und Herr Caſtran, mit dem ſich tauſend Späße treiben ließen, kam ihm alſo wie gerufen. Ueberhaupt ſah er viel Geſellſchaft, und, da er unver-

heirathet war, faſt immer nur junge Leute. Auch der junge Herr von Hochfeld, Sohn des Staatsminiſters, des Jugendfreundes von Herrmann, gehörte zu ſeinen Bekannten. Als dieſer einmal bei Dornau war, erzählte man von dem närriſchen Floßverwalter Caſtran, von ſeinem Prahlen mit vornehmen Bekannten, und von ſeinen Prophezeiungen, daß in Kurzem das Syſtem am Hofe ſich ändern werde. Hochfeld wollte nicht glauben, daß es einen ſo ſeltſamen Menſchen geben könne; man verſicherte das aber mit Betheurungen, und erzählte ſo viele lächerliche Anekdoten von dem Floßverwalter, daß Hochfeld endlich Luſt bekam, ihn kennen zu lernen. Das Städtchen, wo Caſtran wohnte, lag nur eine Meile von der Landſtraße; und dieſen kleinen Umweg wollte Hochfeld gern machen, um ein ſolches Original zu ſehen. Dornau ſchrieb nun einen Brief an Caſtran, worin er ſagte: „ich gebe Ihnen Gelegenheit, Ihr Glück zu pouſſiren. Der Ueberbringer dieſes Briefes iſt der Sekretair und die rechte Hand des erſten Miniſters. Da er über Ihr Städtchen geht, ſo bat ich ihn, dieſen Brief mitzunehmen, um Sie mit ihm bekannt zu machen," u. ſ. w.

Mit dieſem Briefe reiſte Hochfeld nach dem Städtchen ab. Er traf den Helden der Poſſe nicht, aber dagegen ſeine Tochter. „Mein Vater,“ ſagte Sophie, „kann nicht lange ausbleiben. Müſſen Sie ihn ſelbſt ſprechen, ſo bitte ich Sie, ein Weilchen hier zu verziehen.“ Hochfeld that das mit Vergnügen; denn er befand ſich hier ſehr wohl. Er fing ein Geſpräch mit dem ſchönen Mädchen an; und — ein ſo großer Thor der Vater auch ſeyn mochte, die Tochter war deſto verſtändiger. Seine Verſuche, das Geſpräch in einen ſcherzhaften Ton zu bringen, gelangen nicht. Sophie war ſehr artig, ſehr gütig, doch immer ſehr ernſthaft. Ihr Vater, ſagte Hochfeld, iſt ſehr dreiſt, daß er Sie ſo ganz allein läßt. Sophie verſtand ihn nicht, und fragte: „wie ſo?“ Er machte ihr nun ein Kompliment über ihre Schönheit, und hoffte, daß dadurch ihr Geſicht freundlicher werden ſollte. Es blieb aber völlig unverändert, ſo daß er den Muth verlor, auf dieſem Wege fortzugehen. Er ſprach nun von der ſchönen Gegend rings um das Städtchen her; und, was Sophie erwiederte, zeigte deutlich, wie fein ſie fühlte.

Herr Caſtran kam noch immer nicht; gegen Abend ſchickte er einen Holzknecht, und ließ ſagen, daß er dieſe Nacht ausbleiben würde. Hochfeld erröthete, als er das hörte. Sophie ſtand auf, und ſagte: „ich bedaure, daß Sie ſo lange haben vergebens warten müſſen. Darf ich Sie bitten, Ihren Auftrag an meinen Vater durch mich beſtellen zu laſſen?" Hochfeld entſchuldigte ſich, daß er dieſes Anerbieten ablehnen müſſe; und dann äußerte er: es ſey ſchon ſpät, und er werde wohl ſchwerlich noch die Stadt, wohin er heute gewollt habe, erreichen. — Er rechnete halb und halb darauf, das ſchöne Mädchen würde ihn bitten, die Nacht zu bleiben. Das that Sophie auch wirklich, nur mit dem Zuſatze: der Inſpektor Lange, oder der Prediger Mühlenberg, ihre Freunde, würden gern für ſie die Pflicht der Gaſtfreundſchaft ausüben. Nun wollte Hochfeld niemanden beläſtigen. Er blieb noch eine halbe Stunde, verſprach ein ander Mal wiederzukommen, und empfahl ſich. Anſtatt aber in die Reſidenz zu reiten, ritt er, in ſüßen Träumen über das ſchöne Mädchen, das er verlaſſen hatte, wieder zu Dornau.

Hochfeld hatte die gewöhnliche Erziehung eines jungen Menſchen von Stande erhalten. Sein Vater vergaß auf der höchſten Stufe der Ehre (er war Miniſter und Liebling des Fürſten) die Tugend nie gänzlich; ja, bei dem Anblicke ſeines Sohnes dachte er oft mit Vergnügen an alle die Plane, die er und ſein Freund Lange ehemals über die Erziehung ihrer Kinder entworfen hatten. Indeß, je älter er wurde, deſto abentheuerlicher, deſto übermenſchlicher ſchienen ihm die Grundſätze ſeines geweſenen Freundes. Er bildete daher ſeinen Sohn zu einem feinen Weltmanne, der Tugenden bedürfe, um glücklich zu leben: Redlichkeit, um Vertrauen zu erregen; Großmuth, um geachtet zu ſeyn; Güte, um geliebt zu werden; Feinheit, um ſeine Abſichten durchſetzen zu können; und Muth, um ſich gefürchtet zu machen. Der junge Hochfeld war, bei ſeinen guten Anlagen, und bei einer, zwar nur nach dieſem Plane berechneten, aber ſehr gedachten und ſorgfältigen Erziehung, ein ſehr artiger, verſtändiger, und ſogar tugendhafter Jüngling geworden, und galt für das Muſter aller jungen Leute aus großen Familien. Er hatte mannichfaltige

und mehr als oberflächliche Kenntniſſe, ſprach ſehr gut, und zeigte die feinſte Politur der Sitten. Ob er gleich im höchſten Ueberfluſſe erzogen war, und ob es ihm gleich, bei vielen müßigen Stunden, auch nicht an mancherlei Reitzungen fehlte, ſo ſchweifte er dennoch nicht aus. Sein Vater hatte ihm in mehr als Einer Unterredung die Folgen der Liederlichkeit für Körper und Geiſt ſo lebhaft geſchildert, und ihm ſo frühzeitig Sinn für wahre Schönheit beigebracht, daß er ſicher ſeyn konnte, ſein Sohn werde ſich nie in die Arme eines verächtlichen Weibes werfen. Und ein unſchuldiges Mädchen, mein Sohn? wie könnteſt du das verführen! ſagte der Vater. Von Stande, oder aus einer angeſehenen Bürger-Familie? Eine ſolche Handlung machte dich vielleicht auf dein ganzes Leben unglücklich. Und wie könnteſt du ſo hart ſeyn, die Unſchuld eines guten, einfachen Mädchens von geringem Stande zu vernichten, deſſen Unſchuld, deſſen flekkenloſe Tugend vielleicht der Troſt der armen Eltern, der Stolz der ganzen unglücklichen Familie iſt! Die unteren Stände haben ſo wenig, oft nur den Stolz auf ihre Rechtſchaffenheit.

Ich glaube nicht, mein Sohn, daß du den kränken würdeſt, da er doch ſo edel iſt.

So verwies Hochfeld ſeinen Sohn immer auf die Folgen einer Handlung. Er ſprach das Mitleiden, den Stolz oder die Klugheit ſeines Sohnes für die Unſchuld an; nie ihn ſelbſt. Herrmann erzog anders: auch er ſprach wohl von den Folgen; doch immer ging er von dem Grundſatze aus: „es iſt recht, es iſt Pflicht, ſo zu handeln! Wenn du deiner Vernunft nicht Gehör giebſt, ſo beleidigſt du dich ſelbſt, und deine Würde als Menſch. Du biſt ein Thier, wenn du nicht über die Empfindungen der Sinnlichkeit wachſt, und ein Teufel, wenn du die Ruhe eines Menſchen für deinen Genuß wagſt, auch wenn keine Thräne darüber flöſſe, auch wenn am Ende Wohl und Glück daraus entſpränge."

Noch nie hatte ein Mädchen auf den jungen Hochfeld ſolchen Eindruck gemacht, wie die ſchöne Sophie Caſtran. Die edle Figur, der königliche Gang, das ſchöne Oval des Geſichtes, die großen blauen Augen, mit den dunkeln Augenbraunen umzogen, das liebliche holde Morgenroth auf den weißen Wangen, der

blendende Hals, die runden Arme: das Alles ſtand immer vor ſeiner Seele; und doch war es ſo gut wie nichts gegen das Leben, das dieſes ſchöne Geſicht beim Sprechen bekam, gegen den heitern Himmel, den ein Lächeln über dieſes Geſicht verbreitete, gegen die fromme Unſchuld, die aus den Augen ſtrahlte, gegen die höhere Röthe, welche die Erzählung einer edlen That auf die Wangen goß. Und zu dem Allen nun dieſer ſilberreine, liebliche Ton der Stimme, dieſe Unſchuld, dieſe Grazie in jeder Bewegung!

Es ſchien dem jungen Hochfeld, als hätte er erſt heute gelernt, was Schönheit ſey. Er kehrte zu Dornau zurück, nicht in Gedanken, ſondern nur in dem Nachgenuſſe ſeiner angenehmen Empfindungen; aber doch war der Entſchluß ſchon da, das Mädchen wiederzuſehen: denn er fühlte, der Umgang mit dieſem holden Geſchöpfe ſey die größte Freude des Lebens. Bei Dornau gab er einen Vorwand zu ſeiner Rückkehr an. Daß er Herrn Caſtran nicht zu Hauſe gefunden habe, ſagte er ganz kalt, ohne ſeiner Tochter zu erwähnen.

Am folgenden Morgen kam Caſtran ſelbſt

zu Dornau. Schon unten hatte er von den Domeſtiken erfahren, daß der Engliſche Geſandte, ein junger Mann, da ſey; und er trat nun, vor Erwartung glühend, in das Zimmer. Kaum wurde ihm Hochfeld präſentirt, ſo bat er ſehr unterthänig um deſſen Protektion. Dornau und ſeine Freunde empfahlen ihn dringend dem angeblichen Geſandten, der am Hofe vermittelſt ſeines Poſtens großen Einfluß habe. Sie ſchlugen allerlei lächerliche Chargen vor, die Caſtran bekleiden könne, und wunderten ſich, daß Hochfeld ſo wenig in ihren Spaß mit einſtimmte, ſondern ſich ernſt und artig gegen den Verſpotteten betrug. Caſtran wurde aber nun deſto närriſcher; die Würde in dem Betragen des Geſandten entlockte ihm neue Verſicherungen ſeiner Ehrfurcht. Die Andern drangen in Hochfeld, er ſollte ihrem Klienten auf der Stelle Hoffnung zu einer Verſorgung in der Reſidenz machen. Caſtran ſprang wie unſinnig in dem Zimmer umher, und ſagte: es kann nicht fehlen, wenn Ew. Excellenz nur wollen; mein Glück iſt dann gemacht. Hochfeld blieb einſylbig; und das gab am Ende der Scene noch mehr Leben. Man fing nun an,

dem Geſandten Caſtrans Verdienſte herzurechnen, und ſeine vornehmen Bekannten zu nennen. Dornau brachte einen Adreßkalender, und ſagte: Mylord, hier können Sie die Bekannten unſers Herrn Caſtran auf Einmal überſehen. Hochfeld ſagte dem Manne ein Paar artige Worte. Die Herren, ſetzte er hinzu, ſind, wie Sie ſehen, Spottvögel, die mich und Sie zum Beſten haben; wir wollen ihnen aber nicht den Gefallen thun, uns ihnen zum Lachen zu geben.

Dem jungen Hochfeld lag gar nichts mehr daran, den närriſchen Caſtran zu necken, ſeitdem er deſſen Tochter kannte; allein ſo war bei dem nicht abzukommen. Durch Hochfelds politiſches Verfahren, nicht Ja, nicht Nein zu ſagen, wurde er vollkommen überzeugt, daß er einen Mann von Bedeutung vor ſich habe. Endlich bat er die andern Herren, ob ſie ihn nicht einmal mit Mylord allein laſſen wollten. Sie gingen nun in ein Nebenzimmer; Hochfeld aber nahm den ſeltſamen Mann bei der Hand, und führte ihn in den Garten, um nicht behorcht zu werden.

Hier trug nun Caſtran ſeine Bitte um

Beförderung noch einmal flehentlich und mit naſſen Augen vor. Hochfeld, der immer nur den Vater der ſchönen Sophie in ihm ſah, wollte ihn auf eine gute Art von ſeiner Thorheit zurückbringen, und ſagte: lieber Herr Caſtran, Ihr Wunſch verleitet Sie zu Dingen, die in der That nicht gut ſind. Betrachten Sie mich doch! Sehe ich denn wohl wie ein Geſandter aus? Und — würde denn ein Engländer ſo richtig Deutſch ſprechen, wie ich? — Ihre Nation, Mylord, ſagte Caſtran ſchnell, ſchätzt die Verdienſte nicht nach Jahren. Und Ihr Deutſchſprechen? Nun, Sie können ja wohl in Hannover erzogen worden ſeyn.

Hochfeld beſtärkte, ohne es zu wollen, den Thoren noch mehr in ſeinem Glauben. Endlich ſagte er: nun, wir wollen ſehen, Herr Caſtran! und fing ein andres Geſpräch an. Er fragte: „haben Sie denn Familie?"

Eine Tochter, Mylord. Verwandte gar nicht, außer in Frankreich; denn ich muß die Ehre haben, Ihnen zu ſagen, . . .

„Aber Ihre Tochter ginge vielleicht nicht gern mit in die Reſidenz, und da würden Sie am Ende doch wohl lieber bleiben wollen, wo Sie ſind!"

Nur ein Aemtchen in der Reſidenz, Mylord, ein kleines Aemtchen! Meine Tochter geht gewiß mit. Gott weiß, ich thu' es ja halb um meiner Tochter willen. Wer kann ſie in dem elenden Städtchen kennen lernen? Zuweilen kommen freilich junge Leute von Stande; denn ich habe eine ausgebreitete Bekanntſchaft, Mylord. So iſt noch geſtern ein junger Edelmann in meinem Hauſe geweſen, und hat von zwei Uhr bis ſechs bei meiner Tochter geſeſſen, um mich abzuwarten. Er hat einen Brief in einer wichtigen Sache an mich gehabt. Aber in der Reſidenz ließe ſich doch eher etwas für meine Tochter finden.

„Freilich, Herr Caſtran; freilich! Nun denn, um Ihrer Tochter willen. Was hätten Sie denn gern für ein Aemtchen?"

Was es für eins ſeyn mag, gleich viel. Es iſt mir nur um die Ehre zu thun, nur um die Ehre. Freilich ein wenig Brot muß dabei ſeyn. — Hochfeld bat ihn noch zuletzt ſehr ernſthaft: erwähnen Sie gegen die andern Herren nichts von dieſer ganzen Unterredung. Ich ſage Ihnen, es ſind Spottvögel, und ich meine es gut mit Ihnen.

Hochfeld wiederholte ſo oft, daß die Herren Spottvögel wären, bis Caſtran ſich endlich wenigſtens ſo ſtellte, als ob er es glaubte. Nun aber gab Hochfeld dem Manne ſein Wort, daß er alle Mühe anwenden wolle, ihn in die Reſidenz zu bringen, doch unter der Bedingung eines gänzlichen Stillſchweigens. Hochfeld ſcherzte nicht. Der arme Thor ſpielte ihm ſeine ſchöne Tochter ſo gutwillig in die Hand, daß die ganze Begebenheit mit Anfang, Mitte und Ende ſchon durch ſeine Phantaſie flog. Er ſah Sophien ſchon in der Stadt als ſeine Freundin, und ſich als den Beſchützer, den Wohlthäter der Familie.

Hochfeld ging wieder mit Herrn Caſtran zu der Geſellſchaft. Man bemerkte den ſtolzen Blick des Floßverwalters, zog ihn auf die Seite, und ſuchte ihn auszufragen. Er lächelte aber zufrieden, und legte den Finger auf den Mund. Caſtran empfahl ſich endlich, nachdem er mit dem Herrn von Dornau auf den dritten Tag einen Beſuch bei einem benachbarten Edelmanne verabredet hatte. Man fand nun die Poſſe mit Caſtran nicht derb genug, und konnte nicht begreifen, warum

Hochfeld den Thoren ſo beſtimmt in ſeinen Schutz nahm. Dieſer erkundigte ſich ſehr fein bei Dornau, ob der Beſuch auf den dritten Tag mit Caſtran gewiß wäre; und es wurde ihm verſichert. Er blieb nun noch zwei Tage. Am dritten, als Dornau nach dem Städtchen fuhr, um Caſtran abzuholen, machte auch Hochfeld ſich auf; allein nach einem Umwege von einer Stunde, ritt er langſam auf das Städtchen zu, Caſtrans Tochter zu beſuchen. Seinen Bedienten ließ er mit den Pferden in dem nächſten Dorfe, und ging zu Fuß in das Städtchen.

Caſtran kam an dem Abend, da der Engliſche Geſandte ihm ſeine Protektion verſprochen hatte, ſehr glücklich zu Hauſe. Er ging gravitätiſch im Zimmer auf und ab, und lächelte zuweilen ſehr freundlich. Als Sophie nicht fragte, fing er an: wenn ich nicht verſprochen hätte, zu ſchweigen, ſo könnte ich dir etwas Neues ſagen, meine Tochter.

Sophie nähete fort. Nun holte er den Adreßkalender, und fand keinen Engliſchen Geſandten darin. Was, in aller Welt! rief er aus. Ich wollte wohl wetten, es wäre eine Heirath mit unſrer Prinzeſſin im Werke, liebe

Sophie!

Sophie! Und die Prinzeſſin geht über Meer! — „Das iſt wohl möglich, lieber Vater.“ — Möglich? Es iſt wirklich, liebe Tochter! Ich habe den Engliſchen Geſandten geſehen. Mylord . . . hm! die fatalen Nahmen! Und da wird es in der Reſidenz Feten geben! Ich möchte dann wohl ſchon da ſeyn, Sophie. Es ſoll mich wundern, ob meine Freunde durchdringen werden. Ich wollte viel darauf wetten!

Sophie blieb ſehr ruhig bei ihrem Nähen; denn alle vier Wochen wettete ihr Vater einmal auf eine Amtsveränderung. Sie ließ ihn reden, und ſagte weiter nichts, als daß ſie ſich ſehr glücklich ſchätzen würde, wenn er endlich einmal ſeinen ſehnlichen Wunſch erreichte.

Wenn ich nur reden dürfte, liebe Tochter; nur dieſes einzige Mal! Aber die Zunge iſt mir gebunden. Nun, nun! In Kurzem wirſt du ſehen!

Herr Caſtran erzählte wirklich nichts weiter. Zwar machte es ihm große Qual, daß er ſein Geheimniß bei ſich behielt; er wollte aber von ſeiner Tochter bewundert werden. Sophie

bewunderte ihn nicht, und ſchien ſeinen Heroismus nicht einmal zu bemerken. Ich weiß, ſagte er vor ſich, als ſie hinausgegangen war, ich weiß, daß ſie vor Neugierde ſtirbt; aber Caſtran kann ſchweigen!

Am folgenden Morgen machte er es auf dem Holzplatze mit dem Inſpektor ungefähr eben ſo. Er erzählte von Mylord . . . hm! hm! . . . die verwünſchten Nahmen! — Er ahnete ſeine nahe Beförderung, brach dann politiſch ab, und ſchwieg, fing aber dieſen Morgen noch ſehr oft an von einem Mylord zu ſprechen. „Da haben ſie dem armen Thoren,“ dachte Herrmann, „wieder einen Lord als den Strahl der Hoffnung aufgeſtellt! Wenn ich etwas zu ſagen hätte, mein Herr Caſtran ſollte doch noch in die Reſidenz, ehe er ſtürbe.“

An dem verabredeten Morgen fuhr Herr Caſtran mit Dornau weg. Sophie aber ließ ſich, wie jedes Mal wenn ihr Vater abgeholt wurde, nicht ſehen. Eine Stunde nachher kam Hochfeld, und fragte nach Herrn Caſtran. Sophie erröthete, und war ein wenig mißvergnügt; denn ſo eben hatte ſie zu Langens gehen wollen. Sie ſagte dem Fremden: ihr Va-

ter ſey ausgefahren, und werde erſt nach Tiſche wiederkommen. Der Fremde ſchien etwas zu bedenken. Endlich ſagte er lächelnd: mich muß doch immer das Unglück treffen, Ihnen läſtig zu werden. Aber, da mein Weg ziemlich weit, meine Zeit beſchränkt und die Sache ſelbſt nothwendig iſt, ſo — muß ich Sie in der That bitten, mir zu erlauben, daß ich Ihren Herrn Vater hier erwarten darf. Ich würde das nicht thun, wenn es nicht im Wirthshauſe ſo äußerſt unangenehm wäre, oder, wenn ich hier nur irgend einen Bekannten hätte. Er ſagte das ſo artig, ſo beſcheiden, daß Sophie ihm ſeine Bitte nicht geradezu abſchlagen konnte; doch bot ſie ihm an, ihn mit der Familie des Inſpektors Lange bekannt zu machen. Er lächelte verlegen, und ſagte: ich bedaure Sie, Mamſell, aber mich noch mehr, wenn ich Sie von einem Beſuche abhalte, der Ihnen vielleicht tauſendmal lieber iſt, als die Geſellſchaft eines Fremden, den Sie freilich durch Ihre neuliche Gaſtfreundſchaft zu der größten Dankbarkeit verpflichtet haben. Ich muß Ihren Herrn Vater in einer Angelegenheit ſprechen, die für ihn wichtig ſeyn kann. Mir aber iſt

es nothwendig, unbekannt zu bleiben. Das klingt geheimnißvoll, Mamſell, und — iſt eine Art von Unbeſcheidenheit; ich kann ihr aber ſchlechterdings nicht entgehen. In der That, ich leide bei dieſer Unbehülflichkeit der Umſtände mehr, als Sie.

Sehr freundlich über den verbindlichen Ton des Fremden, ſagte Sophie gütig: „ich leide nicht ſo ſehr durch die Unbehülflichkeit der Umſtände, als durch meine eigene Unbeholfenheit, Ihnen die Zeit zu verkürzen.“ Der Fremde verbeugte ſich höflich. Da er in einer Angelegenheit ihres Vaters gekommen war, ſo glaubte ſie, bei ihm bleiben zu müſſen, und, da er nicht geſehen ſeyn wollte, freilich auch ohne andre Geſellſchaft.

Der Fremde fing an: ich bemerkte neulich an Ihrer Verlegenheit, die Sie ſo gütig zu verbergen ſuchten, daß ich Sie ſtörte; darum kam ich heute ſo früh, ſchon Vormittags, um Ihren Herrn Vater gewiß nicht zu verfehlen: und nun bin ich doch wieder in derſelben Beſorgniß, Mademoiſelle.

Sophie wurde freundlicher, um dem Fremden ihre jetzige, wirklich nicht geringe Verle-

genheit zu verbergen. Hochfeld war entſchloſſen, den ganzen Tag in der Geſellſchaft des liebenswürdigen Mädchens, das er wirklich hochachtete, allein zuzubringen, um es noch näher kennen zu lernen. Er hatte ſeinen Plan ſehr fein angelegt, und ſich zu ſeiner Rolle vorbereitet. Weil er fühlte, daß es ſehr ſchwer ſeyn würde, das Geſpräch mit Sophien unterhaltend genug zu machen, ſo glaubte er, gleich Anfangs ihre Phantaſie in Bewegung ſetzen zu müſſen, damit ſie nicht ihn allein ſprechen ließe oder ſich auf bloße Antworten einſchränkte. Er wußte eine ſehr anziehende und rührende Anekdote aus einem Dorfe nahe bei der Reſidenz, wo ein Bauer ſeine zärtliche, lange verfolgte und endlich über alle Hinderniſſe triumphirende Liebe aufgeopfert hatte, um ſeine Eltern zu retten. Dieſe nicht erfundene Anekdote erzählte er, da er vorbereitet war, mit vieler Kunſt. Es gelang ihm, Sophien zu intereſſiren und durch die Schilderung von der wehmüthigen Freude der geretteten Eltern über den dankbaren Sohn Thränen in ihre Augen zu locken. Nun hörte, wie er erwartet hatte, das Fremde bei Sophien auf; die Unter-

redung verlor das Aengſtliche, das Geſuchte, und wurde natürlicher.

Als er ſah, in welche große Bewegung das Mädchen gerieth, wollte er das Geſpräch im Allgemeinen auf die Liebe lenken; das gelang ihm aber nicht. Sophie antwortete jetzt gerade nur ſo viel, als die Höflichkeit erforderte. Er merkte das, und änderte ſchnell den Gegenſtand des Geſpräches; um es doch aber nicht ganz auf einmal abzubrechen, leitete er es auf die Liebe der Eltern und der Kinder. Jetzt ſprach Sophie gern mit, und Hochfeld erſtaunte über die reine Bildung ihres Verſtandes.

Er erklärte die Elternliebe für einen Inſtinkt der lebendigen Natur, und meinte: die Thiere wären darin den Menſchen gleich; nur mit dem Unterſchiede, daß die Dauer dieſes Triebes bei dem Menſchen länger ſey.

„Die Liebe der Eltern," erwiederte Sophie, „iſt vielleicht bei den erſten Menſchen ein Inſtinkt geweſen, und bei den erſten Generationen mußte ſie ein bloß ſinnlicher Inſtinkt ſeyn. Aber mich dünkt, ſie ſollte das nicht bleiben, wie nichts bei dem Menſchen Inſtinkt bleiben durfte; ſie ſollte ver-

nünftige Wahl, ſie ſollte Tugend werden. Es macht, glaube ich, den Unterſchied zwiſchen Thier und Menſch, daß bei jenem alles Inſtinkt bleibt, und bei dieſem alles zur Pflicht werden ſoll."

Sehr menſchlich, ſehr menſchenehrend, Mademoiſelle! Ich wünſchte, der Beweis klänge eben ſo ſchön, wie dieſer Satz.

„Wäre es ſonſt nicht leicht, auch jede andere Tugend zu einem Naturtriebe zu machen? Der Hund, den ich füttere, iſt dankbar; er vertheidigt mich muthig."

Sie wollen doch nicht den Ausſpruch des menſchlichen Stolzes für einen Beweis gelten laſſen? Wenn das Thier die Tugenden hat — ſoll ich darum ſagen: weil es ſie hat, ſo iſt meine Tugend etwas Andres? — Der Beweis alſo, daß unſre Tugenden nicht Inſtinkte ſind?

Sophie bedachte ſich ein wenig. „Ich fürchte," ſagte ſie dann, „ich werde das nicht glücklich ausdrücken, was ich denke. Das Thier fühlt den Trieb, und muß gehorchen; auch der Menſch fühlt ihn, kann ihm aber widerſtehen. Der Hund kann, wenn ihn hungert, das Futter, das ich ihm hinſetze, nicht

unangerührt laſſen; ich aber kann mich mitten unter den wohlſchmeckendſten Speiſen zu Tode hungern. Der Hund iſt dankbar, der Menſch will dankbar ſeyn; und da er von allen Menſchen fordert, daß ſie dankbar ſeyn ſollen, ſo macht er die Dankbarkeit zu einer Pflicht, ſo erkennt er, daß ſie von der Wahl des Menſchen abhängt. Nicht ſo das Glück, die Geſundheit, und ſo weiter. Dies Alles wünſcht er dem Menſchengeſchlechte; aber er fordert es nicht. Was wir nun Alle von Allen fordern, das, denk' ich, iſt für Alle Pflicht."

Hochfeld hatte noch viel einzuwenden: denn das waren ſeine Grundſätze gar nicht; doch konnte er ſich nicht enthalten, das Mädchen zu bewundern, das die menſchliche Tugend ſo ſchön vertheidigte. Als er noch ein wenig in dieſem Kapitel fortgefahren war, merkte er, daß Sophie keine leichte Beute für einen Verführer ſeyn würde, und er wünſchte ſogar, ſie nie geſehen zu haben. Indeß er das Geſpräch noch fortſetzte, kämpfte in ſeiner Seele der Entſchluß, ſie nicht wieder zu ſehen, mit der Leidenſchaft, welche der Anblick, das Geſpräch des Mädchens immer mehr verſtärkte.

Nun verließ ihn Sophie, um nach der Küche zu ſehen. Sie kam ſpät wieder herein, und war viel einſylbiger als vorher. Hochfeld wollte ſie in ein neues Geſpräch verwickeln; ſie blieb aber einſylbig und zurückhaltend. Er hatte ſie wirklich durch ſeine Erzählung überraſcht; ſie war vertrauter mit ihm geworden, als ſie glaubte ſeyn zu dürfen: das hatte ſie überlegt, und nun gab ſie deſto vorſichtiger auf ſich Acht.

Hochfeld bewunderte die Grazie, mit der ſie nun die kleinen Geſchäfte des Tiſches beſorgte, die Reinlichkeit, die Ordnung, die in Allem herrſchte. Es wurde nur Ein Gericht aufgetragen; aber nie hatte ihm eine Mahlzeit beſſer geſchmeckt. Gegen drei Uhr Nachmittags gerieth Sophie in ſichtbare Verlegenheit; denn ihr Vater kam noch immer nicht. Hochfeld ſah nach der Uhr, und ſagte: es wird ſpät. Kommt Ihr Herr Vater auch gewiß zurück?

„Ich fürchte jetzt beinahe, nein," antwortete Sophie ängſtlich. — Darf ich es wagen, ſagte Hochfeld, Ihnen den Auftrag an Ihren Herrn Vater zu geben? Ich wollte

Sie damit verſchonen; aber da ich ihn nun einmal nicht ſehen kann, ſo würde dieſe Delikateſſe doch unzeitig ſeyn. Ihr Vater geht mit dem Wunſche, ein Amt in der Reſidenz zu haben, wohl ein wenig zu weit. Einige Spottvögel haben ihn zu dem Gegenſtande einer Poſſe gewählt, die man auf ſeine Koſten ſpielen will. Ich kenne Ihren Herrn Vater nicht; aber es ſchien mir, als lohnte es ſich der Mühe, zweimal hieher zu gehen, um einen Mann, der nichts als einen zu lebhaften Wunſch hat, zu warnen. Er muß die Geſellſchaft des Herrn von Dornau meiden. Sagen Sie ihm, daß der junge Mann, den er dort geſprochen hat, kein Engländer, noch weniger ein Geſandter, aber ein ehrlicher Mann iſt. Er hat die Warnung deſſelben nicht geachtet; deshalb wiederhole ich ſie. Ich wollte Ihnen dieſen Auftrag gern erſparen; denn ich fühle, wie weh er Ihnen thun muß. Aber — jetzt hoffe ich, Mademoiſelle, Sie vergeben mir zwei verlorne Tage.

„O, mein Herr,“ ſagte Sophie, gerührt durch die Güte des Fremden: — „ich danke Ihnen von Herzen. Leider hat mein Vater

dieſen Wunſch, ſo glücklich er auch ſonſt hier iſt.“ — Und würde er glücklicher ſeyn, fragte Hochfeld lächelnd, wenn ſein Wunſch erfüllt würde? — Sophie wollte ihre wahre Meinung nicht äußern, und antwortete nur: „ich glaube, eine frohe Jugend macht ihm dieſen Wunſch ſo reitzend.“ Hochfeld antwortete nichts darauf. Er küßte Sophien die Hand, und ſagte nur noch: darf ich Ihren Herrn Vater durch Sie bitten laſſen, daß er von dem heutigen Tage ſchweigt, und nur meine Warnung befolgt? — „O mein Herr,“ erwiederte Sophie dankbar lächelnd, „das iſt ja das Wenigſte, was wir thun können. Wir werden Ihre Güte, Ihre Menſchlichkeit nie vergeſſen.“ Er beugte ſich auf ihre Hand, küßte ſie noch einmal, und ging.

Hochfeld fühlte Unruhe über ſeine Abſicht, die er ſich ſelbſt nicht deutlicher entwickeln wollte. Aber das ſchöne Mädchen ſtand, wie feſt gezaubert, vor ſeiner Seele. Für den Plan, den er am öfteſten, auch gegen ſeinen Willen, dachte, war alles vortrefflich gelungen. Und wie leicht mußte es ihm nicht werden, dem armen Floßverwalter zu einem Amte in der

Reſidenz zu helfen! Dann aber hatte er die liebenswürdige Sophie ganz in der Nähe. Er runzelte oft die Stirn über die ſchwarzen Gedanken, die aus dem Meere ſeiner Empfindungen und Wünſche aufſtiegen, und wohl hundertmal nahm er ſich vor, das Mädchen zu vergeſſen; kaum war er aber wieder in der Reſidenz, ſo erkundigte er ſich nach allen kleinen Bedienungen bei der Acciſe, und forſchte nach den Kanälen, die Herrn Caſtran eine derſelben verſchaffen könnten.

Herr Caſtran war, als er zu Hauſe kam, ganz berauſcht von der Ehre, die er heute genoſſen hatte. Seine Tochter erzählte ihm ſehr ſchonend, was vorgegangen war. So wie er von dem Engländer hörte, gerieth er in große Verlegenheit. Endlich fragte er: wer war denn der Fremde? Vielleicht ein Mann von Einfluß, liebe Sophie. Ja, das muß er gewiß ſeyn! Haſt du mich denn auch wohl ſeiner Protektion empfohlen? Ich gäbe mein Holz-Deputat darum, wenn ich zu Hauſe geweſen wäre! Denn, glaube nur, der hat Abſichten! Wie wollte er ſonſt dazu kommen? Was für ein Kleid trug er denn? Hatte er einen Stern oder ein Kreuz auf der Bruſt?

Freilich war Herr Caſtran ſehr beſchämt; aber doch freuete er ſich herzlich, daß ein Mann, den Sophie als höchſt fein und geſittet beſchrieb, ſo vielen Theil an ihm nahm. Er hielt nun ſeine Beförderung für ausgemacht; und dieſes Mal täuſchte ihn ſeine Hoffnung wirklich nicht.

Hochfeld, der die ſchöne Sophie nicht vergeſſen konnte, wurde mit jedem Tage gegen ſeine beſſeren Entſchlüſſe ſchwächer. Warum ſoll ich, dachte er, nicht den ſehnlichen Wunſch des armen Mannes erfüllen? warum mir nicht den Umgang mit einem Mädchen verſchaffen, das wahrlich Verſtand genug hat, alle Netze, die ich ihm legen wollte, zu zerreißen? Die Freundſchaft dieſes intereſſanten, geiſtreichen Geſchöpfes würde mich ſogar weiter bilden. Sagt nicht mein Vater ſelbſt, der Umgang mit einem tugendhaften Weibe ſey die beſte Schule für das Ehrgefühl, die Sitten und den Geiſt?

Er bat den Oberſchatzrath, der ſeinem Vater viel verdankte, um eine Stelle bei der Acciſe für den Floßverwalter Caſtran, und es fehlte ihm nicht an einem ſehr ſcheinbaren

Grunde, warum er ſich für dieſen Mann ver=wende. Der Oberſchatzrath freuete ſich, dem Sohne ſeines Beſchützers eine Gefälligkeit er=zeigen zu können. Ohne daß Caſtran ein Wort davon wußte, wurde eine Bittſchrift für ihn aufgeſetzt, und der Oberſchatzrath unterſtützte ſie mit vielem Eifer. Es gelang. Auf einmal bekam Caſtran die Zuſicherung der Inſpektor=Stelle bei der Acciſe, um die er nachgeſucht hatte; auch wurde die Zeit beſtimmt, wann er ſein Amt antreten ſollte.

Es iſt unmöglich, den neuen Inſpektor in dem Augenblicke, da endlich ſein lange genähr=ter Wunſch erfüllt wurde, lebhaft genug zu ſchildern. So wie er den großen Brief mit dem fürſtlichen Siegel in den Händen hatte, zitterte er, wurde vor Erwartung und Angſt bald bleich, bald roth, konnte das Siegel kaum ablöſen, fühlte ſich, als er die erſten Zeilen ge=leſen hatte, durch das freudige Schrecken an allen Gliedern gelähmt, bekam dann auf ein=mal wieder Leben, warf einen triumphirenden Blick auf ſeine Tochter, die ängſtlich aufge=ſprungen war, und rief ihr, umher hüpfend, zu: Gott ſey Dank! es iſt richtig! Nun will

ich auch mein Leben laſſen für das hohe fürſtliche Haus! Ich bin Acciſe-Inſpektor! — Auf einmal ging er mit dem Briefe in der Hand ohne Hut aus dem Zimmer, rief draußen der Magd entgegen: ich bin Inſpektor; Se. Durchlaucht haben ſelbſt an mich geſchrieben! eilte zu Herrmann, nannte ihn ganz außer Athem: Herr Kollege! reichte ihm den Brief hin, und gab, während daß Herrmann las, Emilien die heiligſten Verſicherungen, daß er ſich ihrer annehmen wolle. Jetzt, meine theure, gnädige Frau, ſagte er: jetzt ſorge ich nicht. Ich wollte, ich wäre erſt zwanzig Jahre alt, bloß, um noch recht zu ſteigen und Ihnen zu helfen!

Herrmann las mit Kopfſchütteln, und fragte: „wie iſt denn das zugegangen, Herr Caſtran?" — Wie es zugegangen iſt? Sehen Sie, lieber Herr Kollege — Gott weiß, ich nenne Sie von Herzen ſo! — da traf ich neulich bei Dornau den Engliſchen Geſandten. Ich ließ mich mit dem Manne ein. Wir gefielen einander gleich auf den erſten Blick, wie Kinder, Herr Kollege. Ich klage; und er fragt, was für eine Stelle ich gern haben möchte. Bei der Acciſe, Mylord, antwort'

ich. Wie die Engländer nun ſind — er nickt mit dem Kopfe, ſagt nicht Ja, nicht Nein, drückt mir die Hand, und geht. Ich denke, es iſt alles vorbei; aber dieſen Morgen kommt der Brief. Haben Sie geſehen, daß ihn der Fürſt ſelbſt unterſchrieben hat? — Herrmann ſchüttelte den Kopf noch mehr, beſah das Siegel, verglich die Unterſchrift mit andern, und ſagte endlich lachend: „ich fange in der That an zu glauben, daß es richtig iſt.“ Dadurch hätte Herr Caſtran ſich beinahe beleidigt gefunden. Er nahm nun ſchnell ſeinen Brief, lief von Haus zu Haus, verſicherte jeden Einwohner des Städtchens, den er kannte, ſeiner Freundſchaft, zeigte ihm die Unterſchrift des Fürſten, und ſuchte die Meinung zu erregen, als habe der Fürſt ihm eigenhändig gemeldet, daß er wieder in Gnaden ſey.

Herrmann konnte nicht länger zweifeln, als er am folgenden Tage von der Kammer die Nachricht bekam, daß in die Stelle des nunmehrigen Acciſe-Inſpektors Caſtran, Der und Der (ein Bedienter des Kammerpräſidenten) als Floßverwalter käme. Er ſagte lachend: „nun behaupte noch jemand, daß etwas unmöglich

ſey! Jetzt, da Caſtran an die Reihe gekommen iſt, darf auch die Tugend und das ſtille Verdienſt wohl hoffen; denn was hat dieſer in Ungnade gefallene und nun wieder begnadigte Tanzmeiſter vor der ſtillen und beſcheidenen Tugend voraus, wodurch ſich ſeine Beförderung erklären ließe? Gar nichts. Hätte er Anverwandten, ſo wollte ich ſchweigen; aber er hat ja die Ehre, von einem Großvater abzuſtammen, der einer Ehrenſache wegen aus Frankreich geflohen iſt. Wäre er ein Kuppler, ein Auflaurer, oder ſonſt etwas Arges (denn daß er zu dem allen die Anlage hat, weiß man ja doch in der Reſidenz nicht), ſo dürfte ich mich über den Miniſter nicht wundern, daß er thut, was kein Menſch begreift. Was hat denn nun den Tanzmeiſter befördert? Sonſt nichts, als was auch die arme vergeſſene Tugend für ſich hat: er bildete ſich immer ein, endlich einmal müſſe die Reihe an ihn kommen; und es geſchieht. Das thut auch die Tugend. Wer will mir nun wehren, zu ſagen: was Einmal geſchieht, kann oft geſchehen, kann ſogar Mode werden!"

Die Baſe Eliſabeth hatte aufmerkſam zu-

gehört, um zu erfahren, wie es mit dem Wunder zugegangen ſey; aber ſie begriff Herrmanns Rede nicht. Sollte etwa Sophie . . .? hob ſie an. Herrmann erſchrak; ihm fiel der junge Menſch ein, von dem Sophie erzählt hatte. Er ſah finſter zu Boden, ſann nach, und entſchloß ſich, morgen, wenn er erſt wieder ganz ruhig wäre, mit dem Liebling ſeines Herzens zu ſprechen. Bei Sophien wurde ihm das Räthſel aufgelöſ't. Dornau war ein Anverwandter des Oberſchatzrathes und Acciſe-Direktors. Er erfuhr Herrn Caſtrans Beförderung kaum, ſo ließ er ihn zu ſich bitten; und da Caſtran die Mittelsperſonen, die ſein Glück gemacht hatten, nicht angeben konnte, ſo nahm Dornau die Ehre über ſich. Ich habe Sie, ſagte er, meinen Verwandten ſo oft und ſo nachdrücklich empfohlen, daß ich endlich durchgedrungen bin. Sehen Sie hier! ein Brief von meinem Vetter, dem Oberſchatzrath. Ich bedaure nur, daß ich Ihnen weiter nichts als die Unterſchrift zeigen kann.

Der neue Acciſe-Inſpektor bezeugte ſeinem Gönner die lebhafteſte Dankbarkeit, und eilte nun, ſo geſchwind er konnte, nach Hauſe.

Er erzählte ſeiner Tochter ganz aufrichtig, was ihm der Herr von Dornau geſagt hatte, und ſetzte hinzu: ich habe den Brief des Oberſchatzrathes ſelbſt geleſen. Indeß bat er ſie, es doch nur bei dem Engliſchen Geſandten zu laſſen, damit er nicht zum Lügner würde. Sophie wollte, obgleich keine Unwahrheit ſagen, doch wenigſtens ſchweigen; Herrmann fragte aber ſo ernſt und feierlich, daß ſie ihm nichts verhehlen konnte. Seine Miene wurde nun wieder heiter, und er ſagte ihr nichts von ſeiner Beſorgniß, daß vielleicht ihre Schönheit ihren Vater befördert habe.

Jetzt mußte Herrmann an die nahe Trennung denken. Er machte Sophien den Antrag, in ſeinem Hauſe zu bleiben. Sie ſchlug die Augen nieder, und ſagte betrübt: mein Vater iſt alt, und fängt an ſchwach zu werden. Wer ſollte ihn verpflegen, wenn ich nicht bei ihm wäre? — Herrmann wußte ſehr wohl, welch ein Opfer ſie durch die Veränderung ihres Wohnortes brachte. Er drückte ihr die Hand dafür, daß ſie ohne Zögern ihre Pflicht wählte, und ſagte ſeinem ganzen Hauſe: „bittet unſre gute Sophie nicht, daß ſie hier blei-

ben ſoll; denn die Pflicht befiehlt ihr, mit ihrem Vater zu gehen.“

Caſtran wendete Alles, was ſeine Tochter durch die genaueſte Sparſamkeit geſammelt hatte, an Putz für ſich und ſie, und reiſ'te dann in Kurzem nach der Reſidenz. Er meldete ſich bei dem Oberſchatzrathe. Dieſer empfing ihn ſehr freundlich, und fragte: „haben Sie den jungen Herrn von Hochfeld ſchon geſprochen?“ — Caſtran war ſehr verlegen. Herrn von Hochfeld? Die Familie iſt mir ſehr wohl bekannt, Herr Oberſchatzrath. Aber warum meinen Sie denn, daß ich ihm meine Aufwartung machen ſollte? Ich bin zu Allem bereit. — „Nun, er iſt ja Ihr Gönner, und Sie haben ihm ihre Stelle zu verdanken.“ — Caſtran wußte davon nicht ein Wort. — „Sie werden doch den Herrn von Hochfeld kennen, Herr Inſpektor?“ — Nein, in der That nicht. — „Ei, Sie müſſen ihn kennen; denn für einen Unbekannten ſpricht man nicht mit ſolcher Herzlichkeit.“ — Caſtran hätte den Herrn von Hochfeld gern ſeinen vertrauteſten Freund genannt; aber das Erſtaunen machte ihn hier ſeinem Charakter untreu. Er verſicherte noch

einmal ſehr feierlich, daß er Hochfelden nie geſehen, und nie auf die entfernteſte Weiſe mit ihm in Verbindung geſtanden habe. Das war dem Schatzrath ein Räthſel. „Oder, Herr Inſpektor, er kennt Ihre Familie. Sie haben doch Familie?" — Eine Tochter. — „Wie alt?" — Neunzehn Jahre. — „Und wahrſcheinlich hübſch, Herr Caſtran?" — Schön wie ein Engel, Herr Oberſchatzrath. Aber Schönheit iſt nur ihre geringſte Qualität; ſie iſt gebildet wie die vornehmſte Hofdame. Ich habe ſie erzogen; ſie war die Krone der ganzen Gegend. — „So? Nun Herr Caſtran, vielleicht kennt der Herr von Hochfeld Ihre ſchöne Tochter." — Daß ich nicht wüßte! Zwar iſt zweimal ein Unbekannter ... Ja, es kann doch ſeyn, Herr Oberſchatzrath! Es kann wahrhaftig ſeyn! Das ſagte der thörichte Mann mit großer Freude. Der Oberſchatzrath lächelte, und bat ihn, nachdem er die Umſtände ſo ziemlich heraus hatte, ſeiner Tochter lieber nichts zu ſagen, da der junge Herr von Hochfeld das Inkognito liebe. Das verſprach Herr Caſtran, und er war entſchloſſen, es zu halten. Der Sohn des Miniſters, und ſeine ſchöne

Tochter —: was war daraus nicht zu machen! Er bedauerte nur, daß ſich mit Sophieen über dieſen Punkt gar nicht einmal reden ließ; denn er wußte, daß ſchon die Vorſtellung, er ſey um ihrentwillen befördert, ſie gegen den Sohn des Miniſters einnehmen würde.

Auf der Straße dachte er ſchmunzelnd: hier kann ich es weit bringen, wenn ich mich klug benehme! Ich thue, als ſähe und hörte ich nichts. Aber nein; ich laſſe den Herrn von Hochfeld merken, daß ich ſeine Schliche kenne! Komme ich weiter, ſo ſchweige ich; komme ich nicht weiter, ſo giebt es finſtre Geſichter. Sophie mag ſehen, wie ſie fertig wird. Wenn die nur nichts merkt; ſonſt bin ich verloren: denn ſie würde ihn nicht freundlich anſehen, und wenn ich dafür Miniſter werden könnte. Wie wäre es, wenn ich zu ihm ginge? Aber wenn ſein Vater, des Herrn Miniſters Excellenz erführen, daß ich ihn beſucht hätte — das könnte mir hinterher den Hals brechen. Ich thue lieber dumm; doch ſteigen will ich gewiß.

Er ließ es dabei, daß Dornau ihm die

Stelle verſchafft habe; und doch ſprach er ſo räthſelhaft, daß Sophie nicht recht wußte, was ſie davon denken ſollte. Da die neue Stelle ganz einträglich war, und da Sophie ſich alle ihre Kleider ſelbſt machte, ſo verlangte Caſtran von ihr, ſie ſollte ſich gut kleiden. Sophie verbat das; denn ſie wußte, daß in dem Munde ihres Vaters gut „über ihren Stand und unbeſcheiden" hieß. Der Oberſchatzrath hatte ihn nun einmal auf die Idee gebracht, daß die Schönheit und die Talente ſeiner Tochter zu etwas nützlich ſeyn könnten. Er dachte nun an eine vortheilhafte Heirath mit einem vornehmen Manne, und verlangte, daß Sophie mit ihm öffentliche Orte beſuchen ſollte. Sophie bat wieder beſcheiden, daß ihr Vater ſie damit verſchonen möchte. Sie ging nur in die Kirche, und machte nur zuweilen einen Spaziergang auf dem Walle der Stadt, aber mit einem Schleier vor dem Geſichte, in einer zwar netten, doch höchſt einfachen und züchtigen Kleidung, und in einem Ueberwurf, der ſogar ihre ſchöne, ſchlanke Figur verſteckte. Caſtran mußte das Alles ſo hingehen laſſen; denn befehlen konnte er keinem Menſchen,

auch nicht einmal ſeiner Tochter. Er lauerte alle Tage auf einen Beſuch des Herrn von Hochfeld; aber es währte ihm damit zu lange, und ſo machte er nun neue Plane.

Hochfeld wußte ſchon lange, wo Caſtrau wohnte, und auch um welche Zeit der Mann auf die Acciſe ging und wieder zurückkam. Aus einem gegenüber ſtehenden Wirthshauſe konnte er zwiſchen den Gardinen weg durch ein Fernglas Sophien bemerken. So lag er ganze Stunden zu verſchiedenen Tageszeiten auf der Lauer, und ſah den reinen, ſchuldloſen Lebenswandel eines edlen, genügſamen Herzens. Schon am frühen Morgen war Sophie völlig angekleidet, und immer gleich einfach und reinlich. So kam ſie ſchon aus dem Zimmer, das er (ganz richtig) für ihr Schlafzimmer hielt, weil das einzige Fenſter dicht verſchloſſen blieb, bis ſie daraus hervor trat. (Sophie kleidete ſich noch immer bei verſchloſſener Thür und bei verhängten Fenſtern an, wie Emilie es ſie gelehrt hatte.) Nun frühſtückte der Vater, und ging aus. Dann ſah er Sophien am Fenſter arbeiten, das faſt immer offen ſtand; doch ihr Geſicht kam faſt nie

zum Vorſchein. Gewöhnlich ging ſie um neun Uhr auf den Wall, weil ſo früh nur wenige Menſchen da waren. Um zehn kam ſie zurück, und beſorgte dann, wie er aus mehrern Umſtänden vermuthete, die Küche. Um elf Uhr machte ſie die Fenſter zu, und ließ die Rouleaux herunter. Er rieth lange hin und her, was ſie dann thun möchte. Endlich brachte er es heraus: ſie ſpielte auf dem Klavier und ſang; er hörte bei völliger Stille auf der Straße das Inſtrument und ihre Stimme, doch nur ganz leiſe. Wie es ſchien, verſchloß ſie die Fenſter, damit ihr Singen weniger bemerkt werden ſollte. Gegen Abend las und ſchrieb ſie täglich eine Stunde. Er bemerkte ſogar, daß ſie aus Büchern abſchrieb; auch ſah er ſie oft ſiegeln, und wußte alſo, daß ſie fleißig Briefe wechſelte. Es währte lange, eh er das alles herausbrachte: denn meiſtens hingen die Gardinen vor den offnen Fenſtern herunter; er beobachtete ſie aber aus mehreren Zimmern, was er in einem öffentlichen, ziemlich ſtark beſuchten Wirths- und Kaffeehauſe, ohne aufzufallen, thun konnte. Am Abend ging ihr Vater noch einmal aus; dann

verſchloß ſie die Fenſter wieder, und ſang zu ihrem Klaviere. Hochfeld lauſchte nun, wenn es finſter war, unter ihrem Fenſter, und er war entzückt über ihr ausgezeichnetes Talent, und über den Geſchmack in der Wahl ihrer Muſikalien.

So war das Mädchen, gegen deſſen Ruhe Hochfeld Anſchläge machte; und er konnte ſich nun nicht verhehlen, daß er mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen haben würde. Er wußte noch nicht einmal beſtimmt, was er wünſchte; aber dennoch machte er ſich ſchon Vorwürfe über ſein Belauſchen der Tugend. Noch immer ſchwankte er, ſo groß auch ſeine Leidenſchaft durch dieſes geheimnißvolle Belauern des Mädchens hatte werden müſſen. Er nahm ſich wohl hundertmal vor, nicht wieder hinzugehen; und vielleicht würde er wegen der Schwierigkeiten, die er vorausſah, am Ende ſeinen Plan gänzlich aufgegeben haben, wenn er nicht eine Aufmunterung von außen her erhalten hätte, und zwar durch Herrn Caſtran ſelbſt. Es währte dieſem mit ſeiner weiteren Beförderung zu lange; er ging daher zu Hochfeld, deſſen Abſichten auf ſeine Tochter

er nun völlig bezweifelte, weil der junge Mann ſich noch gar nicht um ſie bekümmert hatte. Herr Caſtran fuhr erſtaunt drei Schritte zurück, als er in dem Herrn von Hochfeld ſeinen Engliſchen Geſandten erkannte. Nun ſah er alles ein: der Geſandte, ſein Beförderer, der Fremde bei ſeiner Tochter, und Hochfeld waren dieſelbe Perſon. Hochfeld hatte zuerſt ſeine Tochter geſehen, dann ihm als Geſandter Beförderung verſprochen, und dann zum zweiten Male ſeine Tochter beſucht. Nur das Einzige konnte Herr Caſtran nicht begreifen, wie der junge Hochfeld ſeine Tochter ſo gänzlich vergeſſen hatte. Er hielt es für politiſch, ihn wieder an ſie zu erinnern, und dankte daher unterthänig, daß Hochfeld ſo große Gnade für ihn gehabt hätte. Hochfeld erſtaunte, daß Caſtran Alles wußte; denn dieſer Umſtand gehörte gar nicht in ſeinen Plan. Caſtran erzählte, wie er es erfahren hatte, und Hochfeld geſtand endlich. Nun wollte Caſtran gern von ſeiner Tochter ſprechen; aber er wußte nicht anzufangen, da jener nicht einmal nach ihr fragte. Er vergaß, daß Hochfeld noch nicht alles geſtanden hatte, und folglich läug-

nen konnte. Meine Tochter, hob er an, denkt noch mit großem Vergnügen an die beiden Male, da ſie die Ehre gehabt hat, Sie bei ſich zu ſehen: eine hohe Gnade, die wir Zeitlebens unterthänig erkennen werden.

Bei der Beſtimmtheit, womit Herr Caſtran das ſagte, konnte Hochfeld nicht zweifeln, daß Sophie Alles wüßte. Er erwiederte, in Verwirrung und Verlegenheit über das Verunglükken ſeines Planes: „wie weiß denn Ihre Tochter, daß ich der Unbekannte geweſen bin?" Meine Tochter? Die weiß nicht ein Wort, Ew. Gnaden. — „Aber Sie ſagten ja eben . . ." — Nun wurde Caſtran verlegen, und ſtammelte: gewiſſe Urſachen haben mich bis jezt verhindert, ihr von dem Allen etwas zu ſagen. — „Welche Urſachen?" fragte Hochfeld noch beſtürzter, und etwas feurig. Darüber verlor Herr Caſtran den Muth und die Beſinnung. Meine Tochter, ſagte er ſtockend, iſt . . . ein wenig zu . . . zu pünktlich, zu beſorgt . . . zu ernſthaft. Wenn ſie wüßte, daß ich Ewr. Gnaden die Verſorgung in der Reſidenz verdanke, ſo könnte ſie von Dero Beſuchen bei ihr leicht etwas Uebles denken; und hätten Sie

dann einmal die Gnade, uns wieder mit einem Beſuche zu beehren — ſo würde meine Tochter die Ehrfurcht nicht aus den Augen ſetzen, die ſie Ihnen ſchuldig iſt; aber . . . aber — Das muß beſonders angefangen werden, Ew. Gnaden, ſetzte der thörichte Mann hinzu, weil Hochfeld ſeine Hand ergriffen hatte, und ſie mit einem freundſchaftlichen Lächeln drückte. — „Mein lieber Herr Caſtran, mein beſter Freund!" ſagte Hochfeld, beſtellte Schokolade, und bat den Tanzmeiſter, ſich zu ihm auf den Sofa zu ſetzen. „Wie war das alles? Ihre Mademoiſelle Tochter?" — Weiß noch nichts, liebſter Herr von Hochfeld, und ſoll auch nicht mehr erfahren, als Sie für gut finden werden. — „Warum nicht, Herr Caſtran? Ihre Tochter kann Alles wiſſen. Warum ſollte ſie nicht? Doch da haben Sie Recht: erführe ſie, liebſter Freund, daß ich die Kleinigkeit für Ihr Glück gethan habe, ſo könnte ſie meine Beſuche übel auslegen. Da haben Sie vollkommen Recht! . . . Weiß denn Ihre Tochter, daß Sie bei mir ſind?" — Behüte der Himmel, Ew. Gnaden! — Nun ließ ſich Hochfeld erzählen; dann fragte er beſtimmter, war-

um Herr Caſtran das Alles ſeiner Tochter verſchwiegen habe. Caſtran merkte, daß er hier eine üble Rolle ſpielte; er hatte indeß ſchon zu viel geſagt, um ganz zurückgehen zu können, und nun nahm er Wendungen, die ihm ſo ziemlich das Anſehn eines Verrückten gaben. — Als er hinterher auf der Straße das ganze Geſpräch mit Hochfeld wieder durchging, dachte er: ich konnte doch aber nicht zu ihm ſagen, Ew. Gnaden ſind verliebt in das Mädchen! Merkt das Sophie, ſo iſt es mit unſerm Umgange vorbei, und mit meiner Beförderung auch. Und wer weiß, ob er mich nicht hätte für den Kuppler meiner eigenen Tochter anſehen können! Nein, gehorſamer Diener! ſo weit geht es nicht. Je ja, er kann kommen, und ich wollte, das Mädchen wäre ſo freundlich gegen ihn, wie ein Täubchen; aber in allen Ehren. Ein Kuppler! Gehorſamer Diener, Herr von Hochfeld! dafür müſſen Sie mich nicht anſehen.

Das that Hochfeld aber; er hielt den Vater ſchon mitten in der Unterredung für einen Mann, der gern weiter wolle und dafür ſeine ſchöne Tochter antrage. Nun lockte er den

eitlen Caſtran immer weiter, und verſprach, ihn zu beſuchen, doch ſo, als ob ihn nur ein Ungefähr nach ſeinem Hauſe brächte. Caſtran ſollte ſich dann ſtellen, als ſähe er ſeinen vermeinten Engliſchen Geſandten jetzt zum erſten Male wieder. Als Caſtran nach dem Ungefähr fragte, das den Herrn von Hochfeld in ſeine Wohnung bringen ſollte, verrieth ſich dieſer ſehr arg. „Ihre Tochter," ſagte er, „geht täglich Morgens um neun Uhr auf den Wall, und alle Sonntage in die Paulskirche. Laſſen Sie mich nur machen!" — Das wiſſen Sie ſchon, liebſter Herr von Hochfeld? Und ich glaubte, Sie hätten meine Tochter ganz vergeſſen! — Hochfeld erröthete, und ſuchte einzulenken; das hatte er aber nicht nöthig, da der Vater ſehr freundlich lächelte. Er verſprach nun, Herrn Caſtran am nächſten Sonntage unter der Kirche zu beſuchen, und das Nähere mit ihm zu verabreden. Caſtran dachte ſehr froh: ich komme weiter! Er aber — er wird nicht weit bei Sophien kommen. Der Sohn eines Miniſters! Wenn das Mädchen doch nur ein wenig freundlich ſeyn wollte! Was wäre denn ein Händedruck, ein Lächeln, nun Großes! Aber mag er

ſehen! Ich will meinen Vortheil ſchon in Acht nehmen! Ein Kuppler bin ich nicht; aber politiſch muß man ſeyn in der Welt.

Sobald am Sonntage Sophie und die Magd aus dem Hauſe waren, kam Hochfeld, in einen großen Mantel gehüllt, den Hut tief in die Augen gedrückt, aus ſeinem Schlupfwinkel hervor, und ging zu Caſtran hinauf. Nun war er auf dem Zimmer, welches die ſchöne Sophie bewohnte. Er ſetzte ſich auf ihren Stuhl, und ſah die Bücher an, die auf dem Tiſche lagen. Es waren der Grandiſon in Engliſcher Sprache, Racinens Trauerſpiele, Montaigne, Pope und einige Deutſche ausgewählte Schriftſteller. Er fand in den Büchern Blätter von Sophiens Hand, Anmerkungen über das Geleſene, und erſtaunte über ihren Geiſt. Nun ſah er auch die Muſikalien durch, und bewunderte die gute Wahl des Mädchens. Der Vater verfolgte mit lächelnden Blicken alle ſeine Bewegungen. „Sagen Sie mir," fragte Hochfeld kleinmüthig, „wer hat Ihre vortreffliche Tochter erzogen?"

Der Herr Holz-Inſpektor von Lange und ſeine Frau.

Hochfeld runzelte die Stirn, ſann ein Weilchen nach, und ſagte dann: „das ſollen vortreffliche Menſchen ſeyn!“

Ja, ja! beſonders die Frau von Lange, eine charmante Frau, vor Zeiten ſchön wie ein Engel! Man muß ſie in der blühenden Jugend gekannt haben! (Er kicherte in ſich.) Ei nun, wir ſind Alle Menſchen!

Hochfeld merkte gar nicht, was Caſtran ihm zu verſtehen geben wollte. Er blieb mit ſeinen Gedanken bei Langen, von dem ſein Vater ihm ſo oft erzählt hatte. „Schwärmeriſche Menſchen!“ ſagte er endlich mit Kopfſchütteln; „ſchwärmeriſch für Tugend, oder ein Phantom, das ſie Tugend nennen, weil es die Freude ſtört! . . . Iſt Ihre Tochter noch jetzt mit dieſen Langens in Verbindung?“

In der genaueſten von der Welt, liebſter Herr von Hochfeld; denn, wie ich Ihnen ſage, als meine Tochter geboren war, da kam die gnädige Frau tagtäglich zu mir herüber. Ich war damals, ohne mich zu rühmen, ein raſcher, hübſcher Mann. Meine Kleine mußte der Vorwand ſeyn. So gewöhnten ſie ſich

an Sophien, und Sophie an Inſpektors. Das iſt Ein Herz und Eine Seele.

„Ich hätte wohl Luſt, einmal Briefe von dieſen Menſchen zu leſen. Sie ſchreiben doch an Ihre Tochter?“

O ja, alle Woche ein Paarmal; aber die Briefe liegen in dem Schlafzimmer meiner Tochter.

„Nun?“

Ja, da hinein kommt ſonſt kein Menſch, als ſie ſelbſt.

Hochfeld wurde immer kleinmüthiger, je mehr er ſah und hörte. Er überlegte, und dachte nur an Langen, den ſein Vater ihm ſo oft als den untadelhafteſten und auch als den unerſchrockenſten Mann geſchildert hatte. Zwar ſprach der Miniſter immer mit Verdruß von ſeinem Jugendfreunde, aber doch auch mit Achtung und einer Art von Wehmuth. Und auf dieſen Menſchen mußte er treffen, wenn er ſeinen Plan verfolgen wollte. Er fühlte, wie hinderlich ihm hier ſein Nahme werden könne, und gab daher Herrn Caſtran zu verſtehen, daß er unter einem andern Nahmen bei ſeiner Tochter auftreten wolle. Der thö-

richte Vater hatte auch dagegen nicht das Mindeſte.

Hochfeld ſchwankte zwiſchen dem böſen Vorſatze und der Reue vor der That. Seine Grundſätze ſicherten ihn nicht; ſie konnten ihn nur von Gewaltthätigkeiten abhalten, ihn nur behutſam und vorſichtig machen. Sein Wunſch ſchien ihm gar nicht unrecht, ſobald Sophie ihn nicht zurückwies. Hier beleidigte er ja keine Familie; der Vater brachte ihm ja die Tochter ſelbſt entgegen. Er wollte ja Sophien auch nicht betriegen, verführen; es kam ja nur darauf an, eine Schwärmerin zu überzeugen, daß ein unvermeidlicher Zufall ihm verbiete, ihr ſeine Hand zu geben. „Und kann ich das nicht," dachte er; „kann ich ſie nicht überzeugen; liebt ſie mich nicht: nun, ich werde ihr keine Gewalt anthun; es iſt ja noch immer Zeit genug, mich zurückzuziehen, wenn ſie eine ſolche Verbindung mit mir für ein Unglück hält. Iſt ſie aber zufrieden — o, ich Glücklicher! — wen geht es dann noch an, ob wir auf dieſe oder auf eine andere Weiſe glücklich ſind! Wem habe ich noch Rechenſchaft zu geben?" — Herrmann würde

hier geantwortet haben: „der ganzen Erde, jedem Vater einer Tochter, jeder Mutter, jedem Mädchen, das durch eine ähnliche Lage unglücklich werden kann, der Nachwelt, deiner Vernunft, die dir nicht befiehlt, nur für dich glücklich zu ſeyn, ſondern für deine Welt, für deine Nachwelt, für das ganze Menſchengeſchlecht zu leben, und dein Glück nur in dem allgemeinen Glücke zu finden." Hochfeld dachte nicht ſo, obgleich eine geheime Unruhe, die er auch bei der ſicherſten Hoffnung auf ſein und Sophiens Glück noch immer fühlte, ihn erinnerte, daß er nicht denke, wie er ſolle. Er hörte nicht auf dieſe geheime Warnung, ſondern ſuchte nur mit deſto größerer Vorſicht üble Folgen zu vermeiden.

Am folgenden Tage begegnete er Sophien auf Ihrem Spaziergange. Sehr einfach gekleidet, ging er, in ſich verſenkt, wie träumend, und hob die Augen nicht eher, als bis Sophie, die ihn ſchon von fern erkannt hatte, ſo eben an ihm vorbei gehen wollte. Er ſchien ſie zu erkennen, redete ſie aber nicht an, als ob er zweifelte, daß ſie es wäre. Sophien war es recht lieb, daß er ſie nicht kannte; in-

deß nahm ſie ſich vor, die Bekanntſchaft mit ihm zu erneuern, wenn er ihr einmal wieder begegnen und ſie anreden ſollte. Sie hatte nehmlich eine gewiſſe Vorliebe für dieſen jungen Menſchen, der ihrem geliebten Karl in den auffallendſten Zügen ſehr ähnlich ſah. Es war dieſelbe Geſtalt, derſelbe Mund, daſſelbe Auge; nur lag mehr Ernſt, mehr Ruhe und Majeſtät in Karls Geſichte.

Am nächſten Sonntage, als Sophie aus der Kirche kam, begegnete ihr Hochfeld wieder, und erkannte ſie heute ſogleich, da ſie keinen Schleier vor dem Geſichte hatte. Alſo ſind Sie es doch geweſen! ſagte er. Mich dünkt, ich bin Ihnen ſchon einmal auf dem Walle begegnet. Ich zweifelte aber, ob Sie es wären, und mochte Sie nicht anreden, weil ein Irrthum leicht ein Frauenzimmer hätte in Verlegenheit bringen können. Sophie ging weiter, erzählte ihm im Gehen, daß ihr Vater jetzt hier einen Poſten habe, und war nun auf einmal vor ihrer Wohnung. Hochfeld fragte höflich: darf ich Ihren Vater, wenn er zu Hauſe iſt, kennen lernen? Sie verbeugte ſich, ohne ihm zu antworten, und er ging mit zu Herrn Caſtran hinauf.

Hier war Hochfeld der Referendarius Lambrecht, und auch Herr Caſtran nannte ihn ſo, ob es ihm gleich die größte Mühe koſtete, ihn nicht liebſter Herr von Hochfeld zu nennen. Als er ſich ſchon nach einem halben Stündchen wieder empfahl, bat ihn Caſtran, die Bekanntſchaft fortzuſetzen. Hochfeld warf einen Blick auf Sophien, um zu ſehen, ob ihr Auge den Wunſch des Vaters beſtätigte; ihre Miene ſagte aber gar nichts. Er erkundigte ſich, wann der Vater zu Hauſe ſey, und hinterließ, als er wegging, bei Sophien den Eindruck eines beſcheidenen, feinen jungen Mannes.

Die Bekanntſchaft mit ihm war ihr recht lieb, da ſie anfing, das Bedürfniß der Geſellſchaft zu fühlen. Herr Caſtran wollte durchaus keinen Umgang mit Menſchen von ſeinem Stande haben; er ſuchte ſein Glück immer in den höheren Ständen. Sophie hingegen wollte durchaus keine Verbindung außer ihrer Sphäre anknüpfen, und mußte alſo, bis ihr der Zufall einige Bekannten gab, in der tiefſten Einſamkeit leben. Zwar hatte ſie alle Mittel, ſich die Einſamkeit angenehm zu machen: Muſik, Lektüre,

Schreibmaterialien und ihre Haushaltung; ſie dachte aber oft an Herrmanns Worte: „die Einſamkeit macht uns weich gegen die ganze Menſchengeſellſchaft, deren einzelne Mitglieder wir nicht kennen, tolerant gegen die Laſter und Irrthümer ganzer Jahrhunderte, aber auch hart und intolerant gegen die Menſchen, die um uns her leben, gegen die Fehler der Einzelnen, mit denen wir umgehen müſſen. Die Einſamkeit giebt der Tugend eine ſtolze Phyſiognomie. Die Einſiedler der Hindus, der Chriſten, der Mohamedaner ſind einander vollkommen ähnlich. Ein zu einſames Leben macht die Tugend einſeitig; man erkennt ſie auf den erſten Blick, wie die Juden an ihrem Geſichte, weil dieſes Volk der Einſiedler unter den Nationen iſt. In den Verhältniſſen des Lebens, unter Menſchen, fühlt man ſeine eigene Schwäche; und dieſes Gefühl macht ſanft und mitleidig gegen die Schwächen Andrer. — Der Paſſagier auf einem Schiffe nimmt ſich der allgemeinen Noth nur murrend an, weil er eigentlich nicht auf das Schiff gehört." Daran dachte Sophie, und es war ihr recht lieb, daß der junge Mann ſie zuweilen beſuchen wollte, weil

ſich mit ihm ein beſſeres Geſpräch führen ließ, als mit ihrem Vater, der immer nur ſeine Plane, höher zu ſteigen, im Kopfe hatte.

Hochfeld kam nur, wenn Herr Caſtran zu Hauſe war; und dieſe Diskretion gefiel Sophien ſehr wohl. Sie hatte ihre Bücher über die Seite geſchafft; Caſtran aber machte ihre Vorſicht unnütz: er verrieth dem Herrn von Hochfeld in Sophiens Gegenwart alle ihre Kenntniſſe. Am Ende war ihr das auch nicht unlieb; denn nun verſorgte Hochfeld ſie mit Büchern, die ſie aber immer ſelbſt auswählte, weil ſie nie ein Buch las, das nicht Emilie billigte. Hochfeld ſah, je näher er Sophien kennen lernte, wie vorſichtig hier jeder Schritt gethan werden mußte; und dabei wurde ſein Verlangen, mit dem liebenswürdigen Mädchen weiter zu kommen, immer ſtärker. Er hatte gehofft, ihre unbeſorgte Unſchuld, ihre Unbekanntſchaft mit der Welt und den Menſchen, ja ſelbſt ihre Schwärmerei, ſollte ihm helfen; jetzt bemerkte er aber, daß die wahre Unſchuld eines Herzens nicht allein in Unbekanntſchaft mit den Mitteln der Verführung beſteht, ſondern auch in Unbekanntſchaft mit

der Begierde. Er kam dem Herzen Sophiens nicht näher. Alle ſeine feinen Kunſtgriffe, durch Reitzungen ihre Ruhe zu ſtören, wurden nicht bemerkt (was er hoffte); ſie thaten aber auch keine Wirkung, (was er nicht erwartet hatte). Das einzige Mittel, den ruhigen Schlag ihres Herzens ſchneller zu machen, war die Erzählung einer edlen That oder eines vorgefallenen Unglücks. Dann drückte ihm Sophiens in Thränen glänzendes Auge den Pfeil der Liebe noch tiefer in das Herz, machte ihn aber zu gleicher Zeit auch furchtſamer als je. Er wand ſich durch die ſeltſamſten Geſpräche, um ihrer Phantaſie beizukommen; ſie blieb aber ſo ruhig wie vorher, und ſeine Mühe war verloren.

Endlich machte er zuweilen einen Beſuch, wenn der Vater nicht zu Hauſe war; dann aber kam die Magd, ein in Langens Hauſe erzogenes junges Mädchen, das Sophie mitgebracht hatte, in das Zimmer, und es wurde eine gemeinſchaftliche Arbeit vorgenommen. Sophie fand das gar nicht unſchicklich, und ſetzte das Geſpräch ganz unbefangen fort.

Hochfeld gewann indeſſen Sophiens Vater

immer mehr. Herr Caſtran konnte in der Reſidenz, bei ſeinem Aufwande in Kleidern, mit ſeiner Beſoldung nicht auskommen; Hochfeld ſchoß ihm nun kleine Summen vor, die aber nach und nach ſehr beträchtlich anliefen. Er bekam ſie nur geliehen, und mußte endlich an das Bezahlen denken. Nun drang er mehr als je in Hochfeld, ihm eine höhere Stelle zu verſchaffen. Dieſer aber machte Schwierigkeiten, um ihn noch immer mehr in ſeine Gewalt zu bekommen. Endlich, als er bei Sophien gar nicht weiter kam, entdeckte er ihrem Vater ganz offen ſeine heiße Leidenſchaft für ſeine Tochter; doch, um ihn nicht zu ſchrecken, ließ er ihn in der Ferne Hoffnung zu einer Heirath mit ihr ſehen. Caſtran ſprang vor Freude im Zimmer umher. Hochfeld aber erklärte, daß, ſo lange ſein Vater lebe, nicht daran zu denken ſey, und daß, wenn der nur das Mindeſte von ſeiner Abſicht erführe, Caſtran, Sophie, und er ſelbſt unglücklich werden könnten. Fürs erſte ſey alſo an nichts weiter, als an eine mariage de conscience, zu denken. — Das Wort gefiel Herrn Caſtran, und er ſprang wieder im Zim-

mer umher. Hochfeld ſtellte ihm alles ſo angenehm vor, daß er ohne Bedenken in die Schande ſeiner Tochter willigte. Aber — wie war nun Sophie zu bereden, daß auch ſie dieſe Gewiſſensheirath als ein Glück betrachtete? Caſtran meinte: er wolle ihr Alles gerade heraus ſagen. Das Mädchen, ſetzte er hinzu, müßte ja blind ſeyn, wenn ſie nicht mit beiden Händen zugriffe. Ewig können ja Se. Excellenz nicht leben. Ja, ja; ich will es ihr ſagen.

Hochfeld wunderte ſich ſehr, daß der Vater ſeine Tochter nicht beſſer kannte, und verbat ſich alle Entdeckungen. Sie müſſen, ſagte er, nur über drückende Ausgaben klagen, Sophien die Haushaltung ſchwer machen, ſie in Geldverlegenheiten bringen, und gar nichts anzuſchaffen wiſſen, wenn ſie ein Kleid oder etwas zum Putze gebraucht. Dann laſſen Sie mich nur machen. — Caſtran klagte; und Sophie fing an, die Haushaltung einzuſchränken. Caſtran klagte wieder; Sophie ſchränkte noch mehr ein, und blieb heiter. Ihre Kleidung brauchte ſie deshalb nicht zu verändern; denn dieſe war, obgleich ſehr geſchmackvoll und reinlich, doch nur ſehr einfach. Caſtran klagte über kleine

Schulden. Nach einigen Tagen verkaufte Sophie ihr Klavier mit den Muſikalien, und gab ihrem Vater das Geld, das ſie dafür bekommen hatte.

Als Hochfeld nach dem Klaviere fragte, antwortete Sophie ganz ruhig: „ich habe es abgeſchafft; es zerſtreuete mich zu oft, und meine Geſchäfte haben ſich vermehrt. Das Beſte habe ich behalten.“ (Sie zeigte auf ein Pack Singe-Noten.) „Ich bin nicht unmuſikaliſcher geworden. Jetzt ſinge ich deſto herzlicher, vielleicht auch mit mehr Aufmerkſamkeit, weil ich keine Hülfe zum Treffen mehr habe.“ Hochfeld ſagte dem Vater, als Sophie hinausgegangen war, einige Worte, und als ſie zurückkam, wurde das Geſpräch wieder auf das Klavier geleitet. Eigentlich, Herr Lambrecht, ſagte Caſtran, hat meine Tochter das Inſtrument aus Noth verkauft; mich drückten einige kleine Schulden. — Hochfeld ſprang mit erkünſtelter Leidenſchaft auf, und ſagte: Sie berauben ſich eines Vergnügens, und . . . Das iſt nicht freundſchaftlich! — Lächelnd erwiederte Sophie: „mein Vater hat nur halb Recht, Herr Lambrecht. Was ich Ihnen ſagte, war

ganz richtig. Das Klavier zerſtreuete mich zu oft. Ich habe jetzt in der That mehr zu thun, als ehemals; und ſo wurde mein Mangel an Muße eine zufällige Hülfe in einer kleinen häuslichen Verlegenheit. Aber wenn ich Sie bitten darf, ſo laſſen Sie uns davon ſchweigen."

Hochfeld ſchickte am nächſten Sonntage unter der Kirche Sophien ein beſſeres Inſtrument, und nach Tiſche kam er ſelbſt. „Das iſt von Ihnen?" fragte Sophie. Hochfeld antwortete gutmüthig Ja.

„Sie ſcheinen meinem Vater mehr geglaubt zu haben, als mir. Jetzt bitte ich Sie noch einmal, Herr Lambrecht, nicht an meiner Aufrichtigkeit zu zweifeln. Ich würde Ihnen die Verlegenheit, worin wir uns befanden, nicht geſagt haben, weil eine Klage, der man abhelfen kann, nicht der Worte werth iſt, die man darüber verliert; aber daß mich das Klavier zerſtreuete, war die vollſte Wahrheit, und ich muß Sie bitten, Ihr Inſtrument wieder abholen zu laſſen."

Ich glaubte, Mademoiſelle, es ſollte Ihnen Freude machen.

„Die hat es mir gemacht," (Sophie näherte

ſich ihm mit dankbaren Blicken;) „und recht große Freude über Ihre Theilnahme an meinem Vergnügen.“

Ich habe zwei Inſtrumente, ſagte Hochfeld beklommen; und ich gebe Ihnen mein Wort, daß ich dieſes zurückfordern will, ſobald ich es brauche. Sie können ihm hier wohl den Platz gönnen.

„Herr Lambrecht,“ antwortete ſie ihm lächelnd; „Sie ſcheinen mir meine Pflicht recht ſchwer machen zu wollen! Aber ich will mich doch nur ſelten reitzen laſſen.“

Sophie hielt Wort; ſie ſpielte weit ſeltener, als gewöhnlich: denn ihre Geſchäfte hatten ſich wirklich vermehrt. Sie arbeitete für Geld, weil ihr Vater klagte, daß er mit ſeiner Beſoldung nicht auskommen könne. Beſonders machte ſie Putz; und ihr Schönheitsſinn, ihr Geſchmack, gab ihren Arbeiten den gefälligſten Reitz. In Kurzem bekam ſie vollauf zu thun; doch nie ging ſie ſelbſt aus, um Arbeit zu übernehmen, ſondern ſchrieb ihren Kunden, und zeichnete ihre Ideen. So machte ſie es ſchon eine ganze Zeit, ehe ihr Vater es wußte, da ſie immer nur während ſeiner

Abweſenheit, auch nie in Hochfelds Gegenwart, arbeitete. Sie forderte jetzt wenig Geld von ihm, und war zufrieden mit dem, was er ihr gab. Endlich merkte der Vater, was ſie that; und nun fühlte er ſich auf der empfindlichſten Seite angegriffen. Er wollte noch, wer weiß wie hoch, ſteigen; und ſeine Tochter arbeitete für Geld! Mit großem Unwillen machte er ihr die bitterſten Vorwürfe, in einem Tone, den er noch nie gegen ſie gebraucht hatte. „Aber, Vater," ſagte Sophie freundlich; „was meinen Sie denn, daß wir thun ſollen? Wenn es Ihnen zuwider iſt, ſo will ich gern die Arbeit um Ihrentwillen aufgeben. Sie ſagen, Ihre Beſoldung reicht nicht zu; ich gewinne auf eine ehrenvolle Weiſe, was noch fehlt. Wie meinen Sie denn, daß wir es anders machen ſollen?"

Lieber borgen, als das! ſagte der Vater. Ich fange ſchon an, mit den größten Häuſern bekannt zu werden, und man ſieht auf mich. Erfährt man nun, daß du für Geld arbeiteſt, ſo bin ich verloren. Lieber borgen, als das!

„Und wie lange ſoll das Borgen dauern, lieber Vater? Eine kleine Schuld ſetzte Sie

ſchon in Verlegenheit. Sollten wir immer borgen? Anfangs kamen wir recht gut aus. Auch will ich mit Ihrer Beſoldung wohl fertig werden, lieber Vater, wenn Sie nur weniger außer dem Hauſe gebrauchen."

Ich muß meinem Stande, meinen Bekannten Ehre machen. (Er gerieth in Verlegenheit, da ſeine Tochter ſo richtig gemerkt hatte, daß nur der geringſte Theil ſeiner Beſoldung in ihre Hände kam.) Aber höre, liebe Sophie! Lambrecht iſt reich. Ein gutes Wort von dir, und er leihet uns gern, ſo viel wir haben wollen.

„Nimmermehr, mein Vater! nimmermehr! Ich würde in Noth kein Bedenken tragen, von jedem Menſchen, er möchte ſeyn wer er wollte, ein Almoſen anzunehmen; aber ſo lange ich arbeiten, ſo lange ich mich einſchränken kann, werde ich vor jeder Unterſtützung erröthen. Wollen Sie Sich einſchränken, lieber Vater, ſo höre ich auf für Geld zu arbeiten, weil Sie es wünſchen. Mehr kann ich nicht thun."

Caſtran gerieth in eine noch ſchlimmere Verlegenheit: denn nun war noch gar nichts gewonnen; und — wie konnte er wieder einlenken? Auf ſein Verlangen mußte Hochfeld mit

So-

Sophien darüber ſprechen. Er klagte über ihr Mißtrauen, über ihre kalte Zurückhaltung. „Mißtrauen, Zurückhaltung?“ erwiederte ſie mit einer angenehmen Hitze; „wo ſind denn die? wo liegt das Mißtrauen? Mein Vater macht mehr Aufwand, als er ſollte; ich vergrößere den Erwerb: das iſt alles, was ich thun kann, da es nicht von mir abhängt, den Aufwand einzuſchränken. Wenn ich Ihnen das ſagen wollte — welche Veranlaſſung konnte ich dazu nehmen? Jede Klage, der man abhelfen kann, iſt ungerecht.“

Abhelfen? Ja! aber auf welche Weiſe!

„Auf die ehrenvollſte: durch Arbeit.“

Wie, theure Sophie? Sie ſollten dazu beſtimmt ſeyn, Ihren Unterhalt durch Handarbeit zu erwerben?

„Warum nicht? Sagen Sie mir einen Grund: warum nicht?“

Sie, Sophie, mit dieſem Geiſte!

„Eben, mein Herr, mit dieſem Geiſte! Sollen die Worte in Ihrem Munde etwas bedeuten, ſo heißen ſie doch wohl: ich bin fähig, meine Pflichten, meine Verhältniſſe, mei-

ne Bedürfniſſe zu beurtheilen, und habe die Stärke, meinem Urtheile zu folgen."

Aber die Welt hält nun einmal dieſes Geſchäft für niedrig; und wie oft haben Sie ſelbſt geſagt, man ſey auch den Meinungen Achtung ſchuldig!

Das hab' ich, und das ſage ich noch. Allein Sie — Sie müſſen entweder eben ſo lebhaft hoffen, wie mein Vater, oder Sie ſind ſo gütig zu vergeſſen, wer ich bin. Bei mir, Herr Lambrecht, kann die Welt das Arbeiten gar nicht unſchicklich finden. Freilich würde ich in jedem Stande lieber arbeiten, als Almoſen nehmen."

Almoſen! Wie hart! Wenn nun ein Freund oder eine Freundin ihr Glück darin fänden, das Elendeſte, was der Zufall geben kann, Geld, mit Ihnen zu theilen? . . . Ich bitte Sie, Mademoiſelle, ſetzte er furchtſam und erröthend hinzu; gönnen Sie mir das Glück, Sie dieſer unwürdigen Arbeit entreißen zu dürfen!

Sophie ſah ihn feſt an. „Ihr Erröthen, mein Herr, das Furchtſame in Ihrem Tone, ſagt ohne Zweifel Ihnen ſelbſt, daß, ſo gütig Ihr Anerbieten auch iſt, Sie dennoch gütiger geweſen wären, wenn Sie es nicht gethan hät-

ten. Ich darf Sie alſo nicht erſt bitten, dieſen Punkt nie wieder zu berühren."

Sophiens beſtimmter, feſter Ton machte ihn verlegen. Nach einem langen Schweigen ſagte er nur noch: Sie ſollten wenigſtens den Verluſt des unſchätzbaren Vergnügens, wohlzuthun, höher anſchlagen! Ich wünſchte, daß Sie reich wären, um Sie den Armen geben zu ſehen. — Sophie ſeufzte; aber ſogleich ſetzte ſie lächelnd hinzu: „ſich reich wünſchen, um den Armen geben zu können, heißt doch den Menſchen und der Vorſehung wenig zutrauen." Sie fing an zu ſcherzen, um nur dies Geſpräch zu endigen.

Nach und nach brachte Herr Caſtran ſeine Haushaltung wieder in die gehörige Ordnung, und entſchuldigte den bisherigen Mangel mit einem Abend, wo er im Spiel unglücklich geweſen wäre. Nun gab auch Sophie nach und nach ihre Arbeit für Geld wieder auf. Ihr Vater befahl das, auf Hochfelds Verlangen, ſo beſtimmt, daß ſie, als eine gute Tochter, gehorchte, ob ſie gleich weit lieber fort gearbeitet hätte. Jetzt kannte Hochfeld ihre Talente, ihren Charakter, ihre ganze Vortrefflich-

keit, die ſich in jeder ihrer Handlungen zeigte. Sie riß ihn hin mit ihrem zauberiſchen Geſange; ihre Feinheit, die nicht in Modeworten, ſondern in dem zarteſten Gefühle des Schönen beſtand, entzückte ihn; ihre mannigfaltigen Kenntniſſe zogen ihn an, und ihr fühlendes Herz hielt ihn feſt: aber — ihre Tugend ſchreckte ihn.

Sophie hatte wirklich einiges Wohlwollen für Hochfeld, was der Umgang mit ihm, ſeine Artigkeit, ſein großes Intereſſe an ihr, die Gutartigkeit, die er zu haben ſchien, und ſeine Aehnlichkeit mit ihrem Karl ganz leicht erklären. Sie liebte ihn, wie ſie einen Mann außer Karln lieben konnte; aber doch war etwas in ihrem Herzen, das ſie abhielt, volles Vertrauen zu ihm zu faſſen. In den mannigfaltigen Geſprächen mit ihr entſchlüpfte ihm zuweilen ein Urtheil, eine Anmerkung, ein Grundſatz, welcher Leichtſinn verrieth; und daher blieb immer eine gewiſſe Vorſicht gegen ihn in ihrem Benehmen. Hochfeld legte dieſe Zurückhaltung falſch aus. Sophie, dachte er, ſieht gewiß, daß du ſie liebſt; und, was muß ſie nun denken, daß du ihr deine Liebe nicht erklärſt?

Er irrte ſich. Sophie wußte nichts von ſeiner Liebe, eben weil ſie ihm nicht ganz traute; ſie blieb in der That höchſt unbefangen bei der Art von Intereſſe, die er an ihr nahm. Hochfeld beobachtete ſie mit ſcharfen Blicken, und war überzeugt, daß ſie Wohlwollen für ihn fühlte. Er glaubte, wenn er nur zärtlicher gegen ſie werden, wenn er ihr ſeine leidenſchaftliche Liebe zeigen dürfte, ſo könnte er ihr Herz nicht verfehlen. Aber dieſer Weg war ihm verſperrt; denn er hatte ſich gleich Anfangs für unabhängig ausgegeben: und — was konnte ihn nun hindern, um ihre Hand zu bitten und ſie zu heirathen? Darauf würde Sophie, meinte er, ſogleich dringen; ſo mußte er ſich denn hüten, nicht allzu leidenſchaftlich zu werden, und ihr den Anblick ſeiner heißen Liebe entziehen. Er hatte ſich ſelbſt ſehr läſtige Feſſeln angelegt; und in dieſen Feſſeln ſollte er ſich leicht bewegen!

Hätte er gewußt, daß ſie ſchon liebte, ſo würde er ſeine Rolle, die ihm natürlich war, mit Feuer haben ſpielen können. Allein daran dachte er nicht, weil Caſtran darauf ſchwor, daß ihr Herz noch frei ſey. Eine Untreue ſchien

ihm bei Sophien leichter zu bewirken, als Liebe, ohne daß Er ſie liebte; und er durfte alles geſtehen, nur nicht ſeine Liebe, weil er ihr ſeine Hand nicht anbieten konnte. Er wollte verzweifeln; aber — er mußte ſeine Feſſeln an ſich behalten.

Sophiens Wohlwollen hatte er; doch nahm ſie kein großes bleibendes Intereſſe an ihm. Dies wollte er nun erregen; und das Mittel, welches er wählte, verrieth nicht gemeine Menſchenkenntniß: Sophie ſollte ihn bekehren. Sie und er waren in ihren Grundſätzen über die Tugend weit aus einander. Das eben machte Sophien ſo vorſichtig gegen ihn. Doch wußte ſie, daß ein Menſch, auch ohne beſtimmte Grundſätze der Tugend, tugendhaft ſeyn kann. Sie hatte ſchon zuweilen, wenn das Geſpräch ſich ſo wendete, mit Hochfeld darüber geſprochen. Jetzt aber fing er das Geſpräch abſichtlich an, und ſagte ihr vorher, daß er ihre Grundſätze der Sittlichkeit kennen zu lernen wünſchte. Sophie erwiederte lächelnd: in ihren Augen hätten alle Grundſätze nur wenigen Werth, wenn das Herz ihre Wahrheit nicht fühlte. Hochfeld

verſicherte: was ſie über Tugend geſagt, habe ihn oft innig gerührt; er halte aber Manches für eine angenehme Schwärmerei. Das konnte Sophie nicht ſo hingehen laſſen, und das Geſpräch hob an.

Hochfeld disputirte, gab hier zu, zweifelte dort, widerſprach jetzt, und gerieth dann in Entzücken über Sophiens Ausdruck und Bilder. Das Geſpräch wurde lebhaft, und Sophie fühlte ſich in der That ſehr dafür intereſſirt. Für heute wurde es geendigt. Als Sophie am Abend ſich auf morgen vorbereiten wollte, und ihre Papiere durchſuchte, um Einiges, was ſie aus Herrmanns Unterrichte über dieſen Gegenſtand niedergeſchrieben hatte, nachzuleſen, fiel ihr unter den moraliſchen Klugheitsregeln auch eine von Emilien in die Hände: „ein Mädchen muß nicht anhaltend und öfter mit einem jungen Manne disputiren, mit dem es nicht zu Vertraulichkeit berechtigt iſt, ſey der Gegenſtand auch noch ſo unſchuldig, ſo intereſſant oder erhaben. Das Intereſſe des Streites wird oft, wohl meiſtens, das Intereſſe der Perſon. Der vertrauteſte Briefwechſel iſt nicht ſo gefährlich, als ein intereſſanter Streit, wo Nach-

giebigkeit eine unwiderſtehliche Schmeichelei wird, und der lebhafteſte Widerſpruch nichts iſt, als das Geſtändniß, daß die Geiſtesbildung des Andern größer ſey.“ Das hatte Sophie ſich aufgeſchrieben, wie ſie denn überhaupt gewohnt war, ſich das Intereſſanteſte aus Unterredungen aufzuzeichnen. Sie erröthete, als ſie das las; denn ſie fühlte die Wahrheit dieſer Maxime. Heute zum erſten Male hatte ſie gewünſcht, daß Hochfeld noch bleiben möchte; heute zum erſten Male hatte ſie ſich mit ihm den ganzen Abend beſchäftigt. Sie ſchrieb ſogleich noch an Emilien einen Brief voll der kindlichſten Dankbarkeit, und für Hochfeld legte ſie einen Aufſatz von Herrmanns Hand: „über die ſittliche Natur, oder die Vernunft des Menſchen,“ zurecht, den ſie ſich bei einer Veranlaſſung, zum Andenken an ihren theuren Lehrer, ausgebeten hatte.

Als am folgenden Tage Hochfeld kam, und das geſtrige Geſpräch wieder aufnehmen wollte, ſagte Sophie, leicht erröthend: das Disputiren, Herr Lambrecht, taugt nicht. Man wird dabei zwar wohl lebhafter, aber deshalb nicht verſtändlicher. Ich kann Ihnen über

den Gegenſtand unſeres Geſpräches von geſtern nichts Beſſeres geben, als dieſen Aufſatz von einem meiner Bekannten. Er iſt gut geſchrieben, ausführlich, beſtimmt. Suchen Sie Wahrheit, ſo werden Sie gewiß hier finden; wo nicht, ſo iſt unſer Geſpräch eben ſo unnütz, wie dieſer Aufſatz. Der geſtrige Streit hat meine Phantaſie zu ſehr bewegt; ich muß Sie daher bitten, ihn nicht aufs neue wieder anzufangen.

Hochfeld hätte verzweifeln mögen. Was war aber zu thun? Er nahm den Aufſatz, und fing an laut zu leſen. Sophie nahm ihm das Papier aus der Hand, und ſagte: „ich gebe es Ihnen mit nach Hauſe. So etwas will ſtudiert ſeyn. Aber ich muß den Aufſatz wieder bekommen; er iſt mir ſehr werth. Nehmen Sie ihn mit.“ — Er hatte nur noch Eins von geſtern her zu fragen; Sophie ließ ſich aber durchaus nicht darauf ein. „Das alles werden Sie finden, Herr Lambrecht.“ Hochfeld wollte ſeinen Sieg nicht aufgeben, weil ſie ſo eben ſelbſt geſagt hatte, daß ihre Phantaſie in Bewegung gerathen wäre. Er fing aufs neue an; doch Sophie wie-

derholte noch einmal, daß der Streit für ſie nicht tauge; und ſo mußte er endlich ſchwei⸗gen. Erräth denn, dachte er, das Mädchen alle meine Anſchläge? Er blieb den Tag über ſtill und finſter; Sophie aber, die ſich bei die⸗ſer Veranlaſſung noch an mehrere von Emi⸗liens Regeln erinnert hatte, war heiter, doch ſehr vorſichtig.

Hochfeld empfahl ſich endlich, fing an den Aufſatz zu leſen, erſchrak, als er weiter las, und legte ihn aus den Händen. Der Aufſatz zer⸗ſchmetterte ſein Herz; denn er betraf ganz deutlich ſeinen ſtrafbaren Plan, Sophien zu verführen. Zitternd nahm er ihn wieder, und ſah das Ende an, ob nicht ſein Nahme daſte⸗hen würde; doch der Aufſatz ſchloß ſich mit andern Gegenſtänden. Er fing wieder an zu leſen. Es war ſeine eigne Geſchichte, ſogar mit einigen ganz ſpeciellen Umſtänden. Noth⸗wendig mußte er glauben, Sophie werfe ihm verſteckt ſeine Niederträchtigkeit vor; und doch konnte er wieder die Ruhe nicht begreifen, mit der dieſer Aufſatz geſchrieben war. Er las aufs neue, und überzeugte ſich immer mehr, daß Sophie ſeine Betriegerei kennen müſſe.

Herrmann hatte in dieſem Aufſatze an der Geſchichte ſeines ehemaligen Freundes Hochfeld mit Luiſen (doch, natürlicher Weiſe, ohne ihn zu nennen) gezeigt, in welcher Gefahr der Menſch ſteht, wenn ſeine Tugend nicht auf feſten Grundſätzen beruhet. Auch der nunmehrige Staatsminiſter Hochfeld hatte ſeinen Rang verläugnet, und einen bürgerlichen Nahmen angenommen, um ein unſchuldiges Frauenzimmer zu verführen. Dieſe Aehnlichkeit veranlaßte den jungen Hochfeld zu der irrigen Meinung, daß Sophie ſein Vorhaben kennen müſſe.

Herrmann hatte von ſeinem Freunde geſchrieben: „er verließ endlich ſeine Geliebte, die mit ihrer ganzen Seele an ihm hing; und ihre betrogene Leidenſchaft, ihr getäuſchter Glaube an ſeine Treue, ſtürzte ſie in das Grab.“ Hochfeld bezog dieſe Worte auf ſich; er glaubte, Sophie erkläre ihm darin ihre geheime Liebe, und fordere ihn auf, ſie nicht zu verlaſſen. Alle Umſtände paßten auf ihn, auf ſeine geheimſten Plane; und doch konnte er wieder nicht begreifen, warum der Aufſatz nicht von Sophiens eigner Hand war, und warum

das bejammernswerthe Schickſal der betroge-
nen und ermordeten Geliebten nicht die Haupt-
ſache darin ausmachte. Er fand ſich aus die-
ſer Verworrenheit nicht heraus, und wußte
zuletzt nicht, was er glauben ſollte. Der Auf-
ſatz war ſo rührend, daß ſein Herz davon er-
griffen wurde. Er kam auf den Gedanken,
Sophien Alles zu geſtehen, um ihre Hand zu
bitten, und ſo ſeine ſchon entdeckte Verräthe-
rei wieder gut zu machen. Weder heute, noch
am folgenden Tage, ging er zu Sophien; er
ſaß bei dem Aufſatze, und ſann über jedes
Wort darin.

Seine Lage wurde dadurch noch peinlicher,
daß ſein Vater ihm gerade in dieſen Tagen
einen Heirathsvorſchlag gethan hatte. Er lehn-
te ihn mit zu großer Kälte ab. Der Vater,
der ſonſt den einzigen Sohn immer äußerſt
gütig behandelte, wurde härter als gewöhnlich.
Der Sohn, der nur zu ſehr fühlte, daß er ohne
Sophien nicht glücklich ſeyn könne, und der
auf allen Fall Herr ſeiner Hand bleiben muß-
te, um mit dieſem Opfer, wenn es nicht an-
ders möglich wäre, die Erfüllung ſeines ſehnlich-
ſten Wunſches, den Beſitz Sophiens, zu erkau-

ſen, — der Sohn wurde durch dieſe neue unvermuthete Verwickelung ſeines Schickſals gereitzt, und äußerte Unmuth über die ungewohnte Härte ſeines Vaters. Dieſer fand das Benehmen ſeines Sohnes höchſt ſeltſam, machte ihm Vorwürfe, und befahl endlich mit Strenge. Der Sohn hörte nicht, und ſein ganzes Betragen war höchſt räthſelhaft. Sein Vater verließ ihn endlich unwillig, und ſann nach, was ihn auf einmal ſo gänzlich verändert haben könnte.

Nach einigen Tagen ging der Vater, um ſich mit ſeinem Sohne zu erklären, auf deſſen Zimmer, und fand ihn über Sophiens Aufſatz grübelnd, den Kopf in die Hand geſtützt. Der Sohn war ſo vertieſt, daß er den Vater nicht kommen hörte, und daß dieſer in einem Spiegel eine ganze Weile deſſen Mienen und Bewegungen beobachten konnte. „Was haſt du da, mein Sohn?" fragte der Miniſter endlich. Der Sohn wollte den Aufſatz weglegen, und ſagte: etwas, mein Vater . . . — „Laß es mich doch ſehen!" Er nahm das Papier, und der Sohn war beſtürzt, weil er nicht bedachte, daß ſein Vater in dem Aufſatze nichts Verdächtiges fin-

den konnte. Der Miniſter erkannte bei dem erſten Blicke Herrmanns Hand, nahm den Aufſatz, der ſeine ganze Neugierde erregt hatte, mit auf ſein Zimmer, und — las ihn mit großer Erſchütterung; denn er fand hier ſein Verbrechen mit Flammenzügen aufgezeichnet. So hatte Herrmann ihn nur damals erſchüttert, als er ſchweigend mit der Nachricht von Luiſens Tode vor ihn hintrat! Der mächtige Miniſter bebte hier wieder vor dem armen, verachteten Herrmann. Er ſtieß auf Ausdrücke, die ſein Herz empörten und zugleich zerriſſen. „Er war nicht ſchlecht,“ ſchrieb Herrmann von ihm; „aber er wurde ein Böſewicht, weil ſeine Tugend nur auf den Grundſätzen der Ehre beruhete, nicht auf dem Glauben an Gott und an eine ſittliche Weltordnung. Erſt der Sarg wird die bittern Thränen der Reue von ſeinen Augen trocknen; bei jedem Todesurtheil, das ſeine Hand unterzeichnet, wird er erblaſſen, und ſeufzen: ich Mörder!“ Seufzend ſprang der Miniſter auf; der Rachengel ſchwebte über ihm in der Geſtalt Herrmanns, hielt ihm dieſen Aufſatz vor, und rief: erblaſſe, Mörder! Mörder Luiſens, erblaſſe!

Eine ſchreckliche, grauenvolle Stunde! die bitterſte in Hochfelds Leben! Als aber ſein Herz durch einige Beſuche betäubt war, warf er die Frage auf: wie kommt der Aufſatz in meines Sohnes Hände? Er faßte ſich, ging mit dem Vorſatze, ruhig zu bleiben, zu ſeinem Sohne, und fragte: wie biſt du zu dieſem Papiere gekommen? Von wem haſt du es? Ich verlange Wahrheit, und ſollte ſie mir auch ſchmerzlich ſeyn; ich verlange offne, nackte Wahrheit."

Der Sohn ſchloß aus ſeines Vaters Blik-ken, aus dem Ernſte ſeiner Anrede, daß etwas vorgefallen ſey, was er nicht wiſſe. Er ſagte unruhig: das, mein Vater, kann ich nicht ſa-gen! bei Gott, ich kann es nicht! — Jetzt war dem Vater, als ob er von einem Blitze getroffen wäre. Schmerzlich lächelnd ſagte er: „und wenn ich es nun ſchon wüßte!" Der Sohn verſtand ihn falſch. Er erblaßte, und ſagte bebend: mein Vater! o, ich Unglücklicher! Der Miniſter umarmte ihn ſchweigend, und ſagte zitternd: „der Aufſatz enthält Wahrheit. Du kennſt nun dieſe Thränen; lerne vor ihnen zittern! Laß uns heute zum erſten und zum

letzten Male darüber reden, mein Sohn!“ Gebeugt, gedemüthigt, zerſchmettert, verließ er ſeinen Sohn, der ihm mit unruhigen Blicken nachſtarrte, und ihn jetzt noch weit weniger begriff. Was iſt das mit dieſem Papiere? dachte er. Bin ich bezaubert? Oder hätte ſich Sophie gar an meinen Vater gewendet? Wie iſt das? Warum bebte mein Vater? warum wurde er ſo bleich? Was geht ihn der Aufſatz an?

Der Miniſter glaubte jetzt, ſich das ganze Räthſel erklären zu können. Er nahm den Aufſatz, den er behalten hatte, hielt ihn zum Himmel, und ſagte, mit Todesbläſſe im Geſichte, mit rollenden Augen: ja, ich bin ein Mörder! Aber was iſt dieſer Menſch, der, ſtolz auf ſeine Tugend, das Herz des Sohnes mit Haß und Verachtung gegen den Vater füllt? Was bewog dieſen rachſüchtigen, tückiſchen Tugendhaften, dem Sohne das Verbrechen des Vaters zu entdecken? — Seine Erbitterung gegen den Freund ſeiner Jugend wurde ein glühender Haß: denn er glaubte, Herrmann habe dieſen Aufſatz abſichtlich in ſeines Sohnes Hände geſpielt; und das Betragen des Letztern, ſein Erblaſſen, ſein Zittern, der Ausruf:

ruf: o, ich Unglücklicher! ließen ihn nicht zweifeln, daß ſein Sohn auch den Nahmen des bezeichneten Verbrechers wiſſe. Die letzte Spur der geheimen Neigung zu Herrmann verſchwand aus Hochfelds Seele. An ihre Stelle trat unverſöhnlicher Haß, und eine Erbitterung, die um ſo größer wurde, je mehr der Vater überlegte, wie hämiſch es war, einen geliebten Sohn mit dem Verbrechen ſeines Vaters bekannt zu machen, der bisher Achtung für ſeine Tugenden gefordert hatte. Zitternd verſchloß der Miniſter den Aufſatz, aber mit dem feſten Entſchluſſe, Herrmannen ſeinen Zorn empfinden zu laſſen. Der Elende, ſagte er bitter, rächt meinen Fehler ſehr ſchwer. Er hat den Triumph, den er mir voraus ankündigte, erreicht. Zwanzig Jahre, die ich mit geheimer Liebe für den heimtückiſchen, unverſöhnlichen Menſchen gelebt habe, zwanzig Jahre ſind nicht genug geweſen, ſeine Rache zu ſtillen! Da er mir nicht ſagen kann, wie ſehr er mich, und nur aus beleidigter Eitelkeit, haßt; ſo ſchleicht der Teufel ſich zu meinem Sohne, und ruft ihm zu: dein Vater war ein Böſewicht! O, der rachſüchtige Menſch! Von nun an ſoll er

fühlen, daß er nicht ungeſtraft hohnlachen darf. Wenn er auch das Recht zu haben glaubt, alle Menſchen zu verachten, ſo ſoll er doch wenigſtens vor meiner Rache zittern lernen!

Die Gelegenheit zur Rache war unglücklicher Weiſe da. Der neue Floßverwalter hatte aus Mangel an Erfahrung Unordnungen verurſacht, denen Herrmann, weil er krank lag, nicht abhelfen konnte. Nun kamen an dieſen ein Paar ſehr harte Verweiſe von der Kammer. Er vertheidigte ſich mit Würde und Anſtand; aber ein neues Reſkript war noch weit härter: man drohete ihm mit Kaſſation, wenn er es noch einmal wage, bei ſeiner Pflichtvergeſſenheit, der man ſchon allzu lange nachgeſehen habe, ſich ſo unehrerbietig zu vertheidigen. Herrmann verlangte bei dem höchſten Tribunal die ſtrengſte Unterſuchung und Genugthuung; man verwies ihn aber zur Ruhe. Er ſchwieg nicht: ſein Ton wurde ſtärker, feſter; und nun entließ man ihn in Gnaden ſeines Amtes.

Als er die Entlaſſung geleſen hatte, ſah er Emilien lächelnd an, und reichte ihr bewegt, doch ohne Unruhe, die Hand. Sie ſtreichelte ſeine

Wange, und ſagte gelaſſen: lieber Herrmann — ein gutes Selbſtgefühl iſt mehr werth, als die reichlichſte Beſoldung. Ich vermuthe, was du geleſen haſt.

Was iſt es denn, mein Sohn? fragte der Kammer-Direktor. Dein letztes Schreiben war zu ſtark, mein Sohn. Ich will nicht hoffen, daß . . . — „In Gnaden entlaſſen, lieber Vater, was ich voraus ſah, was ich fordern mußte, wenn man mir keine Genugthuung gab. Gott Lob! das Meiſte iſt geſchehen. Karl und Julius ſind beinahe Männer; da haben die Kleinen dann zwei Väter. Wir richten uns enger ein, das iſt alles. Und, Baſe Eliſabeth, ſorgen Sie nicht; es ſoll Ihnen nie an Holz zu einer warmen Stube fehlen.“ — Nein, ſagte Eliſabeth kleinlaut: das iſt es nicht! Ich habe nur noch Monate zu leben; und dieſer Schimpf wird mir ohnehin das Herz abſtoßen. Aber Ihre gute Frau bedaure ich; denn wenn es ſo fortgeht, daß Sie nirgends nachgeben wollen, Herr Vetter, ſo kann es noch dahin kommen, daß Milchen und Ihre Kinder betteln gehen müſſen.

„Dahin wird es nicht kommen, Baſe; denn, Gott Lob, ſie können alle arbeiten.“

Nun ſchon zweimal abgeſetzt! ſagte Eliſabeth bitter. Was ſoll daraus werden! Seyd klug wie die Schlangen", ſteht in der heiligen Schrift. Ich dachte, die Zeit ſollte Ihre Jugendhitze abkühlen; aber ich habe mich geirrt. Von Ihnen heißt es wohl mit Recht:

Das männlich Alter folgt darauf,
Und rühmt ſich großer Thaten;
Man will da immer hoch hinauf
Und über alle rathen.
Der Ehrgeitz macht zu Zank und Streit
Gar leicht ein ſolches Herz bereit,
Das ſich allein hochſchätzet.

Ich will nichts mehr ſagen; aber das Haus hier ſteht auf keinen geſunden Pfählen. Die Kinder lernen von Ihnen nicht nach Menſchen fragen.

„Aber deſto mehr nach Gott und ihrem eigenen Herzen.“

Das wird ſie nicht weit bringen in der Welt. Das gehört nicht zum Leben.

„Aber zum Sterben, Baſe; und Sie ſagen ja ſelbſt: wer zuletzt lacht, lacht am klügſten. Meine Kinder werden noch im Sterben das

Leben auslachen können; und das, Baſe, will viel ſagen!"

Ja ſpaßen Sie nur. Mir ſtehen Thränen in den Augen, und da Ihren alten Eltern auch.

„Freudenthränen, Baſe! Was wetten Sie?" — Er ſtellte ſeinem Vater vor, und berechnete ihm, daß er auch ohne Amt mit ſeiner Familie ganz anſtändig leben könne. „Der Titel: Holz-Inſpektor, lieber Vater, war Ihnen ohnehin immer nicht recht. Jetzt heiße ich wieder: Herr von Lange. Meine Beſoldung koſteten mir meine beiden Söhne auf der Univerſität; und die kommen nun in Kurzem zurück. Ich ſtehe alſo gerade auf dem vorigen Punkte, nur ohne einen Titel, den Sie haßten, und ohne ein Amt, deſſen Beſchäftigung mir ſchon längſt zuwider war."

Der Kammer-Direktor ſah wohl, daß ſein Sohn nur ihm zu gefallen das ſagte; allein daß der Titel Holz-Inſpektor ſeinen Ohren unerträglich klang, hatte ſeine völlige Richtigkeit. Da nun Herrmanns Rechnung zeigte, daß die Familie noch immer, zwar eingeſchränkt, aber doch anſtändig, leben konnte, ſo ertrug er den harten Schlag ganz ruhig. Auch war er

in dem Hauſe ſeines Sohnes nun ſchon ſo weit gekommen, daß er, ungefähr wie Alexander zum Diogenes, ſagte: wenn ich nicht ich wäre, ſo möchte ich wohl Herrmann ſeyn. Er fand nun doch, daß, nächſt dem Glanze des vornehmen Lebens, ein Leben voll Liebe, Tugend und Unſchuld, wie ſein Sohn es führte, das beſte ſey.

Auch die Baſe Eliſabeth wurde beruhigt; Herrmann ſagte ihr: er habe ſeinen Abſchied gefordert. Das Schimpfliche einer Abſetzung lag ihr am ſchwerſten auf dem Herzen; und glücklicher Weiſe konnte Herrmann ein Paar Ausdrücke in ſeiner Entlaſſung ſo deuten, daß ſie ſich überzeugen ließ. Nun, meinte ſie, ſo können wir ja ſagen, Herr Vetter: es habe Ihnen nicht länger angeſtanden, Holz-Inſpektor zu ſeyn. — „Und wir ſagen die Wahrheit, Baſe; denn es ſteht keinem ehrlichen Manne länger an, ein Amt zu behalten, worin man ihm Pflichtvergeſſenheit vorwirft."

Man räumte nun ruhig, die Kinder ſogar mit großer Freude, die Amtswohnung, und bezog ein Haus neben Mühlenberg, das nur einiger Reparaturen bedurfte, um recht be-

quem zu ſeyn. „Nun?“ ſagte Herrmann nach vier Wochen; „was fehlt uns denn an unſerm vorigen Glücke? etwa das Fluchen der Holzknechte?“ — Nichts, Herr Vetter, ſagte Eliſabeth, die jetzt nur zehn Schritte zu thun hatte, um zu der Prediger-Wittwe, ihrer Freundin, zu kommen.

Aber einige Tage nachher fiel ein zweiter Schlag: das Gnadengehalt des Kammer-Direktors wurde eingezogen. Es waren wirklich Einſchränkungen im Lande nöthig, und es ging Mehreren ſo, wie dem Kammer-Direktor; doch der Miniſter Hochfeld hätte dieſen wohl retten können. Wirklich legte er dreimal die Feder weg, ohne zu ſtreichen, weil ihm das Herz ſchwer war; aber er dachte an den heimtückiſchen Herrmann, und ſtrich die Penſion ſeines Vaters.

Der Kammer-Direktor hatte bisher von dieſer Penſion Alles beſtritten, wodurch er ſich und Andre noch einigermaßen an ſeinen ehemaligen Glanz erinnerte. Er hielt ſich davon einen Bedienten, trug noch immer mit Gold beſetzte Kleider, und ſchaffte zuweilen ein Prachtgeräth an. Seit einiger Zeit war

nun gar ein Theil der Penſion mit zu der Haushaltung verbraucht worden; und jetzt? Der alte Mann fühlte den Verluſt ſehr tief, und fürchtete ſich, ſeinem Sohne etwas davon zu ſagen, weil er wenigſtens ein finſteres Geſicht von ihm erwartete. Er ließ Herrmann rufen, empfing ihn ängſtlich, entdeckte ihm mit weiten Umſchweifen ſein Unglück, und bat ihn, dieſen Verluſt ja nicht ihm zuzurechnen. Ich will meinen Bedienten abſchaffen, ſagte er zögernd und ſehr betrübt. Ich thue es ungern; aber es muß ſeyn, mein Sohn. — Herrmann drückte den Vater herzlich in ſeine Arme. „Nein,“ ſagte er: „das ſollen Sie nicht; Sie müſſen Ihren Bedienten behalten, und nichts, gar nichts an Ihrem Leben ändern. Nein, mein Vater!“ — Aber wie ſoll es denn werden? fragte der Kammer-Direktor freundlich und herzlich. Herrmann antwortete lächelnd: „ich will verſuchen, bei ganz Deutſchland in Dienſt zu gehen“ Er hatte Schriften über die Erziehung ausgearbeitet, und verkaufte ſie an einen Buchhändler, mit dem Mühlenberg verwandt war. Sobald Herrmann dieſen neuen Nahrungszweig ent-

deckt hatte, ſchrieb er in ſeinen glücklichſten Stunden auch die Ideen über die Moral nieder, die in ſeinem Herzen lagen, und ſuchte ſie in ein gefälliges Gewand zu kleiden. Nicht lange, ſo gab er mit Freude in den funkelnden Augen ſeinem Vater vierhundert Thaler als Penſion auf ein Jahr. Der Kammer-Direktor nahm das Geld mit niedergeſchlagenen Blicken, mit zitternder Hand. Dieſe aufopfernde Liebe ſeines Sohns, dieſer angeſtrengte Fleiß rührte den alten Mann unausſprechlich, und erſchütterte ihn tief. Er entließ ſeinen Bedienten mit einem reichlichen Geſchenke, und ſagte ihm, er möchte gehen, ohne von den Andern im Hauſe Abſchied zu nehmen. Dann brachte er ſeiner guten, alten Frau, die unter der Liebe ihrer Kinder den Stolz voriger Zeiten längſt vergeſſen hatte, ſeine Kleider, und bat ſie, das Gold davon abzutrennen. Er faßte ihre Hand, und ſagte: ſoll denn mein Sohn arbeiten für meinen thörichten Stolz, der ihn beinahe unglücklich gemacht hätte? Trenne das Gold ab, liebe Frau! Von jetzt an will ich nichts mehr ſeyn, als euer guter Vater. Ich weiß, ich mache dir damit eine

Freude, liebe Frau. — Das thuſt du, guter Mann! das thuſt du! ſagte ſeine Gattin, und umarmte ihn mit heißen Thränen. Sie war bald mit der Arbeit fertig. Er ſeufzte noch einmal, zog den Rock ohne Treſſen mit Hülfe ſeiner Frau an, und fand, daß er ſich auch ohne Bedienten ankleiden konnte.

Mittags bei Tiſche bedienten heute zehn Hände den Großvater, und Herrmann betrachtete ihn mit Ehrfurcht und dankbarer Zärtlichkeit. Der alte Mann fühlte ſich leichter; er hatte mehr Zutrauen, und ſprach heute zum erſten Male ohne Einleitung und Umſchweife. Eliſabeth betrachtete ihn ſehr verwundert. Sie hatte ſehr oft die Kleider des alten Herrn zu dem Gegenſtande ihres Singens gemacht, und nur auf Herrmanns Bitten ſich in deſſen Gegenwart in Acht genommen; jetzt aber fing ſie triumphirend an zu ſingen:

Nun iſt das Alte völlig hin,
Das Neu' iſt da nach Geiſtes Sinn.

Herrmann ließ ſie nicht bis zum Viktoria kommen. Er fing ſogleich an etwas zu ſuchen. Eliſabeth ſang weiter, und verfolgte ihn dabei immer mit den Augen. Das Suchen

war ihr ſehr unangenehm, weil ſie immer aufräumte, und eine Ehre darin ſetzte, das ordentlichſte Haus in der Welt zu haben. Beim Anfange der dritten Strophe ſagte er: „hier iſt es doch unordentlicher, als in einer Trödlerbude!" — Eliſabeth fragte erröthend: was ſuchen Sie denn? – „Die Papierſcheere." — Die haben Sie ja in der Hand, Herr Vetter. Unordentlich? Ich glaube, in der ganzen Welt iſt nicht alles ſo an Ort und Stelle, wie hier. — Herrmann beſorgte, ſie möchte den Geſang, worin ſo viel von Eitelkeit und Kleiderpracht vorkam, noch nicht vergeſſen können; daher ſagte er mit verſtellter Hitze: „wie? heißt das nicht Unordnung? Gehört denn die Papierſcheere in meine Hand?"

Ach, ſollte man ſich nicht ärgern! Haben Sie denn die Scheere nicht ſo eben vom Nagel genommen, wo ſie immer hängt?

„Nun, iſt es denn nicht die allerſeltſamſte Unordnung von der Welt, wenn man die Papierſcheere ſucht, und ſie in der Hand hat?"

Baſe Eliſabeth war aus der Faſſung gebracht. Sie hielt nun eine kleine Rede über die Ordnung, die Herrmann aber mit Kopf-

ſchütteln anhörte, ſo daß ſie gezwungen war, die Beweiſe für ihre Ordnung immer noch mehr zu häufen. Der Kammer-Direktor ging darüber weg; und nun hielt Herrmann eine Gegenrede, worin er der Baſe die größten Komplimente über die Ordnung in ſeinem Hauſe machte, deren Seele ſie ganz allein wäre. Die Baſe ſagte freundlich: Sie ſollen ſchon noch fühlen, daß hier Ordnung und Gottesfurcht fehlt, wenn ich einmal erſt nicht mehr da bin!

So hatten Mangel und Unglück den Frieden in Herrmanns Hauſe nicht geſtört, ſondern vielmehr alle Herzen noch näher mit einander vereinigt. Der alte Herr trug keine Treſſen mehr, und es war kein unnöthiger Bedienter mehr da: weiter merkte man keine Veränderung. Der Kammer-Direktor fühlte, welch ein Genuß in einer Aufopferung liegt, und fand ſich gänzlich in den Geiſt, der die Familie ſeines Sohnes belebte. Herrmann war glücklicher als je; denn ſein Verluſt hatte neue Kräfte in ihm geweckt. Er war jetzt ein Weltbürger und gegen alle Unfälle geſichert. Jetzt, ſagte er, bin ich wahrhaft glücklich; kein Schlag des Schickſals kann mich noch treffen! —

Der junge Hochfeld blieb einige Tage aus Caſtrans Hauſe weg, weil ihm der Aufſatz noch immer ein Räthſel war. Caſtran, der darüber in Angſt gerieth, und nun ſchon fürchtete, daß er ſterben würde, ohne weiter zu ſteigen, ging ſelbſt zu Hochfeld; und deſſen erſte Frage war: „was macht Ihre Tochter?" — Was macht ſie, liebſter Herr von Hochfeld! Sie fragt alle Tage, warum Sie nicht kommen. — „Ich fürchte, lieber Caſtran, ſie weiß, wer ich bin." — O gewiß nicht. Wie ſollte ſie das auch wiſſen! Sie kommt nirgends hin. — „Aber der Aufſatz, den ſie mir gab, iſt ſo bedenklich." — Der Aufſatz? den ſie Ihnen zum Durchleſen gab, weil ſie nicht mehr mit Ihnen diſputiren wollte? Den ſuchte ſie neulich unter ihren Papieren; der iſt von dem Inſpektor Lange. Was iſt denn Bedenkliches darin? Ich kenne ja die Hand, wie meine eigne. Den hat der Inſpektor vor einigen Jahren geſchrieben. — Es fiel eine ſchwere Laſt von Hochfelds Herzen. Jetzt erinnerte er ſich, daß auch ſein Vater die Hand zu kennen geſchienen hatte. Freilich wußte er ſich deſſen Unruhe jetzt noch weniger zu erklären;

aber er bekam neuen Muth, und ſeine Beſuche bei Sophien fingen noch heute wieder an. Doch was half es ihm? Das Mädchen zerriß alle ſeine Schlingen mit der größten Leichtigkeit, oder ging darüber hin, ohne ſie zu berühren. Allmählich entſtand zwar eine kleine Vertraulichkeit, die aber zu nichts weiter führte. Der Vater machte zuweilen mit ſeiner Tochter eine Spazierfahrt nach einem einſamen Hölzchen, und Hochfeld begleitete ihn. Hier, in der freien Natur, war auch Sophie freier und offner. Der Vater verließ ſie, um dem Wirthe von ſeinen vornehmen Bekannten zu erzählen, und Sophie blieb mit Hochfeld allein. Sie ging neben ihm, oder ſaß an ſeiner Seite; aber ſie ſtrickte ruhig fort. Hochfeld hatte Waldhörner beſtellt, die in der Ferne ſehr angenehm blieſen. Sophiens Herz gerieth in Bewegung bei den ſanften melodiſchen Tönen; doch auch dadurch kam er nicht weiter: das erſte vertrauliche Wort, das er wagte, machte ſie kalt. Ihr Herz ſchien durch Alles in der Natur in Bewegung zu gerathen, nur durch ihn nicht.

Jetzt fing er an, eine neue Rolle zu ſpie-

len, um ſich ihre Hochachtung zu erwerben: er wurde wohlthätig, und machte ſie zu ſeiner Vertrauten dabei. Das gelang nicht übel; und Hochfeld hoffte ſchon das rechte Mittel zum Erreichen ſeines Zweckes gefunden zu haben. Er trug Bedenken, dieſe oder jene unglückliche Familie ſelbſt zu beſuchen, weil eine hübſche Tochter da war, für deren Ruf ſeine Beſuche nachtheilig werden konnten. Sophie übernahm daher die Mühe, ſeine Wohlthaten zu überbringen. Natürlicher Weiſe mußte er ſie Abends bis zu dem Hauſe der Unglücklichen führen, und dann auf ſie warten, um ſie wieder nach Hauſe zu begleiten. Kam ſie dann mit Thränen in den Augen, mit Freude in dem bewegten Herzen, aus dem Hauſe der Unglücklichen wieder hervor, ſo drückte ſie dem edelmüthigen Jünglinge wohl die Hand, und war zutraulicher, freundſchaftlicher, gütiger gegen ihn, als jemals.

Hochfeld fand die Rolle, die er ſpielte, nicht leicht; der Preis war aber auch das theure Mädchen, das er mit ganzer Seele liebte und bewundernd anbetete. Doch ein einziger Augenblick vereitelte jetzt alle Mühe, die er in

ſo vielen Monaten verwendet hatte. Sophie erlaubte ihrem Mädchen eines Abends, auf ihr dringendes Bitten, in das Theater zu gehen. (Sie ſelbſt war nur einige Male mit ihrem Vater darin geweſen, nie mit Hochfeld.) Als das Mädchen wiederkam, erzählte ſie Sophien mit Entzücken von allen den Herrlichkeiten, und ſagte am Ende: auch habe ich Herrn Lambrecht geſehen, Mamſell. Ach, der war prächtig gekleidet! über und über mit Gold bedeckt! Und auf der Bruſt hatte er ein Kreuz (Hochfeld war Domherr), und ein Mann, vor dem die Soldaten das Gewehr präſentirten, mit einem großen Stern auf der Bruſt und einem breiten Ordensbande, war bei ihm. Sie ſetzten ſich zuſammen in eine prächtige Kutſche, und eine vornehme Dame fuhr auch mit, und zwei Bedienten mit Fackeln ſtiegen hinten auf. Das war eine Pracht! Und alles machte ihnen Platz, und die andern vornehmen Herren bückten ſich vor dem Herrn mit dem Stern, und vor Herrn Lambrecht.

„Du haſt nicht recht geſehen, Hannchen; das iſt Lambrecht nicht geweſen.“

O ja, das war er wohl! Er ſtand ja

nicht

nicht weit von mir, und ich habe ihn die ganze Komödie durch geſehen. Er war in der fürſtlichen Loge, und ſprach mit der Prinzeſſin wohl eine halbe Stunde. Und dann ging er ja, als es aus war, dicht an mir vorbei. Ich hätte beinahe geſagt: hier bin ich auch, Herr Lambrecht! ſo vergnügt war ich, Mamſell. Aber er hatte die Dame mit den großen Federn am Arme. Das war eine Pracht! Und er trug den Ring am Finger, den er Ihnen neulich einmal zeigte: den mit Steinen und dem ſchönen Portrait. Den habe ich recht deutlich geſehen, als er die Hand aufhob, um Platz zu machen in dem Gedränge. Es war ja dicht vor meinen Augen. — Sophie war bleich geworden. „Ich bitte dich, Hannchen," ſagte ſie; „ſchweig davon. Und kommt er morgen, ſo thu mir den Gefallen, und geh ihm einmal von weitem nach. Sieh zu, wo er bleibt, und erkundige dich, wenn du kannſt, auf eine beſcheidene Weiſe nach ſeinem Nahmen." — Nach ſeinem Nahmen? Je, Mamſell, den wiſſen wir ja! — Sophie ſchüttelte den Kopf. „Den wiſſen wir nicht ſo recht. Ein Mann, der mit der Prinzeſſin in der fürſtlichen Loge ſprechen

darf, heißt nicht Lambrecht. Ich bitte dich, Hannchen, ſchweig, und mache deine Sachen gut.“

Am folgenden Tage kam Hochfeld, und Sophie zitterte, als ſie ihn hörte. Er ging bald wieder, weil ſie Kopfweh hatte und allein zu ſeyn wünſchte. Nach einer Stunde kam Hannchen ganz erſchrocken zurück. Ach, Mamſell, das iſt abſcheulich! Es iſt der Sohn des Miniſters von Hochfeld. Hören Sie nur, wie ich das recht gewiß erfahren habe. Ich ging ihm ganz von weitem nach. Unterweges begegnete ihm ein Bedienter, ein alter Mann, der gerade einen ſolchen bunten Rock trug, wie die beiden geſtern mit den Fackeln; der ſprach ein Paar Worte mit ihm, und behielt den Hut in der Hand. Nun ließ ich ihn erſt vorweg, und als er um die Ecke der langen Straße bog, da fragte ich den Bedienten: war der Herr, mit dem Sie eben ſprachen — denn, Mamſell, hier muß man alle Bedienten Sie nennen . . . —

„Das ſollte man überall, Hannchen!“

. . . Nun, ich ſagte: war der Herr, mit dem Sie eben ſprachen, nicht der Herr von

Dornau? — Nein, mein Kind, ſagte der alte Mann recht ehrlich: das iſt mein junger Herr, der Herr von Hochfeld, der Sohn Sr. Excellenz des Herrn Staatsminiſters von Hochfeld. Nun lief ich hinter ihm her. Er ging die lange Straße hinunter, dann über den Platz, dann in die Steinſtraße, und dann in ein großes Haus, vor dem eine Schildwache ſtand. Ich fragte eine Obſtfrau, bei der ich noch die Aepfel hier kaufte, — Schade, daß ſie ſauer ſind! — die fragte ich: wer denn in dem prächtigen Hauſe wohnte. Der Miniſter von Hochfeld, antwortete ſie. — Der war es doch nicht, der junge Herr, der da eben ins Haus ging? — Warum nicht gar! ſagte die Frau; und ich mußte mich noch auslachen laſſen: das iſt ſein Sohn, der Domherr Hochfeld. Aber, liebe Mamſell, ich dachte, du mußt es doch noch beſſer wiſſen! Ich ging gegenüber in ein Bäckerhaus, und ſprach allerlei mit der Jungfer im Laden. Als ich eine Weile da gewartet hatte, kamen der Herr mit dem Stern, und unſer Herr Lambrecht heraus. Ich fragte: wer ſind denn die? Die Jungfer antwortete: das iſt der Miniſter von Hochfeld, und der

Domherr, ſein Sohn. Die ſehe ich alle Tage. Ach, Mamſell, was muß er nur darunter ſuchen, daß er ſich hier Herr Lambrecht nennt, da er doch ein ſo vornehmer Mann iſt!

Sophie antwortete nur mit einem Lächeln: „ich bitte dich, Hannchen, ſage nicht ein Wort von dem Allen, zu keinem Menſchen!" Noch begriff ſie den Zuſammenhang nicht. Es befremdete ſie zwar, wie Jemand ſeinen Freunden ſo lange verhehlen könne, wer er ſey; doch wollte ſie dem Herrn von Hochfeld nicht Unrecht thun. Am folgenden Morgen beſuchte er ſie. Sobald er ſich ihr gegenüber geſetzt hatte, ſah ſie ihn feſt an. „Wollen Sie die Güte haben, mir ohne Umſchweiſe eine Frage zu beantworten? . . . Welche Urſachen hatten Sie, mir und meinem Vater ſo lange Ihren wahren Nahmen und Ihren Stand zu verbergen?" Hochfeld wurde bleich, und war beinahe ohne Beſinnung. So oft er ſich auch auf eine ſolche Frage gefaßt gemacht hatte, zu der ein kleiner Zufall Sophien bringen konnte; ſo antwortete er doch, als ſie zum zweiten Male, und jetzt noch ernſter, fragte, das Allerunglücklichſte. Er warf ſich ihr zu Füßen, und ſagte: ja, ich bin

nicht der, für den ich mich ausgab. Die gränzenloſeſte, unſäglichſte Liebe für Sie hat mich zu einem Schritte bewogen, den ich mir ſelbſt vorwarf.

Sophie brauchte nur einige Sekunden, um Hochfelds Plan ganz deutlich zu ſehen. Sie trat, mit Schrecken und Abſcheu, einen Schritt von ihm zurück, weil er ſeine Arme gegen ſie ausſtreckte, faßte ſich aber ſchnell, und ſagte kalt: „ſtehen Sie auf, Herr von Hochfeld, und leben Sie wohl!“— Nein, theuerſte, gütigſte Sophie, nicht eher, als bis Sie mir vergeben haben. Sophie ging ſchnell an die Thür, und rief Hannchen. Hochfeld ſprang auf, und warf einen Blick auf ſie, um in ihren Augen ihre Abſicht zu leſen. Darf ich Sie, ſagte er flehend, noch um einen Augenblick Gehör bitten?

„Nein, mein Herr; ich muß Sie erſuchen, mich ſogleich zu verlaſſen. Sie haben nichts zu ſagen, was Sie entſchuldigte. Ich begreife nicht, wie Sie glauben können, ich würde mich auf die Erörterung eines Betruges einlaſſen, deſſen Mitſchuldige ich ſeyn müßte, wenn ich je darüber etwas von Ihnen anhörte. Sie ſollten

mir mehr Gefühl meines Werthes zutrauen. Gehen Sie, mein Herr!"

Nein, ich gehe nicht. Bei Gott, ich gehe nicht! (Er ſtellte ſich an die Thür.) Sie ſollen mich hören! Bei Gott! Sie ſollen!

„Ihre Art, ſich aufzudringen, mein Herr, iſt ganz eigen. Sie werden mich zu etwas Hartem nöthigen, wenn Sie mich nicht verlaſſen."

Wozu? fragte er, betäubt von der Kälte ihres Tones.

„Sie aus Mitleiden hier noch länger zu dulden. Reden Sie alſo, mein Herr, und gehen Sie dann!" Sie ſetzte ſich an ihren Arbeitstiſch, und fing an zu ſtricken.

Ich liebte Sie, ſagte er nun ängſtlich und verwirrt, von dem erſten Augenblick an, da ich Sie ſah, mit der heißeſten Leidenſchaft. — Er machte eine Pauſe; Sophie ſtrickte aber ruhig fort, und brachte ihn dadurch vollends um alle Faſſung. Er betheuerte nun mit vielen Schwüren, daß er ſie liebe, daß er ohne ſie nicht glücklich ſeyn könne, daß die Verzweiflung ihn fürchterlich machen werde.

„Jetzt, mein Herr," ſagte Sophie endlich

kalt und befehlend: „jetzt haben Sie geredet; und nun gehen Sie!“ In dieſem Augenblicke trat Hannchen in das Zimmer, und Hochfeld ging nach einer Verbeugung. Hätte er zu Sophien geſagt, (was ſie erwartete): es ſey nur ein Einfall, eine Laune geweſen, daß er ſeinen Nahmen verborgen; er habe ohne allen Zwang mit Caſtran umgehen wollen: ſo würde ſie ihm vergeben haben. Da er ihr aber ſeine Liebe geſtand, ſo war es ihr den Augenblick ganz deutlich, daß er den Plan gehabt hatte, ſie zu verführen; und nun war ihr Widerwille gegen ihn auf einmal unauslöſchlich.

Hochfeld eilte in großer Angſt nach Hauſe. Unterweges begegnete er Herrn Caſtran, erzählte ihm abgebrochen, und ſagte am Ende: es iſt vorbei; ich bin unglücklich! — Das wollen wir nicht hoffen, Ew. Hochwürden Gnaden! ſagte Caſtran tröſtend. Ob meine Tochter wohl ſchon erfahren haben mag, daß ich darum gewußt habe?

„Nein, das weiß ſie nicht; das darf ſie nicht wiſſen. Auf Sie, liebſter Caſtran, ſetze ich meine ganze Hoffnung.“ — Und ſie wird nicht fehlſchlagen, liebſter Herr von Hochfeld,

ſobald Sie nur bewirken, daß ich weiter komme.

Hochfeld gab Herrn Caſtran ſeine Rolle, und dieſer benahm ſich zu Hauſe ziemlich gut. Er erſtaunte, als Sophie ihm ſagte, daß Lambrecht Herr von Hochfeld heiße. Sie erzählte ihm, daß ſie ſich für die Zukunft ſeine Beſuche verbeten habe. — Warum denn, meine Tochter? Laß ihn doch heißen Hinz oder Kunz! Hochfeld, des Miniſters Sohn? Sophie, du wirſt deinen alten Vater noch unglücklich machen! . . . In dieſem Augenblick fällt mir wieder ein, woran ich ſo lange nicht gedacht habe. Der Herr Oberſchatzrath ſagte mir gleich im Anfange, ich hätte dem Herrn von Hochfeld meine Stelle zu verdanken. Nun, undankbar biſt du nicht gern: das weiß ich, liebe Sophie.

Caſtran glaubte, ſeine Sache recht gut gemacht zu haben; und Sophie ſagte, aufs neue erſchreckt: „o, der Böſewicht! Schon ſo lange hat er den abſcheulichen Plan gehabt? ſo lange ſchon?" — Welchen Plan denn, mein Kind? Er ſtellte nun ſeiner Tochter Himmel und Hölle vor, er beſchwor ſie, ihn wiederzuſehen; ſie ſchlug das aber ſtandhaft ab. Ihr Vater wur-

de böſe, und drohete, Hochfelds Beſuche gegen ihren Willen anzunehmen. „Dann, lieber Vater,“ ſagte ſie ernſt; „dann zwingen Sie mich, Ihr Haus zu verlaſſen.“

Caſtran ſchwieg, weil er die Entſchloſſenheit ſeiner Tochter kannte. Indeß kam er noch oft mit Wehklagen auf das Kapitel zurück, und warf Sophien ſogar die Idee hin, daß ſie, wenn ſie ſich mit Klugheit benähme, am Ende Frau von Hochfeld werden könnte. Sie glühete vor heißer Scham; denn tiefer hatte ſie noch nie ein Menſch gekränkt. Aber — der Mann, der ihr das ſagte, war ihr Vater. Sie ſuchte ihn ſanft zu überzeugen, daß eine ſolche Verbindung ſie nur erniedrigen könne. Caſtran machte bei dieſer Aeußerung große Augen; er hatte keinen Sinn für die Denkart ſeiner Tochter, und hätte ſie beinahe für wahnſinnig gehalten.

Die heimlichen Conferenzen zwiſchen Herrn Caſtran und Hochfeld dauerten fort. Dieſer blendete jenen durch das feierliche Verſprechen, ihm zu einer ſehr ehrenvollen Stelle zu helfen; und der eitle Mann willigte in alle Plane des Verführers. Hochfelds Leidenſchaft war furcht-

bar geſtiegen. Er achtete nichts mehr gegen Sophiens Beſitz, und wollte im Nothfalle ſich ſogar entſchließen, ihr ſeine Hand zu geben. Der Gedanke, daß ſie ihn vielleicht dennoch heimlich liebe, verwandelte ſeine Beſchämung über ihr kaltes Zurückweiſen in Bewunderung ihres ſchönen Herzens; aber wenn er dann wieder dachte, es ſey möglich, daß ſie ihn haſſe, ſo gerieth er in Wuth, machte die verwegenſten Plane, und wünſchte ſich ſogar Rache für die erlittene Beſchimpfung.

Er wollte ſie noch einmal ungeſtört ſprechen; das war aber nicht leicht, da Sophie nicht mehr auf den Wall ging. Nun mußte Caſtran einmal wieder mit Sophien nach dem kleinen Walde fahren. Nach einer Stunde kam Hochfeld. Sophie warf einen Blick auf ihren Vater, und ſah an ſeinem Erröthen, daß die Zuſammenkunft verabredet war. Sie faßte ihren Entſchluß ſehr ſchnell, ſtand auf, und verbeugte ſich gegen Hochfeld mit der größten Artigkeit. Hochfeld fing an: werden Sie mir verzeihen, Mademoiſelle, daß ich mich noch einmal vor Ihnen ſehen laſſe? — „Hier, gnädiger Herr, habe ich nichts zu verbieten.“ —

Sie ſind gegen alle Menſchen gütig, und nur gegen mich allein ungerecht. Ich kann nicht leben, ohne mich wenigſtens in Ihren Augen gerechtfertigt zu haben. Darf ich reden? —

„Mußte ich Sie doch ſogar in meinem Zimmer anhören! Da Sie wahrſcheinlich mit Wiſſen meines Vaters hier ſind, ſo reden Sie denn!“

Von dem Augenblicke an, da ich Sie kennen lernte, Mademoiſelle, liebte ich Sie. Zuerſt zog mich freilich nur der himmliſche Reitz ihrer Schönheit an; aber ſchon das zweite Mal ſah ich nicht mehr: ich hörtè, ich fühlte nur. — Ein Zufall führte mich hier wieder zu Ihnen . . .

„Ein Zufall? Doch, es ſey! Reden Sie nur, reden Sie!“

Hochfeld wurde ein wenig verlegen durch dieſe Unterbrechung. Ein Zufall, fuhr er indeß fort; denn, was Sie Abſicht nennen könnten, war nichts als Zufall. Ich ſah Sie wieder, und war feſt entſchloſſen, mir Ihre Liebe zu erwerben. Meine Geburt ſchien mich von Ihnen zu trennen, und veranlaßte, ehe ich Sie genau kannte, bei mir die Beſorgniß, daß ich Ihre Hand vielleicht ohne Ihr Herz erhalten

würde. Ich nahm einen fremden Nahmen an, der mich Ihnen gleich machte; denn ich wollte Ihr edles Herz nur meiner Liebe verdanken, nicht meinem Range, nicht meinem Reichthume. Erſt zu ſpät ſah ich, daß Sie zu groß für dieſes Mißtrauen ſind, und daß Sie nur den Mann lieben werden, den Sie achten können. Aber es war nun einmal geſchehen, und ich ließ es ſo. Ich wollte mir Ihre Liebe erwerben, doch erſt Ihre Achtung. Darum hütete ich mich, Ihnen die brennende Leidenſchaft zu zeigen, die mein Herz verzehrte. Ich hatte die hohe, nun ſo ſchrecklich zerſtörte Hoffnung, Sie ſollten mich lieben, weil Sie mich achteten, und nicht, Sie ſollten mich achten, weil Sie mich liebten. Es ſchien mir ein ſchöner Triumph, Ihr Herz durch Freundſchaft zu verdienen, nicht es durch Leidenſchaft zu rühren. Das iſt meine Schuld! Die zarteſte, ſeelenvollſte Liebe ſtrafen Sie, wie ein Verbrechen! Ja, ich heiße Hochfeld, und werde der glücklichſte Menſch ſeyn, wenn Sie meine Hand annehmen wollen. Hier ſteht ein Mann voll unausſprechlicher Liebe vor Ihnen, ein mit Unrecht gekränkter Mann,

der Sie flehend bittet, ihn nicht unter der Troſtloſigkeit einer ewigen Liebe vergehen zu laſſen.

„Herr von Hochfeld," ſagte Sophie ruhig, „die Wendung, die Sie dem Verhältniſſe mit mir geben, ſcheint ſich wenigſtens denken zu laſſen. Auch brauche ich nicht mit Ihnen darüber zu ſtreiten, ob ſie wahr iſt, oder nicht. Wäre ſie erſonnen, ſo würde Ihr eigenes Gefühl in dieſem Augenblick die härteſte Strafe ſeyn. Doch ſie ſey wahr! Sie haben mich prüfen wollen, ob ich, ohne von ihrem Range etwas zu wiſſen, Sie lieben könnte. Nun denn, Herr von Hochfeld, Wahrheit gegen Wahrheit! Ich liebe Sie nicht, und würde Sie nie lieben, auch wenn Sie nie einen falſchen Nahmen angenommen hätten. Jetzt, denke ich, fordert es die Achtung, die Sie für ſich ſelbſt haben müſſen, mich nie wieder zu ſehen; jetzt . . ."

O, ſprechen Sie das harte Urtheil nicht aus! Wenn Sie den Schmerz dieſes zerriſſenen Herzens kennten, Sie würden mich nicht ſo abweiſen! Das Mißtrauen redet aus Ihnen; aber ich will Ihnen meine Unſchuld

klar und deutlich beweiſen. Erlauben Sie mir nur, daß ich mich öffentlich um Sie bewerben darf. Den Beifall Ihres Vaters habe ich; der Segen des meinigen wird mir nicht fehlen. Ich eile . . .

Dieſe, mit Leidenſchaft geſprochenen Worte machten Sophien irre, ſo feſt ſie auch überzeugt geweſen war, daß Hochfeld ein Betrieger geweſen ſey. Sie hielt ihn zurück, und ſagte zögernd: „Herr von Hochfeld, bleiben Sie noch eine Minute.“ (Er näherte ſich ihr mit ehrerbietigem Entzücken, und wollte ihre Hand ergreifen, die ſie aber zurückzog.) „Sie ſcheinen mir nicht zu glauben; ich muß alſo noch hinzuſetzen, was ich vielleicht nicht ſollte: ich bin nicht mehr frei; ich bin ſchon mit einem edlen Manne verbunden.“ Sie erröthete bei dieſen Worten, und es ſtahlen ſich aus ihren niedergeſchlagenen Augen ein Paar Thränen hervor: Thränen, die ſie dem zum erſten Male verrathenen heiligen Geheimniſſe ihres Herzens weinte.

Hochfeld verſtand das unrecht, und ſagte mit Entzücken: O Sophie! darf ich dieſe Thränen für mich deuten? Welche Verbindung würde meine Liebe nicht zerreißen!

„Wie?" ſagte Sophie ſchnell und heftig. „Haben Sie mich ſo übel verſtanden? Ich liebe, Herr von Hochfeld: einen edlen Mann, der die Hoffnung meines ganzen Lebens iſt; ich liebe ihn, und werde ihn ewig lieben. Dies ſey denn das letzte Wort, das wir je mit einander ſprechen!" Sie ſtand auf, und ging die Allee hinunter, dem Wohnhauſe zu.

Ach, liebſter Herr Domherr, ſagte Caſtran; davon weiß ich kein Wort. Rechnen Sie mir es ja nicht zu, gnädiger Herr!

Hochfeld ſtarrte den Boden an. Alſo ſie liebt? ſagte er bitter. Sie liebt, und ich wäre bloß ein Spiel ihres Stolzes? Wie heißt der Menſch? fuhr er Caſtran an.

Das weiß ich nicht. Faſt glaube ich aber, es iſt Karl, der Sohn des Inſpektors von Lange. Ein ſchöner Menſch, Ew. Hochwürden Gnaden.

O, ich wünſchte . . .! fuhr Hochfeld zornig auf.

Aber war das Ihr Ernſt, Herr Domherr, daß Sie meine Tochter heirathen wollten?

Hochfeld ſtarrte ihn an, und ſagte in ſich gekehrt: hätte ich eine Krone, ich wollte ſie mit ihr theilen.

Ja, liebſter Herr von Hochfeld? Nun, wenn das Ihr Ernſt iſt, ſo ſoll ſie, ich gebe Ihnen mein Wort! Sie ſoll, ſo wahr ich ein ehrlicher Mann bin!

Hochfeld fiel Herrn Caſtran um den Hals, und betheuerte, daß es ſein heiligſter Ernſt ſey, Sophien ſeine Hand zu geben. Caſtran ſprang vor Freude umher, und rief: ſie ſoll Ihre Frau werden! ſie ſoll und muß! wahrhaftig ſie muß! Herr Gott, eines Herrn Staatsminiſters Excellenz werden Herr Bruder zu mir ſagen! O, wie kann ich da noch ſteigen! — Sie nahmen Abrede, wo ſie einander treffen wollten, und Hochfeld ging mit Eiferſucht, Begierde und Liebe im Herzen.

Jetzt erſt ſchien er ſeine Liebe zu empfinden; jetzt, da er verzweifelte, ſie befriedigen zu können. Er war feſt entſchloſſen, Sophien ſeine Hand zu geben. Jedes Opfer, das er ihr bringen mußte, ſchien ihm nicht zu groß. Er verwünſchte den Einfall, ſie zu betriegen; er verwünſchte ſich ſelbſt. Sophiens Beſitz war ihm nothwendig, wenn nicht ſein Leben eine Kette von Elend ſeyn ſollte.

Er ſchrieb an ſie die rührendſten Briefe,

bekam

bekam aber auf keinen Antwort. Selbſt Caſtran verlor am Ende den Muth. Es iſt unbegreiflich, ſagte er, und ſchlug ſich vor die Stirn; Schwiegertochter eines Miniſters! Großer Gott! Liebe Sophie, ich bitte dich, überlege doch nur! Der Sohn Sr. Hochfreiherrlichen Excellenz des wirklichen Staatsminiſters Herrn von Hochfeld bietet dir ſeine Hand an! Um Gottes willen, überleg doch nur! Liebes Kind, ich bitte, ich beſchwöre dich: habe Mitleiden mit deinem alten Vater, und laß ihn nicht in die Grube fahren, ohne Se. Hochfreiherrliche Excellenz Herr Bruder genannt zu haben! Herr Bruder! Bedenke doch nur! Willſt du, liebes Herzenskind?

„Ich kann nicht, lieber Vater.“

Ach Gott! der Schlag wird mich noch rühren vor Aerger. Sag mir nur, ob du ganz von Sinnen biſt! — Sophie blieb feſt bei Ihrem Nein! — Ich ſage dir, es entſteht ein Unglück daraus. Der Herr von Hochfeld ſchießt ſich todt, oder dich, oder gar mich; denn, barmherziger Gott, ich habe ihm ja mein Wort gegeben. Und den jungen Lange, den ſchießt er todt wie einen Sperling. Nun,

ich habe gethan, was ich konnte. Es iſt dann deine Sache. Ich bitte dich, Kind! Der alte Lange iſt abgeſetzt; aus dem Sohne wird nichts. Hier aber iſt ein Domherr, der ein Kreuz trägt! Und im Adreßkalender will ich nachſehen, ob du nicht gar Hochwürden Gnaden hießeſt. — Sophie blieb immer ruhig, und hatte für Alles, was ihr Vater ſagte, nur die Eine Antwort: ich kann nicht.

Herr Caſtran ging zu Hochfeld. Das ſey Gott geklagt, Ew. Hochwürden Gnaden! Meine Tochter hat weder Sinn noch Vernunſt. Ich habe gedrohet, ich habe gebeten; aber nichts will helfen. Ew. Gnaden würden ſie todtſchießen, habe ich geſagt; und man hat ja dergleichen Exempel. Hochfeld lächelte ſchmerzhaft. Sein Vater, den die Bläſſe des Sohnes beſorgt machte, war in einer Unterredung mit ihm ſehr gütig geweſen; und daraus ſchöpfte er Hoffnung, daß er für einen gewagten Schritt Verzeihung erhalten würde. Er ſagte das Herrn Caſtran. Herr Gott! rief der, und ſchlug die Hände zuſammen; welche hohe Gnade! Ich will geſchwind nach Hauſe laufen, und ihr das ſagen. Hilft das nicht, ſo hilft nichts.

Auch das half nichts; Sophie blieb dabei, daß ſie den Herrn von Hochfeld nicht ſehen wolle. Er kam eines Abends ſelbſt, als Caſtran Hannchen weggeſchickt hatte. „Mein Herr,“ ſagte Sophie ſehr kalt, „wenn Sie noch einmal hierher kommen, werde ich Ihrem Herrn Vater Nachricht von den Anerbietungen geben, die Sie mir machen, und die ich durchaus nicht mehr hören will. In der Reſidenz wird doch die Wohnung eines ſchuldloſen Mädchens geſichert werden können!“ Hochfeld knirſchte mit den Zähnen, und ſagte mit ſtarrer Wuth: jetzt verlaſſe ich Sie; aber, bei meinem Leben! Sie ſollen nicht glücklicher ſeyn als ich! Bei dieſem Ausbruche der Wuth fing Sophie an für ihren Geliebten zu zittern; indeß wurde ſie bald wieder ruhiger. Sie wollte ihrer mütterlichen Freundin, Emilien, Angſt erſparen, und ſagte ihr daher nichts von dem Herrn von Hochfeld, ob ſie gleich vorher von Lambrecht geſchrieben hatte. Sie erinnerte ſich jetzt, daß zum Glück niemand den Nahmen ihres Geliebten wußte. Zwar vermuthete ihr Vater, daß es Karl wäre; allein oft zweifelte er auch wieder, und ſie ließ ihn

in ſeiner Ungewißheit, weil das ihren Geliebten ſicherte.

In zuverſichtlichem Vertrauen auf ſeines Vaters Vergebung, legte der junge Hochfeld einen Plan an, der nothwendig gelingen mußte. Er theilte ihn Herrn Caſtran mit; und der gab herzlich gern ſeine Zuſtimmung, da die Trauung mit Sophien den Hauptpunkt ausmachte. Alles war verabredet, und nun wurde ſchnell zur Ausführung geſchritten. Caſtran ging mit ſeiner Tochter ſpazieren. Vor dem Thore fand er einen Miethskutſcher, der anfragte, ob ſie fahren wollten. Herr Caſtran nahm den Vorſchlag an. Er ſtieg mit Sophien ein, und nun ging es in ſcharfem Trabe fort. Da das Fahren kein Ende nahm, ſo warf Sophie forſchende Blicke auf ihren Vater, und ſah, daß er zweideutig lächelte. Sie rief dem Kutſcher Halt zu; der fuhr aber, ohne zu hören, im ſchnellſten Trotte weiter. Sophie wurde ängſtlich, und fragte ihren Vater, was dieſes ſeltſame Fahren bedeuten ſolle. Caſtran wollte ſich ausreden; ſie rief aber ein Paar Vorübergehende um Hülfe an. Endlich näherte ſich ein Reiter dem Wagen, der jetzt

auf ſeinen Zuruf anhielt. Sophie glaubte ſchon, frei zu ſeyn; der Reiter ſtieg aber in den Wagen, ließ die äußeren Holzfenſter aufziehen, und es ging ſchnell wieder weiter.

Etwa nach einer Stunde wurden die Pferde gewechſelt, aber an einem ganz einſamen Orte, in einem Walde. Sophie ſah jetzt an dem Geſichte ihres Vaters, und an der finſtern entſchloſſenen Miene ihres Begleiters, daß ſie auf keine Hülfe rechnen konnte. Nun wurde ſie auf einmal wieder ruhig. Und was, dachte ſie, kann man mir denn thun, das ich nicht zu hindern im Stande wäre? Sie legte ſich ruhig in die Ecke des Wagens, drückte die Augen zu, und überſann alle Gefahren, die ihr bevorſtehen könnten.

Nach einiger Zeit ließ man die Fenſter nieder, und Sophie ſah, daß es Nacht war. Jetzt wurden aufs neue Pferde vorgelegt, und es ging immer im ſchärfſten Trabe weiter. Bei dem Anbruch des Tages hielt der Wagen vor einer Gartenthür. Nun mußte Sophie ausſteigen. Man führte ſie in ein Haus, zwei Treppen hoch, auf ein Zimmerchen, das ganz bequem war, und wo ſie ſogar ihre Nachtklei-

dung fand. Sie fühlte, daß ſie hier in Hochfelds Gewalt war; aber ſie ſah auch ein, daß Entſchloſſenheit und Kälte ſie endlich retten mußten. Dies iſt ihr Zimmer, Mamſell, ſagte der Menſch, der ſie im Wagen begleitet hatte. Man wird für alles ſorgen, was Sie nöthig haben. Sophie blieb nun allein, und hörte die Thür des Saales verſchließen, der zu ihrem Zimmer führte. Jetzt unterſuchte ſie Fenſter, Thüren, Wände und Schränke mit der größten Aufmerkſamkeit. Sie fand, daß ſie feſt eingeſchloſſen, aber auch vor jedem Ueberfalle ſicher war. Ihre Gefangenſchaft ſollte lange dauern; daran konnte ſie nicht zweifeln: denn es ſtand ein Klavier mit Muſikalien da; auch lag weibliche Arbeit und ſogar Leinenzeug für ſie bereit.

Sie unterſuchte das alles mit großer Ruhe; als ſie aber an das Fenſter trat, und die fremde unbekannte Gegend ſah (das Fenſter ging nach einem großen Garten hinaus, jenſeits deſſen Menſchen in weiter Ferne Feldarbeit verrichteten), wurde ſie dennoch traurig, und weinte. Die Thränen erleichterten ihr Herz, und ſie bekam wieder Muth. Sie ging

an das Klavier, ſpielte mit vollen Griffen, und ſang mit feſter Stimme ein Lied an Gott. Dann ſchob ſie den Riegel vor die Thür, band ihn feſt, legte ſich nieder, und ſchlief ſo ſanft, als wäre ſie noch in ihres Vaters Hauſe.

Zwei Tage blieb ſie allein, weil ſie erſt das Unangenehme der Einſamkeit fühlen ſollte. Am dritten Morgen öffnete ſich ihr Zimmer, und Hochfeld trat herein. Sie erblaßte doch ein wenig, als ſie den Mann ſah, der ſie jetzt ſo ſchrecklich in ſeiner Gewalt hatte. Mademoiſelle, ſagte er ſanft; dahin haben Sie mich gebracht, dahin, daß ich Gewalt gegen Sie brauchen mußte! Ich bin in Verzweiflung. Retten Sie mich davon. Sagen Sie nur, daß ich hoffen darf; und Sie ſind hier Königin. — Er hielt ein. Sophie ſchwieg, und er fuhr fort: Sie haben mir Ihr Mißtrauen gezeigt; ich kann nicht läugnen, daß Sie Recht dazu hatten, ob ich gleich unſchuldig war. Was kann ich mehr thun, geliebte Sophie, Ihr Mißtrauen zu endigen, als daß ich Sie bitte: laſſen Sie einen Geiſtlichen unſre Hände zuſammenlegen! Ihr Vater, ich, und ſelbſt mei-

ne Verwandten, warten nur auf Ihre Einwilligung, um glücklich zu ſeyn. Ich bitte, geben Sie mir eine gütige Antwort.

„Bringen Sie mich in das Haus meines Vaters zurück, aus dem Sie mich geraubt haben; dann will ich Ihnen antworten."

Sagen Sie nur eine Sylbe, geben Sie mir nur ein Zeichen, daß ich hoffen darf, theuerſte Sophie; und auch dieſer Wunſch ſoll erfüllt werden. Darf ich hoffen?

Sophie beſann ſich einen Augenblick, ob ſie ſich nicht durch eine, Hoffnung erregende Antwort retten ſollte; aber ſie konnte auch in dieſer Lage der Wahrheit nichts vergeben. „Nein, mein Herr," ſagte ſie bewegt: „ich kann nie die Ihrige ſeyn; ich könnte es ſelbſt dann nicht, wenn ich auch noch frei wäre. Das ſage ich Ihnen, weil ich jeden Betrug haſſe, ob ich gleich wohl glaube, daß er gegen einen Räuber, und aus Noth, nicht unrecht wäre." Hochfeld unterdrückte ſeinen Unwillen, und ging unruhig auf und nieder. Mademoiſelle, ſagte er dann leiſe, aber ſchneidend: Sie wiſſen, wie heftig meine Leidenſchaft iſt; Sie ſehen, wozu ſie mich gebracht

hat. Unmöglich können Sie glauben, daß ich meinen Vortheil ganz ruhig wieder hingeben werde. So ungern ich es thue, ſo muß ich Sie doch einmal daran erinnern, daß Sie wirklich in meiner Gewalt ſind, und daß verhöhnte Liebe endlich furchtbar werden kann. — „Sie vergeſſen, mein Herr," ſagte Sophie feſt, „daß Sie nicht weniger unter den Geſetzen ſtehen, als ich. Wagen Sie es nicht, Ihre Gewaltthätigkeit weiter zu treiben! Ich habe Muth genug, Sie vor dem Throne des Fürſten anzuklagen. Oder glauben Sie, daß Sie mich ewig hier behalten werden?"

Nein; ich weiß, daß ich das nicht kann. Aber — Sie vergeſſen, woran ich Sie erinnern muß: daß Ihr Vater mein Mitſchuldiger iſt.

„Abſcheulicher Betrieger!" rief Sophie erblaſſend. Sie ſah mit Schrecken, daß er Recht hatte, und daß Sie nicht alle Mittel gebrauchen durfte, ſich frei zu machen, weil ſie ihren Vater ſchonen mußte.

Ich bin kein Betrieger, kein Räuber; nur ein Unglücklicher, der zu Ihren Füßen um Verzeihung flehet. (Er warf ſich vor ihr nie-

der, und hatte Thränen in den Augen.) Ach, nur mit einem verzagenden Herzen habe ich zu dieſem Mittel meine Zuflucht genommen, da Sie mir jedes beſſere unmöglich gemacht hatten. O, noch einmal, noch tauſendmal bitte ich Sie, machen Sie mir nur die fernſte Hoffnung, mich einſt zu lieben; und da Sie jetzt nur als meine Gemahlin wieder mit Anſtand in der Reſidenz ſeyn können (denn Ihr plötzliches Verſchwinden hat ohne Zweifel Aufſehen gemacht): ſo geben Sie mir Ihre Hand, und machen Sie das Glück eines Lebens, das mir ohne Sie eine Bürde ſeyn würde. Ihr Vater iſt wieder in der Stadt. Ich ſelbſt bin hier nur ganz insgeheim; keiner meiner Leute hat mich geſehen. In einer Stunde bin ich wieder unterweges. So kann kein Verdacht auf mich fallen. Endigen Sie ein Gewebe von Begebenheittn, das ich ſelbſt verabſcheue. Gehen Sie als meine Gemahlin mit mir zurück in die Arme Ihres Vaters und meiner Eltern. Ich beſchwöre Sie, theure Sophie!

„Nein, mein Herr, nein! In der That, ich fange an Sie zu verachten.“

Ich rathe Ihnen, Mademoiſelle, reitzen Sie die Verzweiflung nicht!

Sophie antwortete ſtolz: „ich fürchte keinen Menſchen, am wenigſten einen Elenden; denn ich kann ſterben. Einem Böſewicht ſage ich offen, daß ich ihn haſſe und verabſcheue."

Hochfeld ſtand zitternd da. Er wendete ſich aufs neue mit den rührendſten Bitten an ſie; aber ſie bezeugte ihm offen ihre gänzliche Verachtung. Endlich flammte ſein Auge, und er trat drohend vor ſie hin. So hören Sie denn auch Ihr Schickſal! Er ſuchte ſich erſt zu faſſen; dann ſagte er kalt: Sie ſind hier in meinem Hauſe ſicher, und haben nichts von mir zu fürchten; allein die Qual, die ich empfinde, will ich nicht durch Eiferſucht noch vermehren. Ihre Verbindung mit dem jungen Lange iſt auf ewig getrennt. (Sophie erſchrak.) Sie haben den jungen hübſchen Menſchen geſehen, der Ihnen das Eſſen bringt. Er iſt mir denſelben Abend, da Sie verſchwunden ſind, entlaufen. Das wiſſen meine Eltern, meine Freunde, meine Bekannten. Dieſer Menſch hatte von mir den Befehl, mit Ihnen hierher zu fahren; und er iſt mir treu. Nun gehe ich zu meinem Vater, und ſage ihm, daß mein entlaufener Bedienter hier im Hauſe iſt.

Wir fangen ihn, fangen Sie mit, und erſtaunen. Der Burſche fällt mir zu Füßen, und ſagt: er habe mit Ihnen entfliehen wollen. Ihr Vater beſtätigt, daß er Sie bei dem Spaziergange in dem Hölzchen mit dieſem Burſchen in einem zu vertraulichen Geſpräche angetroffen habe.

„Mein Vater?" fragte Sophie zitternd.

Ihr Vater, fuhr Hochfeld ruhiger fort. — Seine Belohnung iſt ein Titel, den ich ihm verſprochen habe. Sie läugnen; Ihr Vater dringt aber bei dem Konſiſtorium auf die Kopulation mit meinem Bedienten. Sie läugnen noch immer; aber mein Bedienter und Ihr Vater behaupten. Mich hat Niemand hier geſehen, Ihren Vater eben ſo wenig, und mein Bedienter iſt ein junger, hübſcher Menſch. Selbſt Ihr Hannchen wird bezeugen müſſen, daß ſie ihn Abends einige Male hat aus Ihrer Wohnung ſchleichen ſehen. Die Sache wird bekannt, und Ihr Geliebter, der junge Lange, bricht mit Ihnen. Das allein will ich; denn wahrhaftig, Niemand ſoll Sie beſitzen! Das iſt mein Plan. Sie müſſen nun, wie Sie ſehen, entweder als Frau von Hochfeld, oder als

die entlaufene Geliebte meines Bedienten dieſes Haus verlaſſen. Ich gebe Ihnen drei Tage Bedenkzeit. O, ſtoßen Sie die Liebe, die Ehrerbietung nicht von ſich, die ich Ihnen anbiete!

Sophie, die ihn ganz ruhig anzuhören ſchien, ſank jetzt bleich auf einen Stuhl; denn ein ſolches Uebermaß von Bosheit erregte den heftigſten Schmerz in ihrer Seele. Hochfeld näherte ſich ihr. Sie ſprang auf, ſah ihn zitternd an, und ſagte nur mit bebender Stimme: „ich bitte Sie, mich zu verlaſſen. In drei Tagen! Dann ſollen Sie meinen Entſchluß wiſſen.“ Hochfeld ging nicht; er hoffte, daß Furcht vor Schande ſie dahin bringen ſollte, ihm ſogleich ihre Hand zu verſprechen.

Er war gar nicht Willens, den Plan auszuführen, ſondern wollte nur Sophien damit ſchrecken. Das gelang aber nicht. Sophie zitterte nur vor dem Gedanken, daß ihr eigener Vater Gehülfe einer ſolchen Bosheit war. Daß Karl auch nicht einmal einen Augenblick ſo etwas von ihr denken könnte, davon war ſie überzeugt. Sie fürchtete zwar die Schande, die Verläumdung; „aber,“ dachte ſie, „in ſeinen, in Emiliens Armen werde ich alles vergeſſen,

alles, ſelbſt die fürchterliche Bosheit dieſes grauſamen Menſchen.“ — —

Das treue Hannchen hatte die ganze Nacht mit großer Angſt auf ihre Herrſchaft gewartet, und gerieth am folgenden Tage in noch größere. Abends ſpät kam endlich Caſtran, und Hannchen fragte ihn ſogleich: wo iſt die Mamſell? Herr Caſtran, der jetzt nicht mehr zweifelte, daß ſeine Tochter als Frau von Hochfeld wiederkommen würde, antwortete mit frohem Stolze, aber höchſt räthſelhaft. Hannchen ſah ihn ſtarr an, horchte, fragte wieder, ſetzte zuſammen, und errieth die Wahrheit ſo ziemlich, da ſie ſchon gemerkt hatte, daß Sophie den jungen Lange liebte und den Herrn von Hochfeld ſeit der Entdeckung ſeines Betruges verabſcheuete. Sie brachte auch dieſe Nacht wieder in großer Angſt hin; aber ſo wie der Morgen dämmerte, war ihr Entſchluß gefaßt. Die Poſt ging gerade heute ganz früh nach Herrmanns Wohnorte ab; ſie bezahlte einen Platz, und war ſchon einige Stunden gefahren, als Herr Caſtran aufſtand, vergebens Hannchen rief, ſchimpfte, fluchte, ſich endlich den Kaffee ſelbſt machte, und dabei betheuerte, daß er ſich

künftig einen Bedienten halten wolle. — Wenn Se. Excellenz wüßten, ſagte er leiſe, daß Dero Herr Bruder hier ſtehen und Kaffee mahlen muß! Obendrein knarrt die verdammte Mühle, als ſollte die ganze Stadt hören, daß ich ſie drehe!

Hannchen ſah, als ſie ungefähr anderthalb Meilen gefahren war, einen Reiter der Poſt entgegen kommen. Sie ſtarrte nach ihm hin, rief: ja, er iſt es! ſtieg vom Wagen, und eilte Karln entgegen, der vor Kurzem von der Univerſität zurückgekommen war, und jetzt ruhig daher trabte, um Herrn Caſtran einmal zu beſuchen.

Ach, Herr von Lange! rief Hannchen. Karl ſtieg vom Pferde, und ſie erzählte ihm in ſchneller Eil von Hochfeld, von Sophiens Ausbleiben, und von ihren Beſorgniſſen. „Wie, Hannchen?" fragte Karl mit bleichem Geſichte. — Hannchen wiederholte. — „Entführt, ſagſt du? von dem jungen Hochfeld? Mit Wiſſen des Vaters?" Hannchen wiederholte Alles noch einmal; jetzt aber mußte ſie aufſteigen, da der Poſtillion nicht länger warten wollte. Sie ſagte nur noch: ich will es dem Herrn

Inſpektor melden; denn hier iſt ſchnelle Hülfe nöthig. — Schnelle Hülfe! rief Karl, und ſprang wieder auf ſein Pferd. Sein einziger Gedanke, während daß er in die Reſidenz ſprengte, war der: mit Wiſſen des Vaters! und der Vater iſt da! Er ſtieg vor dem erſten Wirthshauſe ab, beſtellte ſeinem Pferde ein gutes Futter, und eilte zu Herrn Caſtran, fand ihn aber nicht mehr zu Hauſe. Man ſagte ihm: er müßte gegen zwölf Uhr wiederkommen. Er fand ſich ſchon um elf Uhr ein. Caſtran aber kam nicht; denn, dachte er, iſt das verwünſchte Mädchen noch nicht da, ſo muß der Bruder Sr. Excellenz ſich ſelbſt eine Suppe kochen! Ich will an der table d'hôte eſſen. Er that das, brüſtete ſich dort, erregte das Gelächter der übrigen Gäſte, wurde immer in neue Geſpräche verwickelt, und blieb auch den Abend. Karl wollte verzweifeln, daß Caſtran nicht kam. Er lief nach des Miniſters Hauſe, und fragte, wo der Domherr wäre. Man ſagte ihm: der ſey verreiſt. Wohin? das wiſſe man nicht; er werde aber jede Minute erwartet. Karl wartete bis Abends ſpät, doch vergebens.

Unterdeſſen war Caſtran zu Hauſe gekommen.

men. Er ging die Treppe ſehr leiſe hinauf, weil Hannchen noch nicht da war, zog ſogleich die Schuhe aus, und ſchlich auf Strümpfen, damit man nicht merken ſollte, daß der Bruder Sr. Excellenz ſich das Bett ſelbſt machen müßte. Karl wartete bis Mitternacht, als Caſtran ſchon lange im Bette lag, unten bei dem Wirthe des Hauſes, den er um Erlaubniß dazu gebeten hatte. Endlich ſagte der Mann: Herr Caſtran müſſe verreiſt ſeyn. Nun ging Karl noch einmal nach Hochfelds Hotel, und, als er das verſchloſſen fand, endlich nach dem Wirthshauſe, wo er bei ſeiner Ankunft abgeſtiegen war.

Am folgenden Morgen ging er wieder zu Caſtran; und jetzt war der zu Hauſe: der Wirth hatte ihn gehen hören. Karl lief die Treppe hinauf, und pochte heftig an die verſchloſſene Thür. Herr Caſtran war ſo eben wieder beim Kaffeemahlen. Poche du nur! dachte er; erſt muß das Kaffeegeräth über die Seite geſchafft ſeyn, ehe ich aufmache. Er nahm die Kaffeemühle, den Theekeſſel, das Feuerzeug in beide Hände. In dem Augenblick flog die geſprengte Thür auf, und Karl

fragte den erbleichenden Caſtran: „wo iſt So=
phie?“ Ei, du mein Gott! Liebſter Herr von
Lange, ſeyn Sie willkommen! Erlauben Sie
gütigſt. Da hat mir Hannchen alles das Teu=
felszeug auf meinen Schreibtiſch geſetzt. Ich
wollte einen Bericht an Se. Excellenz . . . —
„Wo iſt Sophie?“ — Sophie? Ja, das iſt
eben der Umſtand. Mit der hat es eine
ganz eigne Bewandniß. Es kann ihr ein gro=
ßes Glück begegnen. Ich darf nur noch nicht
davon reden. Kennen Sie Se. Excellenz des
wirklichen . . . — „Wo iſt Sophie? frag ich.
Geſtehen Sie mir die Wahrheit; oder beim
hohen Himmel!“ (Er zog eine Taſchenpiſtole
hervor.) „Noch einmal: wo iſt Sophie?“
Caſtran ließ vor Schrecken Kaffeemühle, Thee=
keſſel und Feuerzeug fallen. Liebſter Freund,
liebſter Herr von Lange! thun Sie das Ding
weg! Sie könnten mich unvorſichtiger Weiſe
erſchießen; und ich bekomme jetzt Verwandte,
die lange Arme haben. Sie machten Sich un=
glücklich!

Karl glaubte, Herr Caſtran ſuche nur Aus=
flüchte. Er fragte aufs neue heftig: „wo iſt
Sophie? Ich verlange Antwort, oder ich gehe

auf der Stelle zum Miniſter von Hochfeld, und ſage ihm, daß Sie der Mitſchuldige ſeines Sohnes ſind! Wo iſt Sophie? Und — hat ſie nur eine einzige Thräne vergoſſen ... Zum letzten Male: wo iſt Sophie?" — In Sordingen! ſagte Caſtran eilig. Sie iſt Braut; aber es ſoll noch nicht bekannt ſeyn. Halb und halb haben Se. Excellenz ſchon Ihre Einwilligung gegeben. Sie können es auch; denn, liebſter Herr von Lange, ich kann endlich dreiſt ſagen, daß ich aus einer alten adeligen Familie bin.

„Wo liegt das Sordingen?"

Sparen Sie die Reiſe; die jungen Leute ſind ſchon verlobt. (Karl griff wieder nach der Piſtole.) Nun ja doch, ja! Es liegt auf der Straße nach * * *, am Salzbacher See. — Karl verließ das Zimmer, ſtieg zu Pferde, und ſprengte den Weg nach Sordingen.

Indeß war Hannchen bei Herrmann angekommen. So wie Sie nur in das Zimmer trat, rief ſie: ach, lieber Gott! Mamſell Sophie iſt entführt! Emilie wurde blaß; Herrmann ſprang auf. Baſe Eliſabeth ſchlug die Hände zuſammen, und ſagte: wenn Karln nur

kein Unglück widerfährt! Er iſt hitzig, und das Mädchen hat er lieb, wie ſein Leben.

Hannchen erzählte, was ſie wußte; und das, verglichen mit dem, was Sophie Emilien ſelbſt geſchrieben hatte, zeigte ſehr deutlich, daß die Gefahr nicht gering ſeyn konnte. Jetzt kam Luiſe, und zeigte ein Billet, das letzte, das ſie von Sophien bekommen, und das die Beſorgniß noch vergrößerte. Sophie ſagte darin: „ich habe mit einem entſchloſſenen Böſewicht zu thun, der von meinem Vater unterſtützt wird, und ſich berechtigt glaubt, Alles zu wagen. Er iſt jetzt ſtill; aber deſto mehr fürchte ich ihn. Sobald ich ruhiger bin, erzähle ich dir ausführlicher. Sage unſern Freunden nichts. Vielleicht ſehe ich mehr Geſpenſter, als da ſind; und warum ſollte ich ſie dann beunruhigen?" — O, wenn nur Karl nichts erfährt! jammerte Eliſabeth. — Der junge Herr? ſagte Hannchen. Ach, der weiß ja ſchon alles! Sie erzählte, daß er ihr begegnet, über ihre Nachricht blaß geworden, und dann im ſchnellſten Galopp nach der Stadt geſprengt ſey.

Herrmanns Auge wurde finſter; Emilie legte die zitternde Hand an die Stirn, um

die Bläſſe ihres Geſichtes zu verbergen; Eliſabeth fing an zu prophezeien, zu beten und zu ſingen. Von Allen ſah Herrmann Karls Gefahr, irgend eine Unbeſonnenheit zu begehen, am beſten ein. Er wollte ſo eben ſeine Angſt äußern; aber er warf einen Blick auf Emilien, und ſchwieg. Hochfeld? fragte Emilie noch einmal bebend, näherte ſich ihrem Gatten, fliſterte ihm ängſtlich zu: ſie ſind Brüder! und rang die Hände. Das ganze Haus war voll Jammers.

Herrmann ſchickte zuerſt ſeinen Julius auf einem von Mühlenbergs Pferden fort, gab ihm insgeheim ſeine Inſtruktion, und befahl ihm, zu eilen. Als er wieder in das Zimmer zu ſeiner Familie kam, rechnete die Baſe Eliſabeth nach ihren beſten Kräften alles Unglück her, das aus der Begebenheit entſtehen könnte. Ja, rief ſie dem Vater entgegen: du ſollſt den Herrn, deinen Gott, nicht verſuchen, Herr Vetter! Ich zitterte jedes Mal, wenn Sie ſagten: nun kann uns kein Unglück mehr treffen. Da iſt es ja! Der arme Karl!

„Sie haben Recht, Baſe!" ſagte Herrmann weich. „Darf denn das Sandkorn je

ſagen: jetzt liege ich feſt? jetzt kann kein Sturmwind mich mehr fortrollen? Emilie, ich bitte dich, habe Muth!"

Muth? erwiederte die Baſe. Nein,

Verzagen will ich Herr vor dir,
Vor deinem Zorne für und für!

„Nein, gütiger Gott!" ſagte Herrmann; „verzagen will ich nicht: denn du biſt die Liebe. Setzt euch her, Kinder; ſetzt euch alle! Was iſt es denn nun? Man hat unſre Sophie entführt; Karl iſt aber ſchon auf ihrer Spur. Was haben wir da noch zu fürchten? Nichts als eine Scene, bei der Karl ein Mann zu ſeyn, bei der Sophie ſeine Liebe, und er ihre Treue kennen lernen wird. Wäre das durch irgend etwas zu theuer erkauft? Was iſt denn nun das Unglück? Eine Minute, worin das Herz von biegſamen Eiſen zu Stahl gehärtet wird! Und iſt da nicht der Vortheil blank und baar? Wir nennen das Elend: dunkle Nacht; aber wir bedenken nicht, daß die Stunden des Kummers und des Unglücks noch einmal ſo ſchnell hinfliegen, als die übrigen Stunden des Lebens; bedenken nicht, daß wir den Propheten Jonas drei Tage und drei Nächte in den

Wallfiſchbauch einſperren, da es doch nur anderthalb Tage waren, wie es . . ." —

Was? rief Eliſabeth: drei Tage und drei Nächte waren es!

„Sie haben ohne Zweifel des Engländers Alabaſter Erklärung dieſer drei Tage nicht geleſen, Baſe Eliſabeth. Jonas brachte ſie mit dem Wallfiſche im Mittelpunkte der Erde zu, wo er Tag und Nacht zugleich hatte; und ſo machen anderthalb Tage gerade drei Tage. Iſt es nicht, ſage ich, eben ſo mit jedem Unglücklichen? Er ſteht ſchon wieder ſeit anderthalb Tagen in dem Lichte des Glückes, wenn wir glauben, er ſey noch im Mittelpunkte der Erde. Hat denn nicht auch der Unglückliche, wie der Prophet, Tag und Nacht zugleich? Erſcheint ihm nicht von der einen Seite die Ewigkeit mit den hellſten Strahlen, wenn ihn von der andern Menſchen, Glück und Ruhe verlaſſen? Alabaſter iſt über ſeine Meinung getadelt worden; er hat aber gethan, was er konnte, um dem armen Propheten ſein Unglück zu verkürzen."

Ich will Gott loben, ſagte Eliſabeth, wenn Karl, wie der Prophet Jonas, mit drei Tagen davon kommt. Aber ich glaube es nicht.

„Warum nicht? Sagen Sie, Baſe: warum nicht? Emilie, wir ſind unglücklich geweſen; aber war denn das Glück nicht ſchon hell und leuchtend dicht vor uns, wenn wir noch die Augen mit den Thränen des Kummers benetzten? Emilie, als ich von dir ſchied, auf ewig von dir und meinem Glücke — wenn wir Beide da geſagt hätten: wir wollen nicht weinen, wir wollen ruhig erwarten; wären wir nicht weiſer geweſen? Trat nicht ein Menſch, den ich nicht nennen kann, einmal mit dem feſten Vorſatze, mit der feſten Gewißheit, mich unglücklich zu machen, vor mich hin? Und was that er? Er machte mich glücklich, er gab mir Emilien."

Wer war denn das, Herr Vetter? fragte Eliſabeth. Davon weiß ich ja nichts.

„Ganz recht; denn ich habe verſprochen, den Namen nie zu nennen. Aber — ich bin wirklich böſe auf den Tanzmeiſter; der hat uns mit ſeiner Narrheit dieſen Jammer zugezogen. Da habt ihr die Ehrſucht! Wäre er hier Floßverwalter geblieben, ich wollte doch ſehen, wer uns hätte unglücklich machen können! Er verkuppelt ſeine eigne Tochter, um zu

ſteigen. Ich wollte, der Menſch wäre hier! Lieber Gott! ſeine eigene Tochter!"

Das kommt von der großen Welt! fiel Eliſabeth ein. Sophie konnte ja hier bleiben!

„Das konnte ſie, Baſe; aber ſie durfte nicht. Jetzt darf ſie; und wenn wir einmal wieder beiſammen ſind, dann wollen wir unbekannt, in tiefer glücklicher Verborgenheit, leben. Nur den großen Mann ſtürzt das Unglück zu Boden; der kleine, wenn er auch fällt, ſteht ſchon wieder, ehe man es weiß."

Wie der große Philoſoph, Vater — wie hieß er doch? —, der dem Papſte die Füße küßte, ſagte Herrmanns jüngſter Sohn.

„Recht, lieber Junge! Albert hieß er, mit dem Zunahmen: der Große. Er war von Perſon ſo klein, daß, als er ſchon längſt wieder ſtand, der Papſt noch immer glaubte, er läge auf den Knieen, und ihm ſagte, er möchte aufſtehen. Recht! Und merke es dir: laß die Leute immerhin von dir glauben, du lägeſt zu Boden, wenn du nur ſtehſt. Ja, das kann man! Laß uns feſt ſtehen, Emilie! Wir ſind ſchuldlos; und wenn Karl Sophien gerettet hat, und uns zuruft: ſteht auf! ſo wollen wir ant-

worten: wir ſtehen ſchon. Wir hofften auf Gott; und fielen nicht. Es gehört Philoſophie dazu, und eine beſſere, als der große Albert hatte, wäre ſie auch, wie man ſagt, eine Wundergabe geweſen. Es gehört dazu ein ſchuldloſes Herz, und Vertrauen auf die Vorſehung. Beides haben wir, Gott ſey Dank! Laßt alſo Karln reiten; er reitet zu einer guten That. Geh, lieber Junge, zu Mühlenberg, und bitte in meinem Nahmen um ſein andres Pferd. Auch ich will nach der Reſidenz. Vielleicht, guter Gott . . .! Gieb mir doch den Ring, Emilie, den kleinen goldnen, mit dem Herzen oben drauf! Ich könnte ihn gebrauchen."

Er nahm den Ring zu ſich, den ihm Hochfeld vor ſeiner Reiſe geſchenkt hatte, und ritt den Weg in die Reſidenz. „Iſt doch," dachte er, als er das Städtchen hinter ſich hatte, „bei ein wenig Ueberlegung das Unglück nur eine Begebenheit, wie das Glück, und der Schmerz nur ein Zuſtand, wie das Entzücken, deſſen Beobachtung Vergnügen erregen kann. Hat ſich ein Unglück ereignet, ſo weiß ich, Karls trüber Blick und Sophiens Thränen werden

mein Herz zerſchmelzen, und meiner Seele die Ruhe nehmen. Anſtatt, daß ich als Hausvater ſagen ſollte: tröſtet euch, Kinder! werde ich ſagen: laßt uns ſterben vor Schmerz und Gram!" (Dabei rollten die Thränen ſchon über ſein Geſicht.) „Ich könnte ein wenig an der Zeit rücken, vierzig Jahre vorüber fliegen laſſen, Karln und Sophien auf ihre Sterbebetten oder in ihre Särge legen, und, um mich zu tröſten, ſagen: jetzt fühlt ihr den Schmerz nicht mehr; er iſt mit den Augenblicken verſchwunden. Waren wir nicht damals Thoren, als wir euer Unglück beweinten? Ich könnte ja einen code noir der Gefühle machen, und, wie Ludwig der Funfzehnte ſagte: nous voulons que les esclaves soient reputés meubles; ſo könnte ich ſagen: meine Kinder, ich will eure Thränen nur als Ergießungen der Thränendrüſen betrachten, euer Herz für nichts andres anſehen als für das Druckwerk des Blutes, und euern Schmerz nur für ein Spiel der Muskeln. Das könnte ich wohl; aber ich werde, das fühle ich, das Gegentheil thun: jammern, wo ich tröſten, weinen, wo ich heiter ſeyn ſollte. Ich

werde euch nicht in eure Särge legen; ich werde mich ſelbſt in das meinige wünſchen, um nicht Zeuge eurer Schmerzen zu ſeyn." So philoſophirte Herrmann auf der ganzen Reiſe, und ſein Herz wurde darüber ſo weich, ſeine Empfindung ſo wehmüthig, daß er in dem Unglück ſeiner Kinder alle Leiden der Menſchen bejammerte.

Kaum war er in der Reſidenz vom Pferde geſtiegen, ſo erzählte ihm der Hausknecht im Wirthshauſe: es hat ſich ein Unglück ereignet; der Sohn des Miniſters von Hochfeld iſt erſchoſſen. — „Ach, das iſt zu viel, barmherziger Gott!" ſtammelte Herrmann in tödtlicher Angſt. „Wer? wer?" — Man ſagt, der Thäter wäre ein Herr von Lange. Auch iſt er ſchon gebracht, kreuzweis geſchloſſen. Herrmann ſchwankte, und hielt ſich am Sattel feſt, um nicht niederzuſinken. Ich habe ihn bringen ſehen, fuhr der Hausknecht fort: ein hübſcher junger Mann, in einem blauen Rocke. So kraft- und gedankenlos hatte Herrmann ſich nie gefühlt. Er ſtand erſt mitten auf dem Hofe ſtumm, gebeugt, und ſeufzend da; dann fragte er, in welches Gefängniß

man den Thäter gebracht hätte, und ging mit langſamen Schritten dahin. Die Todesbläſſe in ſeinem Geſichte zeigte, daß noch immer das erſte Schrecken über die Nachricht bei ihm wirkte, und daß der Schmerz noch nicht eingetreten war.

An der Thür des Gefängniſſes bekam er die Beſtätigung der ſchrecklichen Nachricht, von einer Gerichtsperſon, die ſo eben den Gefangenen verlaſſen hatte. Er bat um Erlaubniß, dieſen zu ſehen; ſie wurde ihm aber verweigert. Nun ſetzte er ſich auf die Schwelle der eiſernen Thür, die zu ſeinem Sohne führte, und legte beide Hände vor die Stirn. Der Kerkermeiſter fragte ihn endlich rauh: was wollen Sie hier? Mit Furchtſamkeit und Angſt antwortete Herrmann: „es iſt mein Sohn!" — Großer Gott! rief der Kerkermeiſter, ergriffen von dem Tone, mit welchem dieſe Worte geſagt wurden. Er ließ den unglücklichen Vater ruhig ſitzen, und warf nur im Vorübergehen mitleidige Blicke auf ihn.

Nach und nach kam der unglückliche Herrmann wieder zu ſich ſelbſt. Er ſtand auf, ſah umher, und betrachtete die feſten Thüren, die

Riegel, die Schlöſſer, die Mauern. Was manchen Andern noch mehr gebeugt hätte, richtete ihn auf. Er ſtreckte beide Hände gen Himmel, und ſagte: „dennoch unſchuldig!" Dieſe Vorſtellung erheiterte ihn. Er ging mit dem feſten Glauben, daß der geliebte Jüngling nicht ſchuldig ſeyn könne, nach Hochfelds Hauſe, um mit dem Miniſter zu ſprechen. O, ſagte er leiſe, als er in die Thür trat: Er iſt der Unglückliche, der Troſt bedarf; nicht ich! nicht ich!

Karl war wirklich unſchuldig. Sobald er von Caſtran Sophiens Aufenthalt wußte, ſprengte er dahin. Sein Pferd mußte er ſchon nach zwei Meilen ſtehen laſſen, und den übrigen Weg zu Fuße gehen. Als er in Sordingen ankam, fragte er in dem herrſchaftlichen Hauſe unten nach dem Herrn von Hochfeld. Man ſagte, er wäre oben. Karl ging leiſe die Treppe hinauf, und horchte vor jeder Thür. In dem zweiten Stockwerke hörte er ſprechen, erkannte Sophiens Stimme, und öffnete ſchnell. Sophie ſprang erblaſſend auf, warf ſich an ſeine Bruſt, und rief: o, lieber Karl! willkommen, mein Retter! Gott ſey Dank!

Dank! mein Geliebter! Dieſer Böſewicht hier, (ſie zeigte auf Hochfeld) dieſer elende, verächtliche Menſch, dieſer . . . — Sie wollte fortfahren; aber Hochfeld ſtürzte, außer ſich vor Eiferſucht, auf Karln zu, riß ihn wüthend von Sophien zurück, und befahl ihm, ſogleich das Zimmer und ſein Haus zu verlaſſen. „Sogleich!" ſagte Karl mit einem verachtenden Lächeln, das Hochfelds Zorn noch ſtärker reitzte. Er faßte Sophiens Hand, und ſagte: „komm, liebe Sophie!"

Das Mädchen bleibt hier! rief Hochfeld, und ſtürzte ſich zwiſchen Karln und Sophien. „Das Mädchen geht mit mir!" ſagte Karl, zwar laut, aber kalt, und warf Hochfelden zurück. Hochfeld zog in ſeiner Wuth den Degen, drang auf Karln ein, und verwundete ihn, doch nur leicht, am Arme. Karl ſprang zurück, und rief mit Heftigkeit: „Mörder!" Er nahm ſeine Piſtole aus der Taſche, und hielt ſie Hochfelden vor. Dieſer drang von neuem auf ihn ein, und ſtieß nach ihm. „Mörder!" rief Karl, und drückte ab. Hochfeld ſtürzte nieder, und ſchwamm in Blute. Jetzt drangen Leute in das Zimmer, die der Lär-

men ſchon herbei gezogen hatte. Sophie faßte bebend und bleich Karls Hand, um ihn fortzuziehen; er blickte aber bedauernd auf Hochfeld hin, und ging nicht von der Stelle. Ein Bedienter rief zum Fenſter hinaus nach Hülfe, und der Gerichtsverwalter des Dorfes kam. Karl wurde verhaftet, da er ohne Zögern ſagte: ich habe auf ihn geſchoſſen, weil ich mich vertheidigen mußte. Ein Paar Leute holten einen Arzt. Der Gerichtsverwalter ließ, aus Furcht vor dem Miniſter, Karln ſogleich in Ketten legen und ihn mit einer Bedeckung nach der Reſidenz bringen. Sophie ſetzte ſich zu Karln in den Wagen, hing an ſeinem Halſe, und betheuerte, daß ſie mit ihm ſterben wolle. So kamen ſie am folgenden Tage in die Reſidenz.

Sophie wollte das Gefängniß mit ihrem Geliebten theilen; man erlaubte es ihr aber nicht, da der ſterbende Hochfeld ſie vor dem Gerichtsverwalter in Sordingen für gänzlich unſchuldig erklärt hatte. Eben als Herrmann vor die Thür des Gefängniſſes kam, war Sophie weggegangen, um ſich auf dem Schloſſe dem Fürſten zu Füßen zu werfen, den ſie aber nicht antraf.

Herrmann ging zu Hochfeld, und ließ ſich nicht bei ihm melden, da er das Wohnzimmer kannte. Der Miniſter hatte den tiefſten Gram in dem bleichen Geſichte, und ſeine Augen ſtanden voll Thränen über den Verluſt des einzigen Sohnes. Er wendete ſich um, als die Thür aufging, wurde noch bleicher, als er Herrmann ſah, und ſeine Augen fingen an zu funkeln. Was wollen Sie? ſagte er zornig. Fort aus meinen Augen! — Herrmann näherte ſich ihm einen Schritt, blickte wehmüthig auf ſeinen alten Freund, und ſagte ſanft: „ein unglücklicher Vater will einen unglücklichen Vater um Gerechtigkeit bitten."

Die ſoll dem Mörder werden! rief Hochfeld heftig. Gerechtigkeit, unerbittliche Gerechtigkeit! Er hat meinen Sohn ermordet!

„Und iſt unſchuldig."

Unſchuldig? Fort von hier! Ich weiß ſchon, wie unſchuldig er iſt. Ich weiß, wie unſchuldig Sie ſelbſt ſind, rachſüchtiger Menſch! Aber, bei Gott! Sie ſollen lernen, was ein Vater, ein unglücklicher, kinderloſer Vater, kann!

„Ich werde lernen, was ein Menſch iſt, was ein Menſch nur ſeyn darf: gerecht!"

Nun wohl denn! Fort alſo! fort von hier! Dem Mörder Gerechtigkeit und den Fluch eines unglücklichen Vaters!

Jetzt zog Herrmann den Ring vom Finger, und reichte ihn Hochfelden hin. „Gieb mir dieſen Ring, ſagten Sie einſt zu mir in den fröhlichen Tagen unſerer Jugend; gieb mir dieſen Ring, und mein Herz ſoll wieder dein ſeyn!"

Hochfeld riß ihm den Ring aus der Hand, warf ihn zu Boden, und zertrat ihn in dem heftigſten Zorne. Fort! rief er; fort! Verdammt ſey die Stunde, da ich an dieſem heimtückiſchen Herzen lag, das mit ſeinem Haſſe den Mörder meines Sohnes erzog. Fort! — Herrmann faltete die Hände. „Ich liebte ihn," ſagte er, halb von Hochfeld abgewendet; „ich liebte ihn immer, liebe ihn noch jetzt. Und führt er den Unglücklichen auf das Blutgerüſt, ſo will ich ihm vergeben, und ihn dennoch lieben! . . . Herr von Hochfeld!"

Jetzt riß der Miniſter Herrmanns Aufſatz, der durch Sophien in ſeines Sohnes Hände

gekommen war, aus dem Schreibtiſche, hielt ihm den hin, und ſagte: niedriger Heuchler! Erſt wollten Sie den Sohn mit dem Vater entzweien; dann laſſen Sie ihn ermorden! Ich ſage: fort von hier!

Herrmann ſah den Aufſatz an, und fragte erſtaunt: „was iſt das? Wie ſoll ich das verſtehen? Dieſen Aufſatz ſchrieb ich vor mehreren Jahren für eben das Mädchen, das Ihr Sohn entführt hat.“ Hochfeld nahm ihm den Aufſatz wieder aus der Hand, und riß ihn durch. Herrmann trat ihm aufs neue einen Schritt näher, und ſagte: „Ew. Excellenz ſcheinen mich in einem Verdachte zu haben, deſſen Urſache ich nicht kenne. Aber wäre es auch, ſo hat der Gefangene meine Schuld nicht zu theilen; und da Ew. Excellenz Richter ſind, ſo dürfen Sie nicht Vater ſeyn. Ich verlange, gehört zu werden. Den Vater bedaure ich; aber von dem Miniſter fordre ich Gerechtigkeit.“

In dieſem Augenblick öffnete ſich die Thür. Eine Stimme rief: ich muß ihn ſprechen! und Sophie trat ohne Athem in das Zimmer. Als ſie Herrmannen ſah, ſtürzte ſie in ſeine Ar-

me, und rief: o, nun iſt alles gut! o mein Vater! Er iſt unſchuldig; Karl iſt unſchuldig! Ich bin die Unglückliche, um die er Feſſeln trägt. Herrmann benetzte ſie mit Thränen, und führte ſie dann auf Hochfeld zu. „Wollen Ew. Excellenz das Mädchen hören? Noch weiß ich ſelbſt die näheren Umſtände der unglücklichen Begebenheit nicht.“ — Hier, ſagte der Miniſter, aufs neue gereitzt: hier iſt nicht der Ort dazu. Wir werden ſie hören. Aber — ſie iſt frei, da ſie doch einen ſo nahen Antheil an dem Morde hat? Er wollte klingeln. Herrmann trat vor, und ſagte: „Ew. Excellenz, keine unnöthige Grauſamkeit! Hören Sie das Mädchen; und iſt dann noch ein Schein von Schuld da, ſo will ich ſie ſelbſt nach dem Gefängniſſe bringen. Bei Gott, Ew. Excellenz, ich verlange nichts als Menſchlichkeit, oder, was hier daſſelbe iſt, Gerechtigkeit!“

Sophie warf ſich dem Miniſter zu Füßen, umfaßte ſeine Kniee, und erzählte unter Schluchzen, mit dem unverkennbaren Ausdrucke der reinſten Wahrheit. Hochfeld nahm den Aufſatz auf, zeigte ihn Sophien, und frägte, wie

es ſich damit verhalte. Dies, ſagte Sophie, gab ich Ihrem Sohne, als ich ihn noch nicht kannte, und als wir einmal über die Gründe der Tugend ſtritten. Es iſt von dieſem meinem edlen Lehrer geſchrieben. — Wann? — Etwa vor fünf Jahren.

Der Miniſter runzelte die Stirn. Er examinirte Sophien nun genauer über alle Umſtände der Schlägerei, und mußte endlich einſehen, daß Karls Schuß nur Nothwehr geweſen war. Jetzt kam auch der Juſtizrath, der den Gefangenen ſummariſch verhört hatte. Alles ſtimmte wörtlich mit Sophiens Ausſage überein. Hochfeld fing an zu zweifeln; ſein Schmerz wurde aber nun noch größer, da er ſeinen Sohn nicht länger für unſchuldig erklären konnte. Jetzt nahm Herrmann Hochfelds Hand, führte ihn in ein Kabinet, und ſagte mit ſanftem Tone: „ich muß Ihr Herz noch einmal erſchüttern! . . . Es iſt Ihr und Luiſens Sohn!" — Hochfeld wurde bleich, und ſah lange ſtarr vor ſich hin. Wer? fragte er endlich betäubt — „Der Gefangene iſt nicht mein, er iſt Ihr und Luiſens Sohn." Hochfeld zitterte und ſank in einen Stuhl.

Als Herrmann tröſtend zu ihm kam, öffnete er die Arme, und ſagte weinend: lieber Lange! — „Hochfeld!“ rief Herrmann; „erkennſt du mich endlich?“ Sie lagen laut weinend einer an des andern Bruſt.

Endlich fanden ſie wieder Worte. Herrmann erzählte ſeinem Freunde alles, und ſagte dann: „du wirſt ihn auf den erſten Blick erkennen; denn er ſieht dir ſehr ähnlich.“

Jetzt kam ein reitender Bote von dem Wundarzte, der den jungen Hochfeld in Sordingen verbunden hatte; und ſeine Nachricht erregte die größte Freude. Die Kugel war nur durch die Schulter gegangen, und der Arzt wollte für das Leben des Verwundeten ſtehen.

Sophie wartete noch immer mit Angſt im Zimmer des Miniſters, der jetzt ſeine Befehle gab, und dann mit Herrmann wieder zu ihr ging. Nach einer Viertelſtunde wurde Karl in das Zimmer geführt, und Sophie ſank in ſeine Arme. Der Miniſter warf einen Blick auf ihn, ſah die große Aehnlichkeit mit ſeinem andern Sohne, und fiel ihm,

von ſeiner Empfindung hingeriſſen, um den Hals.

Sie blieben die Nacht bei dem Miniſter; denn Caſtran, der von dem Tode des jungen Hochfeld gehört hatte, war nicht zu finden. Ich falle in Ungnade! jammerte er, und ging von einer table d'hôte zu der andern. Hochfeld ſprach nun mit Herrmann von ſeiner Abſicht, ihn wieder empor zu heben. Herrmann ſchüttelte den Kopf. „Laß mich, lieber Hochfeld! Biſt du denn durch dein Amt glücklich? Ich bin es jetzt vollkommen. Mache deinen Karl zum Holz-Inſpektor in meinem Städtchen, und gieb ihm Sophien zur Frau. Meinen Sohn Julius mache zum Commissarius loci, und vermehre ſein Gehalt ein wenig, daß er ſeine Geliebte heirathen kann. Meinem alten Vater gieb ſeine Gnadenpenſion wieder. Das iſt wohl das Wenigſte, was der Fürſt für ihn thun muß, da er im Grunde ſein Vermögen dem fürſtlichen Hauſe aufgeopfert hat. Mir aber, lieber Hochfeld, laß mein unabhängiges Leben und deine Freundſchaft! Bin ich denn jetzt nicht genug? Ein glücklicher Gatte, ein glücklicher Vater,

ein glücklicher Sohn, und der Freund des erſten Miniſters! . . . Was hat denn nun mein Bruder? Was haben ihm die Intriguen gegen ſeinen Vordermann geholfen? Er ſtieg, wurde von ſeinem Vordermann gefordert, lahm geſchoſſen, und mußte ſeinen Abſchied nehmen. Was hat denn Rolfs? Er will dich verdrängen. Du entdeckſt dem Fürſten ſeine Schurkenſtreiche, und er wird verabſchiedet. Das Vermögen meiner Schweſter iſt verthan, und er laborirt nun am Podagra, an vergeblichen Wünſchen nach ſeiner ehemaligen Größe. Wenn die Tante Flinsberg noch lebte, die würde mir genug in den Ohren liegen, deinen Einfluß zu nützen. Ich thue das ja auch, wenn du meine Wünſche erfüllſt! . . . Hochfeld, es giebt keine andere Größe auf der Erde, als ein ſchuldloſes Herz, und kein anderes Glück, als die Liebe ſeiner Familie!"

Hochfeld erfüllte Herrmanns beſcheidene Wünſche. Julius und Karl wurden an Einem Tage in Hermanns Wohnorte verheirathet, und der Miniſter war mit ſeinem Sohne, dem man das Geheimniß von Karls Geburt mitgetheilt hatte, zugegen. Caſtran blieb Ac-

ciſe-Inſpektor. Als er aber ſeines Schwiegerſohnes vertraulichen Umgang mit dem Miniſter ſah, behauptete er mit Zuverſicht: nun, ſo ſoll man doch ſehen, wie ich noch ſteigen werde!

Eliſabeth erlebte den Hochzeittag nicht mehr; ſie erkältete ſich, als ſie ſchon ſechs Wochen vorher Anſtalten dazu machte, und ſtarb mit einem Verſe auf der Zunge.

Hermanns Familie wurde immer glücklicher, und ſeine Eltern waren noch einige Jahre Zeugen davon. Alle lebten in der ungeſtörteſten Einigkeit; und Hochfeld ſagte jedes Mal, wenn er einige Tage bei Herrmann geweſen war: du haſt Recht, Lange! Es giebt auf der Erde keine andre Größe, als ein ſchuldloſes Herz, und kein andres Glück, als die Liebe ſeiner Familie!

Druckfehler.

Seite 30 Zeile 4 entkomemn l. entkommen.
— 101 letzte Zeile ſoll l. ſollte.
— 107 Z. 10 mir l. mit
— 150 — 3 einer l. Einer
— 308 letzte Zeile möcht l. möchte.
— 438 Z. 4 ihr l. Ihr.

Lafontaine, August Heinrich Julius,

Herrmann Lange

Bd.: 2

(1799)

Coburg, Landesbibliothek -- D II 9
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11940515-4